Julius Wolff

Zweifel der Liebe

Julius Wolff
Sämtliche Werke

Herausgegeben mit einer Einleitung und Biographie von

Joseph Lauff

VIII. Band

Erste Serie: Die Romane

Zweifel der Liebe

Verlag von Paul List in Leipzig

Julius Wolff

Zweifel der Liebe

Roman aus der Gegenwart

Mit 8 Vollbildern von

F. Schwormstädt

Verlag von Paul List in Leipzig

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Zweifel der Liebe

Erstes Kapitel.

Ein bleierner Himmel lagerte eines Spätnachmittages Mitte Juli über der deutschen Reichshauptstadt. Vor dem einförmig grauen Hintergrunde schoben sich hier schwarze, dort hellere Wolkenmassen in langsamster Bewegung wallend daher, und die Luft war schwül und drückend in der atembeklemmenden Spannung eines heraufziehenden Gewitters. Das bräunlich trübe Wasser der Spree floß in kleinen schuppigen Wellen zwischen den hohen Ufermauern kaum merklich stromab, und die Häuser zu beiden Seiten des Flußlaufes standen so düster und mürrisch da, als hätten sie schwer zu tragen an der Last der dunstüberfüllten Umgebung. Die Menschen auf den Straßen gingen mit verdrießlichen Gesichtern und trägen Schrittes dahin, manche den Hut in der Hand, sich die Stirn trocknend, fast keuchend in der beängstigenden Hitze. Bald aber erhoben sich als Vorboten des drohenden Unwetters heftige, staubaufwirbelnde Windstöße, und nun beeilte sich alt und jung, vor seinem Ausbruch noch unter Dach und Fach zu kommen.

Zwei Treppen hoch in einem Miethause am Schiffbauerdamm stand in seinem Zimmer ein Offizier vor

der Meßtischplatte und betrachtete die darauf befindliche, halb fertige Zeichnung einer topographischen Aufnahme.

Es war der Oberleutnant Freiherr Leo von Bürden, ein schlank und kräftig gebauter Mann mit graublauen, treuherzig blickenden Augen, einem blonden Schnurrbart und einem leichten Schmiß auf der linken Wange.

Jetzt im zweiten Jahre zur Kriegsakademie einberufen, war er mit nur wenigen seiner Kameraden, die ebensolche Aufgaben zu erledigen hatten wie er, nach dem sommerlichen Schluß der Akademie noch in Berlin geblieben, während die meisten Herren zu Dienstleistungen bei verschiedenen Truppenteilen kommandiert waren und die vom dritten Jahrgang sich auf der üblichen Generalstabsreise befanden.

Die Einrichtung seiner Junggesellenwohnung war eine bescheidenen Ansprüchen allenfalls genügende, doch keineswegs elegante. Ein altmodisches Plüschsofa, über dem eine große Photographie Kaiser Wilhelms des Ersten hing, ein ovaler, mit einer blumig bedruckten und darüber noch mit einer kleineren, gehäkelten Decke versehener Tisch davor, ein Zylinderbüreau von stark nachgedunkeltem Mahagoni und einige Rohrstühle mit geschweiften Rücklehnen aus demselben Holz bildeten die Ausstattung des geräumigen, mit einem schon ziemlich abgenutzten Teppich belegten Zimmers. Auf dem Zylinderbüreau stand inmitten von allerlei Rauchgerät das in einem geschnitzten Eichenholzrahmen gefaßte photographische Bildnis einer schwarzgekleideten Dame mit der Unterschrift ‚Deine Mutter‘.

Die Fenster der Wohnung gewährten Ausblick auf die Spree, die jenseitige Häuserreihe und die breite Mar-

schallbrücke. Gerade gegenüber lag der langgestreckte, gelbliche Backsteinbau des physikalischen Instituts, und halb rechts ragte die mächtige Kuppel des Reichstagsgebäudes über die Dächer empor.

Um das spärliche Tageslicht möglichst auszunutzen, rückte der Offizier den viereckigen Zeichentisch dicht an eines der beiden Fenster und setzte sich, seine Aufgabe zu fördern.

Bald in die Arbeit vertieft, merkte er nicht, daß sein Bursche hereingekommen war. Erst als dieser meldete: „Herr Oberleutnant, ein Telegramm!“ wandte er sich schnell um mit der Frage: „Ein Telegramm an mich? woher? doch nicht aus Weimar?“

Der hinter dem Burschen durch die offen gebliebene Tür eintretende Postbote sagte nur: „Herrn Oberleutnant Freiherrn von Bürden“ und überreichte dem Nickenden die Depesche, worauf er mit dem Burschen wieder verschwand.

Hastig entfaltete der Empfänger das Telegramm, und in dem Augenblicke, da er zu lesen begann, zuckte der erste Blitz und beleuchtete grell die Schrift auf dem Papier, sogleich von einem krachenden Donner gefolgt.

„Herr Gott im Himmel!“ entfuhr es dem Lesenden angesichts der ersten sich ihm darbietenden Zeilen. Bestürzt las er zu Ende, ließ das Blatt auf den Tisch sinken, starrte darüber hin, nahm es wieder zur Hand und las die Depesche noch einmal.

Dann sprang er vom Stuhl auf und rief erregt aus: „Der arme Kerl! so jung und lebensfroh und nun dahin, auf immer dahin!“

Die Hände auf dem Rücken verschränkt rannte er hin und her, blieb mitten im Zimmer stehen, strich sich über

Stirn und Haar, sah nicht die flammenden Blitze, hörte nicht die rollenden Donner. Endlich begann er wieder mit sich selber zu reden: „Das hab' ich nicht gedacht, hab' ich niemals gewünscht und gehofft, und hätte mir's einer prophezeit, ich hätt' ihn ausgelacht oder angepfiffen, und nun steht es da schwarz auf weiß und ist kein Zweifel daran. Wenn das ein Jahr früher gekommen wäre, — wie wäre dann alles, alles anders! — Hier halt' ich es nicht aus in der Stickluft, ich muß hinaus ins Freie." Er riß ein Fenster auf; draußen rauschte der Regen. „Mag es regnen vom Himmel, was es will! ich habe ein Abkühlung nötig, und Blitz und Donner passen gut zu meiner Stimmung. Ist mir das Schicksal doch wie ein Wetterstrahl in mein Leben hineingefahren."

Die Litewka flog im Schwunge auf das Sofa. Er zog den Überrock an, schnallte den Degen um, steckte das Telegramm ein und stürmte die Treppe hinab.

Fast unbewußt nahm er seinen Weg über die Marschallbrücke, und als er am Reichstagufer dem Königsplatze zuging, ließ der Regen auf einmal nach. Der in seine ordnungslosen Gedanken Verlorene beachtete es nicht; erst auf dem Königsplatz vor der Siegessäule wie ein Nachtwandler plötzlich erwachend, fand er sich selber wieder und schaute nun um sich. Im Westen brach aus dem sich lichtenden Gewoge ein Stück aufglühender Abendröte und bestrahlte die große vergoldete Laterne auf der Kuppel des Reichstagshauses, daß sie sich von der dunklen Wolkenschicht des noch schwer bezogenen östlichen Himmels glänzend abhob, ein prächtiges Bild, dessen Anblick sich der Rastende ein paar Sekunden lang hingab.

Dann wandelte er weiter, und es überkam ihn ein Drang nach Mitteilung und Erleichterung seines von

streitenden Gefühlen ergriffenen Herzens. Einen mußte er haben, um sich aussprechen zu können, und indem er unter den noch tropfenden Bäumen der Friedensallee dem Brandenburger Tor zuschritt, sagte er sich: „Wenn ich doch Hüningen zu Hause fände!"

Er ging durch das Tor und links die Linden hinauf, dann durch die Schadowstraße in die Mittelstraße, wo er die Wohnung des ihm befreundeten Kameraden wußte, der, wie er, Oberleutnant auf der Kriegsakademie und auch mit topographischen Aufnahmen noch in Berlin zurückgehalten war.

Als er aber die schon ziemlich dunkle Treppe zu jenem hinanstieg, wurde sein Schritt mit jeder Stufe langsamer, denn es bemächtigte sich seiner wieder eine große Unruhe und Unsicherheit, in welcher Weise er den Freund einweihen sollte. Am Eingang oben angelangt, zögerte er noch einmal, mit sich kämpfend, ob er eintreten und mit der Veränderung seiner Lage zugleich sein Herzensgeheimnis, von dem außer ihm noch keine Menschenseele wußte, preisgeben sollte oder nicht. Seine überströmende Freude wollte er gern in die Welt hinausschreien, aber das Leid, das an seinem Leben zehrte, über die Lippen zu bringen deuchte ihm unendlich schwer. Und doch war es kaum möglich, die eine zu berichten und dabei das andere zu verschweigen, zumal einem so klugen und scharfen Beobachter gegenüber wie Hüningen. Schon wollte er umkehren, als er jemand die Treppe heraufkommen hörte. Es war der Pförtner des Hauses, der die Flurlampen anzündete. Da schämte er sich vor dem Manne, sich wegzuschleichen ohne Einlaß begehrt zu haben; was sollte der von ihm denken? Schnell zog er die Klingel.

Hüningen war zu Hause, und rasch atmend, fast

ungestüm trat der Angemeldete zu ihm in das Zimmer, wo alles kraus und wirr durcheinander lag und stand.

„Bürden! willkommen!“ begrüßte ihn der Bewohner, sich erhebend und ihm die Hand entgegenstreckend.

„Haben Sie heut abend etwas vor, Hüningen?“ begann der Besucher mit gepreßter Stimme.

„Nein! warum?“ fragte Hüningen, erstaunt über den befremdlichen Ton der Anrede.

„Dann, bitte, kommen Sie mit!“

„Gern, wohin?“

„Zu einem Glase Wein.“

Das war alles so beklommen herausgestoßen, daß Hüningen den Freund groß ansah und dann sagte: „Und — außerdem, wozu noch? denn ich sehe es Ihnen an, Bürden, Sie sind erregt, Sie haben etwas erlebt; also heraus mit der Sprache!“

„Nicht hier, nachher beim Wein.“

„Gut! ich bin bereit. — Jonathan! Jonathaan!“ schrie er dröhnend zur Tür hinaus. Der Bursche erschien. „Nicht aufräumen! nichts anrühren! aber Fenster auf! Schlafzimmer auch! Morgen brauche ich Helm und Überrock zweite Garnitur. Halbwegs begriffen?“

„Zu Befehl!“

„Kehrt! marsch!“

Jonathan trat ab.

„So! jetzt kann's losgehen zu dem Glase Wein, aber neugierig bin ich, was Sie mir da einschenken werden.“

Die beiden rasselten mit ihren Degen die Treppe hinab.

Sie gingen durch die von Wagen und Fußgängern stark belebte Friedrichstraße den Linden zu, wo schon die elektrischen Lampen brannten. Hüningen machte ab und zu eine Bemerkung über gleichgültige Dinge, über das

Gewitter, über den Fortschritt ihrer Arbeiten und mehr dergleichen, erhielt aber so kurze und zerstreute Antworten, daß er das Fragen aufgab und sich Bürdens Führung fortan schweigend überließ.

An der Ecke der Französischen Straße schwenkte dieser rechts ab.

„Aha! wohl zu Mitscher, nicht wahr?" sagte Hüningen jetzt.

„Erraten!" versetzte Bürden, „dort finden wir hoffentlich ein Plätzchen, wo wir unbeobachtet und unbelauscht sind."

Unbeobachtet und unbelauscht! wiederholte sich Hüningen im stillen, immer neugieriger werdend.

Bürden sah sich in seiner Hoffnung nicht getäuscht. Sie fanden in den hell erleuchteten Gasträumen der beliebten Weinhandlung eine durch halbhohe Scherwände von den andern getrennte Box mit einem gedeckten Tisch frei und ließen sich dort nieder.

Bürden nahm aus der Hand des Kellners die Weinkarte und reichte sie dem Kameraden. „Bitte, bestimmen Sie!"

„Ist Ihnen ein 1900er Mosel recht?" fragte Hüningen, in dem Verzeichnis blätternd.

„Jawohl! nur keinen zu geringen."

„Ei, ei!" lächelte Hüningen, und nach kurzem Suchen entschied er: „Zeltinger Schloßberg."

Dann wählte sich jeder auf der Speisekarte ein Fleischgericht, und der befrackte Ganymed enteilte.

Sie saßen nebeneinander, der eine an der Langseite, der andere an der Schmalseite des Tisches, wechselten aber jetzt weiter kein Wort. Hüningen wußte nicht recht, was er für ein Gesicht machen sollte, denn noch ahnte er nicht, ob die Sache aufs Tragische oder nur aufs Abenteuer-

liche hinauslaufen würde. In seinen scharf geschnittenen Zügen drückte sich teils Ungeduld, teils ein schwer bezähmter Übermut aus, doch bemühte er sich, eine ernste, ruhige Miene zu bewahren, dem kommenden großen Moment der Enthüllung angemessen, wie er sich in seiner leicht spottlustigen Seele sagte. Aus den dunklen Augen über der kühn geschwungenen Nase warf er ein paarmal einen prüfenden Blick auf den rätselhaften Gesellen hier neben sich und drehte an seinem langen, schwarzen Schnurrbart, als überlegte er sich den Wortlaut einer jenem zu Hilfe kommenden diskreten Frage, die er dann doch unterließ, um zu warten, bis der andere von selber losdrückte.

Als aber, nachdem der Kellner den Wein gebracht, Hüningen eingeschenkt und dem Freunde zugetrunken hatte, dieser immer noch keine Anstalten machte, sich ihm zu eröffnen, ward ihm dieses hartnäckige Schweigen nachgerade unheimlich, und nicht länger an sich haltend, begann er: „Nach der geheimnisvollen, alle möglichen Deutungen zulassenden Einleitung, lieber Bürden, darf ich mir wohl die verzeihliche Frage erlauben: was ist denn nun eigentlich los mit Ihnen? sagen Sie's endlich! Soll ich Ihr Zeuge sein?"

„Ja! Sie sollen der erste Zeuge einer Schicksalswendung sein, die ich vor einer Stunde gänzlich unerwartet und unvorbereitet erfahren habe. Hier, — lesen Sie das!" erwiderte Bürden und zog aus dem Aufschlage des Ärmels, der gebräuchlichen Brieftasche des Offiziers, das Telegramm hervor.

Hüningen hatte bei der mit einer gewissen Feierlichkeit abgegebenen Erklärung hoch aufgehorcht, nahm nun erst recht gespannt das Telegramm und las folgendes:

Melde gehorsamst, daß Baron Clemens von Bürden in den Dolomiten abgestürzt und zu Tode gekommen

ist. Der Förster ist hingereist, die Leiche zu holen. Wir begrüßen Euer Hochwohlgeboren als den rechtmäßigen Erben des Majorats, unsern neuen gnädigen Herrn und erwarten Dero Befehle. Brief folgt. Specht, Rentmeister.

„Alle Donnerwetter! ich gratuliere, Herr Majoratsherr!“ rief Hüningen, dem ernst Dreinschauenden die Hand reichend. „In welchem Verhältnis standen Sie zu dem Verunglückten?“

„Er war ein Vetter von mir zweiten Grades, der Sprößling eines älteren Astes unseres Geschlechts, ein braver, anständiger Kerl, flott und lebenslustig. Ich bedaure ihn aufrichtig, sein Tod erschüttert mich, aber Sie begreifen, lieber Hüningen, — untröstlich kann ich nicht sein, zumal wir außer den verwandtschaftlichen Beziehungen und der Lust am Weidwerk, dem wir hin und wieder gemeinsam oblagen, keine seelischen Berührungspunkte miteinander hatten.“

„Sie waren sein nächster Agnat?“

„Ja. Unsere Urgroßväter waren Brüder, aber ihre Nachkommen entfremdeten sich einander mehr und mehr, bis endlich durch den Vater des jetzt Verstorbenen, den leider auch zu früh heimgegangenen Freiherrn Augustus, endlich wieder eine Annäherung zwischen ihnen zustande kam. Es gab überhaupt in der Familie frühzeitige Todesfälle, aber geringen Kindersegen. Auch Clemens war einziger Sohn, den zu beerben ich nach menschlichem Ermessen nicht die geringste Aussicht und auch niemals den frevelhaften Wunsch hatte, denn er war jünger als ich, gesund und kräftig und würde, wenn er am Leben geblieben wäre, doch vermutlich bald geheiratet haben. Er war ein leidenschaftlicher, tollkühner Bergsteiger, und dieser Sport hat ihm nun wie so vielen schon den Tod

gebracht, weil es ihm Jahr für Jahr nicht Ruhe ließ, auf die Gletscher und die höchsten, schwindlicht steilen Felstürme zu kommen."

Sie schwiegen wieder eine Weile, während sie mit Messer und Gabel hantierten und auch dem Weine zusprachen, von dem sie schon die zweite Flasche vor sich hatten.

„Kennen Sie das Majorat?" fing Hüningen wieder an.

„Einigermaßen, ja," erwiderte Bürden. „Es liegt im südlichen Thüringen; ich war ein paarmal zur Jagd dort, erst im vergangenen Herbst eine Woche lang."

„Ist es groß?"

„Das Rittergut Finkenwalde umfaßt rund sechstausend Morgen Felder und Wälder mit vorzüglichem Boden und gut bestandenen Forsten."

„Schloß und Park?"

„Natürlich! auch mit einem prächtigen Erbbegräbnis, in dem noch Platz für manchen stillen Schläfer ist."

„Na, da sind Sie ja für Zeit und Ewigkeit versorgt und aufgehoben," sagte Hüningen. „Was können Sie mehr noch wünschen und verlangen?"

„Mir wird damit der seligste Traum meines Lebens erfüllt, ein nach jeder Richtung hin freier Mensch zu sein," sprach Bürden.

Überrascht sah ihn Hüningen an. „War das der Traum Ihres Lebens?"

„Ja! Freiheit und Unabhängigkeit von Menschen und Verhältnissen, von allen kleinlichen Rücksichten und schwächlichen Konzessionen, das war von Jugend auf meine glühendste Sehnsucht."

„Sonderbarer Schwärmer!" lächelte Hüningen. „Wer auf Erden ist denn frei? kein Mensch, kein König, eher noch der Bettler, siehe Al-Hafi!"

Bürden achtete nicht auf den Einwurf, sondern fuhr fort: „Äußerlich war ich bis zum heutigen Tage überall gebunden, stets einem Stärkeren, Höheren untergeben und pflichtig. Disziplin und Subordination waren die Stichworte meines Tuns und Lassens. Mich innerlich freizumachen war ich schon immer bestrebt, frei von Vorurteilen und Formeln, von Dogmen und Doktrinen und all dem Krimskrams, der Menschenseelen ängstigt, bedrängt und bindet. Einsam kann ich leben, aber frei will ich sein!"

Hüningen schüttelte den Kopf, hob dem warm Gewordenen das Glas entgegen und sagte mit einem Anflug von Spott um Mund und Augen: „Also es lebe die Freiheit, Freund, und Ihr Glück!"

Bürden stieß lässig mit ihm an und sprach dabei mit einem verbissenen Ton: „Mein Glück!" Dann legte er, den Ellenbogen auf den Tisch stemmend, die Stirn in die Hand und schwieg.

„Nun? noch nicht zufrieden, Herr Majoratsherr?" fragte Hüningen verwundert. „Gibt es in dem freiherrlich Bürden'schen Familienerbvertrag vielleicht eine fatale Klausel, die Ihre Herzenswahl beschränkt? Müssen Sie etwa eine hochadlige, verblühte Jungfrau aus einer entfernten Seitenlinie heiraten, um Ihre edle Sippe vor dem Aussterben zu bewahren?"

„Nein, nein! das nicht, aber — das Glück kommt für mich zu spät."

„Zu spät? Was soll das heißen?"

„Fragen Sie nicht!"

„Doch, Bürden, ich frage. Haben Sie mir schon soviel Vertrauen geschenkt, so bleiben Sie nicht auf halbem Wege stehen. Mir scheint, das dicke Ende Ihrer Majoratsherrlichkeit kommt noch nachgehinkt."

Bürden nickte still vor sich hin, und nach einigem Zögern sprach er: „Mag es denn sein! der Kellner soll abräumen, dann will ich Ihnen meine Geschichte erzählen."

Nachdem das Geschäft von dem herbeigerufenen Kellner besorgt war, begann Bürden in ruhiger, sachlicher Weise: „Ich bin vor nun bald vierunddreißig Jahren auf dem Gute meines Vaters geboren, das auch in Thüringen lag, aber im nördlichen. Dort bin ich aufgewachsen und von meiner Mutter und dem Pfarrer so lange unterrichtet, bis ich das Gymnasium der Kreisstadt besuchen konnte, wo man mich in eine Pension gab. Einmal Landwirt zu werden verspürte ich keine Neigung, obwohl ich als einziges Kind eigentlich die Verpflichtung dazu hatte, des Gutes wegen. Mich zog es mehr zu den Büchern. Besonders gern trieb ich alte Sprachen und Geschichte und besitze heute noch die mir lieb gewordenen Werke römischer und griechischer Autoren. Immer lebhafter wurde der Wunsch in mir, zu studieren, aber nicht Gelehrter wollte ich werden, sondern Jurist, um mich der höheren Beamtenlaufbahn zu widmen. Als ich in die Prima versetzt war, rückte ich zaghaft damit heraus und erfuhr zu meiner Freude von meinen Eltern keinen Widerspruch dagegen. Das kräftige Eintreten für mein Verlangen seitens meiner Mutter begriff ich wohl, denn sie war, oder vielmehr sie ist eine hochgebildete Frau mit umfassenden Kenntnissen, während ihr die erforderlichen Eigenschaften einer tüchtigen Gutsfrau fehlten. Um so mehr wunderte ich mich, daß auch mein Vater, nachdem er sich die Sache zwei Nächte beschlafen hatte, meinem Wunsche zustimmte. Warum er es tat, ist mir erst später klar geworden. So bezog ich denn nach dem Abiturientenexamen mit meinen neunzehn Jahren die Universität

Jena, sprang dort sofort in ein Korps ein und führte ein fröhliches, sorgloses Studentenleben. Dabei schloß ich mit einem meiner Korpsbrüder, der bei derselben Fakultät eingeschrieben war wie ich, besonders innige Freundschaft. Er hieß Roderich Hersfeld."

Hier machte der Erzähler eine Pause und leerte bedächtig sein halbvolles Glas. Als er dann nicht gleich weitersprach, fragte Hüningen: „Sollte das ein stilles Glas bedeuten?"

„Nein," erwiderte Bürden, „mein Korpsbruder ist noch am Leben." Er sagte das aber in einem eigentümlichen Tone, der Hüningens feinem Ohr auffiel. Dann fuhr er fort: „In meinem vierten Semester erhielt ich die Trauerbotschaft vom plötzlichen Tode meines Vaters. Nun war es mit meinem Studium aus und vorbei. Die Vermögensverhältnisse stellten sich als sehr ungünstig heraus, weit ungünstiger als meine Mutter gewußt oder geahnt hatte, und dies war der Grund, weshalb mein Vater nicht von mir verlangt hatte, Landwirt zu werden. Das Gut war stark verschuldet und nicht mehr zu halten. Auf den Rat sachverständiger Freunde ward es verkauft, und meine Mutter behielt bei der Abwickelung glücklicherweise noch so viel übrig, daß sie anständig, wenn auch nur bescheiden davon leben und mir auch noch einen kleinen Zuschuß gewähren konnte. Die juristische Laufbahn mußte ich aber aufgeben, denn es hätte zu lange gedauert, bis ich dabei zu Amt und Brot kam. Meine Mutter siedelte nach der von ihr geliebten Musenstadt Weimar über, wo sie gesellschaftliche Beziehungen hatte und heute noch wohnt. Ich entschloß mich, Offizier zu werden, wozu ich nächst der Juristerei die größte Neigung hatte, und fand Aufnahme als Fahnenjunker im ersten Bataillon eines Thüringer Regiments. Ich war mit Freuden Soldat,

wurde in den üblichen Fristen Leutnant und Oberleutnant, dann ohne mein Dazutun nach Kassel versetzt und endlich zur Kriegsakademie kommandiert.

In Kassel, wo ich mich bei angenehmen Garnisonsverhältnissen sehr wohl fühlte, ereilte mich das Geschick, an dem ich mein Lebenlang zu tragen habe. Ich lernte dort eine junge Dame kennen, verliebte mich in sie, liebe sie noch und werde sie bis zu meinem letzten Atemzuge lieben. Aber sie war ebenso arm wie ich, und an heiraten war nicht zu denken. Sie war die Tochter eines damals schon verwitweten, inzwischen auch verstorbenen Geheimen Regierungsrates und wohnte bei einer zehn Jahre älteren, unverheirateten Cousine. — Ich verstehe Ihren fragenden Blick, ob sie mich wiederliebte. Darauf kann ich nur sagen: ja! ich glaube es. Zu einer Aussprache, ja nur zu Andeutungen über unsern beiderseitigen Herzenszustand ist es niemals zwischen uns gekommen, so oft wir uns auch in Gesellschaften, auf Bällen, auf der Eisbahn und sonstwo begegneten. Ich bereitete mich zur Kriegsakademie vor, wurde einberufen und habe die Angebetete meines Herzens nie wiedergesehen. Ende vorigen Jahres aber erhielt ich — Sie werden nicht raten was."

„Doch nicht wieder eine Todesnachricht?" fuhr Hüningen auf.

„Nein, — erhielt ich von meinem Freund und Korpsbruder Hersfeld, der nach meinem Abgange von dort als Regierungsassessor nach Kassel gekommen und ein wohlhabender Mann war, die gedruckte Anzeige seiner Verlobung mit der von mir Geliebten."

Wie unter einer körperlichen Schmerzempfindung zuckte Hüningen bei diesen mit bebender Stimme gesprochenen Worten des Freundes.



Leo trat an den Sarg heran, legte das Tannenreis darauf und blieb einige Minuten daneben stehen.
(S. 28.)

„Ja ja, das ist das Ende vom Liede, das ist die Zugabe zu dem, was Sie vorhin mein Glück nannten, lieber Hüningen!"

Er schwieg und tat wieder einen langen Zug aus seinem Glase. Seine Brust hob und senkte sich in tiefster Erregung.

Hüningen blickte vor sich hin und strich gedankenvoll die Asche von seiner Zigarre. Lange Zeit blieb es still zwischen den beiden. Dann sagte Hüningen leise: „Die alte Geschichte! das Mädchen heiratet aus Ärger den ersten besten Mann."

„Nein, so nicht, so nicht, Hüningen!" widersprach Bürden lebhaft. „Ich wollte sie nicht binden und noch Jahre lang auf mich warten lassen, bis ich Hauptmann wurde und ihr auch dann nur eine höchst bescheidene Existenz bieten konnte. Als nun Hersfeld kam, in gesicherter Stellung, mit einer vielversprechenden Zukunft — jetzt ist er schon Regierungsrat — und sich ihr mit seinem gewandten Wesen und Auftreten mehr und mehr näherte, da wird sie — das ist mir kein Zweifel — von ihrer Verwandten stark beeinflußt worden sein, der verlockenden Werbung des sehr annehmbaren Freiers Gehör zu schenken, statt sitzenzubleiben und als alte Jungfer zu verkümmern. Ich kann ihr nicht einmal grollen, daß sie endlich zugriff und damit, in eine fast glänzende Lage kommend, sich der Sorgen um ihre Zukunft entschlug. Und auch meinem Korpsbruder kann ich keinen Vorwurf machen. Er wußte wohl kaum, daß ich eine Zeitlang in Kassel gestanden hatte und mit der Dame bekannt geworden war, weiß es vielleicht heutigen Tages noch nicht. Sie aber wissen jetzt alles," schloß der sichtlich Erleichterte. „Ich mußte es mir einmal von der Seele herunterreden, und zu keinem anderen hätte ich es lieber getan als zu Ihnen, Hüningen."

„Und ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer Freundschaft," sprach Hüningen.

„Nun beginnt für mich ein neues Leben," hob Bürden nach minutenlangem Schweigen wieder an. „Ich werde als Grundbesitzer meinen Mann stehen, werde säen und ernten, jagen und reiten und damit basta! Wer einmal mein Erbe sein wird, weiß ich selber nicht, sicher kein Sohn von mir; ich bin der letzte Bürden."

„Ihre Wunde wird heilen, die Zeit tut viel," tröstete Hüningen.

Bürden machte eine entschieden abwehrende, verneinende Bewegung, und Hüningen, der ihm jetzt nicht mit unpassenden Ratschlägen kommen wollte, überließ ihn seinen stillen Gedanken. Dann warf er nur so leicht hin: „Sie nehmen natürlich Ihren Abschied?"

„Ja," erwiderte Bürden, „zunächst aber Urlaub, um meinen armen Vetter in dem schönen Mausoleum beisetzen zu helfen, eine Ehrenpflicht, aber eine traurige und, wie ich gestehen muß, mir sehr peinliche."

„Das glaube ich Ihnen," sagte Hüningen. „Das Händeschütteln und alle die banalen Redensarten der lieben Nachbarn aus drei Meilen in der Runde: mein herzliches Beileid! wer hätte das gedacht! wir hatten ihn alle so lieb! und so weiter mit Grazie in infinitum."

„Und das Angestarrtwerden."

„Und das Spießrutenlaufen zwischen hoffnungsvollen Müttern und Töchtern, die Ihnen als Heiratskandidaten und gute Partie die Parade abnehmen."

„Und alle die Gesichter, in feierliche Falten gezwängt."

„Und dahinter allerlei liebreiche Gedanken wie: ob er sich wohl anpumpen läßt? und nachher womöglich ein Trauerfrühstück oder ein Kondolenz-Vesperschoppen im Schloß."

„Und dabei standhalten auf hundert Fragen und den höflichen Wirt spielen."

„Bürden, mir kommt eine erleuchtete Eingebung. Was meinen Sie, wen ich mitreiste und Ihnen in Finkenwalde die Honneurs machen hülfe quasi als Ihr Adjutant und Hofmarschall."

„Das war ein Freundeswort, Hüningen!" rief Bürden und schlug ihn mit der Hand auf die Schulter. „Mit Freuden nehm ich's an, Sie kommen mit! Sobald ich den angekündigten Brief des Rentmeisters habe, der mir ja den Tag der Beisetzung melden wird, nehmen wir Urlaub und dampfen hin, ein großartiger Gedanke von Ihnen! prost! — Trinken wir noch eine?"

„Ich denke, wir haben genug," erwiderte Hüningen. „Ich liebe es nicht, ein ernstes, tief ins Leben greifendes Ereignis mit einem Gelage zu feiern."

„Sie haben recht; gehen wir!"

Sie zahlten und verließen den ziemlich heißen Raum. Draußen umfing sie eine erfrischende Kühle. In der Friedrichstraße wogte noch das geräuschvolle Treiben der Großstadt. Eine Menge nachtschwärmender Gestalten beiderlei Geschlechts drängte sich schwatzend oder schweigend aneinander vorbei. Neben den Borden des Bürgersteiges standen Händler mit Zeitungen, Blumen, Ansichtskarten und kleinen Tierautomaten mit täuschend nachgeahmten bellenden, meckernden, quäkenden Stimmchen und zappligen Bewegungen und boten laut und zudringlich ihre Waren zum Kauf an. Am dunklen Himmel aber blinkten freundlich und klar durch die vom Gewitter gereinigte Luft die ewigen, stillwandelnden Sterne.

Die beiden gingen wortlos dahin und sagten sich vor Hüningens Haustür Gute Nacht. „Ich dachte, morgen den Helm aufsetzen zu müssen zu einer Zusammenkunft

mit den Zeugen Ihres vermeintlichen Gegners, um so und so viel Schritt Barriere mit ihnen zu verabreden," sprach Hüningen dabei. „Das ist nun Gottlob nicht nötig."

„Nein," lachte Bürden, „und um einen solchen Freundschaftsdienst hätte ich Sie auch nicht erst inter pocula gebeten."

Leo von Bürden ging allein seines Weges weiter und sagte sich: „Mein erstes morgen ist ein Brief an die liebe Alte."

Zweites Kapitel.

Drei Tage nach der Verabredung der beiden Offiziere in der Weinstube traf der Brief des Rentmeisters ein mit der Meldung von der nahe bevorstehenden Ankunft der Leiche des Verunglückten und der bereits erfolgten Abfertigung der Anzeigen an die Gutsnachbarn. Nun erbaten sie sich vom Direktor der Kriegsakademie Urlaub, der ihnen gern gewährt wurde, für Hüningen vier Tage, für Bürden vorläufig sechs Wochen, bis zu deren Ablauf das Abschiedsgesuch, das er demnächst einreichen wollte, wohl bewilligt sein würde, und am anderen Morgen saßen sie, beide in Uniform, im Frankfurter Schnellzuge und fuhren selbander nach Thüringen.

Es war ein sonniger Tag, der heiß zu werden versprach, und da die Landschaft, auf der Strecke bis Halle völlig reizlos, die Blicke der Reisenden nicht anzog, vertieften sie sich in die Zeitungen, die sie auf dem Anhalter Bahnhof gekauft hatten, und erst als sie mit diesen gegenseitig getauscht und sich durch beide durchgearbeitet hatten, begannen sie ein der Mitreisenden wegen nur halblaut

geführtes und oft durch lange Pausen unterbrochenes Gespräch.

„Haben Sie sich am Ziel unserer Reise angemeldet?" fragte Hüningen, als sie eben über Corbetha hinaus waren.

„Uns beide, versteht sich," erwiderte Leo, „aber jeden sogenannten Empfang auf der Station verbeten, nur den Wagen hinbestellt, denn wir haben von dort noch eine Viertelstunde Chaussee bis zum Gute."

„Ich freue mich, Ihr neues Heim kennen zu lernen und bin sehr gespannt darauf."

„Wir kommen zeitig an, müssen in Neudietenhofen umsteigen, werden aber um halb sechs Uhr abends an Ort und Stelle sein," erklärte Leo und fügte hinzu: „Hätte der Zug in Weimar einen etwas längeren Aufenthalt als nur die zwei Minuten, hätte ich dort gern meine Mutter begrüßt und Sie ihr vorgestellt. Leider ist auf der Rückreise ebensowenig Zeit dazu."

„Wollen Sie denn mit mir gleich wieder nach Berlin zurück?"

„Jedenfalls," erwiderte Leo. „Ich habe einige Abschiedsbesuche zu machen und muß meine Siebensachen einpacken, möchte aber meine Übersiedelung nach Finkenwalde so schnell wie möglich ins Werk setzen."

„Verdenk' ich Ihnen nicht."

Die Reise verlief ohne Störung. Sie erfreuten sich an dem Grün der Thüringischen Wälder, Hügel und Berge und trafen mit der gewohnheitsmäßigen Verspätung, aber doch bald nach der von Leo angegebenen Zeit auf der Endstation ein.

„So! jetzt fängt mein Adjutantendienst an," lachte Hüningen, als sie ausstiegen. „Darf ich mir den Gepäckschein des gnädigen Herrn ausbitten?"

Aber schon trat der Diener, der sie auf dem Bahnsteig erwartet hatte, an sie heran, meldete, daß der Wagen bereitstünde und nahm ihnen die Gepäckscheine ab.

„Ist die Leiche angekommen, Daniel?“ fragte Leo.

„Zu Befehl, Herr Baron! gestern abend. Der Sarg ist in der Dorfkirche aufgestellt,“ berichtete der in Schloß Finkenwalde ergraute Kammerdiener, der trotz seiner vorgerückten Jahre in ungebeugt aufrechter Haltung vor seinem jungen Herrn stand.

„Und wann findet die Beisetzung statt?“

„Morgen nachmittag fünf Uhr.“

„Also Gottlob kein Frühstück!“ murmelte Hüningen.

Der Stationsvorsteher geleitete die Herren zum Wagen, in dem sie nach Unterbringung ihrer Koffer und Helmschachteln Platz nahmen. Daniel schwang sich zum Kutscher auf den Bock, und dann rollte der Wagen, von einem Paar stattlicher Oldenburger gezogen, auf der staubigen Landstraße flink dahin.

„Macht sich gut,“ sagte Hüningen, sich behaglich zurücklehnend. „Gangart und Geschirr tadellos, durchaus standesgemäß. Angenehmes Gefühl, so im eigenen Wagen nach dem eigenen Schlosse zu fahren; nicht Bürden?“

„Ja!“ sprach Bürden und nichts weiter. Jetzt befand er sich inmitten wogender Kornfelder schon auf seinem ererbten Grund und Boden, und je näher er seinem stolzen Herrensitze kam, desto deutlicher ward er sich auch seiner plötzlich veränderten Lebenslage bewußt; darüber sprechen aber mochte er in diesem Augenblicke nicht.

Als sie durch das Dorf fuhren, standen die Dorfleute, meist Frauen und Kinder, vor ihren Häusern und Hütten und grüßten und knixten, denn sie hatten das heutige

Eintreffen des Erbherrn erfahren und harrten nun der Rückkehr des Wagens von der Station.

Jenseits des Dorfes erblickte man von fern zur Rechten aufsteigendes Gelände und Hügel, mit dichtem Walde bewachsen. Gradaus erhoben sich die dunklen Laubkronen des Parkes, aus dem weiterhin das schiefergedeckte Dach eines Turmes hervorragte.

„Da ist es," sagte Leo, mit dem Finger hinzeigend. „Der Turm gehört zu den ältesten Teilen des Schlosses."

„Wohl eine Trutz- und Zwingburg aus der Feudalzeit?" meinte Hüningen.

„Ursprünglich ja," erwiderte Leo. „Das alte Schloß ist im Bauernkriege zerstört und später, nachdem es lange in Trümmern gelegen, so prächtig wieder aufgebaut worden, wie Sie es sogleich sehen werden."

Nun ging es einen glatten Parkweg hin, und bald hielt der Wagen auf der Rampe vor dem hohen, wappengekrönten Portal.

Dort standen die obersten Beamten der Gutsverwaltung und hießen den neuen Majoratsherrn ehrerbietig willkommen, wobei der Rentmeister den Sprecher machte.

Leo erwiderte die feierliche Begrüßung mit einfachen, ernsten Worten, reichte jedem der Männer, markige Erscheinungen mit offenen, freimütig dreinschauenden Gesichtern, die Hand und stellte sie seinem Gaste vor: „Herr Rentmeister Specht, Herr Inspektor Töggen, Herr Förster Heideklang, Herr Obergärtner Pfeffer, und hier unsere liebe Mamsell Buschberg, deren fürsorglicher Pflege wir uns getrost überlassen können."

„Ganz zu den Befehlen des gnädigen Herrn!" sprach geschmeichelt die nicht mehr jugendliche Dame mit roten Wangen und einem Paar munterer Kirschaugen im

Kopfe, auf dem sie ein schwarzes Spitzenhäubchen trug. Ihre untersetzte Gestalt von einiger Fülle steckte in einem schwarzen Alpakakleide, und ihr ganzes Äußeres umgab ein Nimbus von Sauberkeit und heiterer Behäbigkeit.

Noch einmal wandte sich Leo zu den Beamten und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Empfang, meine Herren, will Sie aber für heute nicht weiter bemühen. Wenn ich einer Auskunft bedarf, komme ich zu Ihnen oder lasse Sie zu mir bitten." Darauf verabschiedeten sie sich mit stummen Verbeugungen, über die schlichte, leutselige Art ihres neuen Herrn erfreut.

Daniel führte nun den Schloßherrn und seinen Gast durch die weite, mit vielendigen Hirschgeweihen geschmückte Vorhalle und die breite Treppe von tiefgebräuntem Eichenholz hinauf in ihre Zimmer. Mit seiner und eines jüngeren Dieners Hilfe packten sie ihre Koffer aus, legten die Degen ab und schlüpften in die leichte Litewka. Dann gingen sie wieder hinab und durch ein Gartenzimmer auf eine schattige, von wildem Wein umsponnene Veranda auf der anderen Seite des Schlosses, wo sie sich nach der ermüdend langen Eisenbahnfahrt unsagbar wohl fühlten.

Hier überlieferte Daniel seinem Gebieter eine Anzahl kleiner Schlüssel mit angehängten Zetteln, auf denen geschrieben stand, welche Schränke oder Schubladen sie öffneten. „Haben Sie vielleicht ein Glas Bier, Daniel?" fragte Leo.

„Zu Befehl, Herr Baron! Münchener Hofbräu auf Flaschen," erstattete der Diener.

„Dann bitte, bringen Sie; wir haben Durst nach der Rüttelei in Staub und Hitze," sprach Leo mit einem forschenden Blick auf Hüningen.

„Na!" sagte der bloß.

Nun erschien die Wirtschafterin wieder, um sich zu erkundigen, wann die Herren das Abendessen beföhlen.

„Was haben Sie, Mamsell Buschberg?" fragte Leo.

„Krebse, gnädiger Herr! schöne, große Krebse hab' ich im Fischkasten sitzen."

„Ah!" machte Hüningen, „Mamsell Buschberg! Krebse! das ist ja über alles Hoffen und Erwarten, und dazu einen leichten Mosel?"

„Der Weinkeller ist Daniels Revier, Herr —"

„Herr von Hüningen," half ihr Leo ein. „Und nach den Krebsen noch etwas kalte Küche?" Die Mamsell nickte. „Um acht Uhr. Ist Ihnen das recht, Hüningen?"

„Alles; für Krebse wäre ich sogar schon um halb acht mobil."

„Ich habe vorher noch einen Gang zu tun," sprach Leo.

„Bestimmen Sie ganz nach Ihrem Gefallen, Bürden."

„Also um acht Uhr und hier auf der Veranda, Mamsell Buschberg."

„Schön, gnädiger Herr!" Die beglückte Haushälterin ruderte armschlenkernd von dannen.

Daniel hatte mit dem Bier auch mehrere Kistchen beringter Zigarren gebracht, und nun saßen die beiden Kameraden in bequemen Korblehnstühlen, die Füße lang ausgestreckt, rauchten und plauderten oder schwiegen zeitweilig und ließen den Blick über die mächtigen Bäume und Büsche des alten Parkes schweifen.

Sie hatten die Aussicht auf einen großen, von Gesträuch und Rasen umrandeten Teich grade vor sich, auf dem zwei stolze Schwäne ihre stillen Kreise zogen und der durch einen zuströmenden Bach mit frischem Wasser gespeist wurde. Am Einflusse dieses Baches schwamm,

angekettet der Fischkasten, worin die Krebse gefangen saßen, und eben ging eine Magd mit einem Eimer dahin, um sie herauszuholen.

Am jenseitigen, erhöhten Ufer des Teiches und etwas davon zurückstehend erhob sich in einem Halbkreise von Trauerweiden ein vierkantig behauener Stein mit einer Urne darauf, beides aus weißem Marmor, der von dem grünen Hintergrunde hell daherleuchtete.

„Ist das ein Denkmal?" fragte Hüningen.

„Ja, zu Ehren einer Ahnfrau unseres Hauses, aber erst lange Zeit nach ihrem Tode errichtet," verständigte ihn Leo. „Sie soll eine außerordentlich schöne und liebenswürdige Frau gewesen sein, deren Gedächtnis ihrer hohen Geistesgaben und ihres großen, weitverbreiteten Ansehens wegen von Geschlecht zu Geschlecht in der Familie fortlebt. Auf der Urne steht nur ihr Vorname eingegraben, Feodora, und auf dem Sockel eine Zeile aus Schillers Nenie:

„Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich."

Hüningen vollendete leise mit ernstem Ton:

„Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab."

Eine Weile saßen sie noch, sich an der wohltuenden Stille und der erquicklichen Waldluft des Parkes erlabend. Dann zog Bürden die Uhr.

„Wohin wollen Sie noch?" fragte Hüningen.

„In die Kirche zu dem Toten," erwiderte Leo.

„Da begleite ich Sie bis zum Eingang, gehe allein zurück und bleibe bis zur Essenszeit im Park."

„Halten Sie sich hier rechts und verfolgen Sie den Hauptweg, bis Sie wieder halb rechts einen kleinen Pavillon sehen; da könnte ich Sie nachher leicht finden."

„Gut, ich werde Sie dort erwarten."

Sie erhoben sich, wechselten den Anzug und machten sich auf den Weg zum Dorfe. Im Parke brach Leo ein Tannenreis und nahm es mit.

An der weißgetünchten Kirche mit spitzem Glockenturm inmitten eines ummauerten, mit schlichten Kreuzen und Steinen auf den Gräbern besetzten Friedhofes trennten sie sich, und Leo ging in das Gotteshaus hinein.

Vor dem Altar, auf dem rechts und links neben dem Kruzifix vier Kerzen in alten Messingleuchtern brannten, stand der Sarg, von einer schwarzen Sammetdecke mit dem in Silber gestickten freiherrlich Bürden'schen Wappen verhüllt. Ein junger Jäger, der hier in graugrünem Weidmannsrock, den Hirschfänger an der Hüfte, die Totenwache hielt, erhob sich von der Bank, auf der er gesessen, und zog sich mit stummem Gruß zurück. Leo trat an den Sarg heran, legte das Tannenreis darauf und blieb, des Toten gedenkend, tief ergriffen einige Minuten daneben stehen. Dann verließ er die Kirche wieder und begab sich zu dem dicht dabei gelegenen Pfarrhause, wo er aber den Pastor Wallmann, der ihm ebenso wie die Gutsbeamten von früherher schon bekannt war, nicht antraf.

Auf seinem Rückwege begegnete ihm der alte, würdige Geistliche, der sehr erfreut war, als er hörte, daß ihm der neue Majoratsherr so bald nach seiner Ankunft schon einen Besuch zugedacht hatte. Er kehrte mit Leo um und sprach mitleidsvoll von dem bedauerlichen, jähen Ende des jungen Barons.

„Werden wir morgen ein großes Trauergeleit haben, Herr Pastor?" fragte Leo.

„Wohl kaum, Herr Baron. Ich rechne, abgesehen von den Gutsleuten, auf höchstens zwanzig Herren und

Damen," erwiderte der Pastor. „Der junge Herr unterhielt keinen regelmäßigen Verkehr mit den Herrschaften und war während der fünf Jahre, die er den seligen Herrn überlebt hat, fast mehr abwesend von hier als anwesend, im Winter in Paris oder Nizza und im Sommer in den Alpen. Die Bewirtschaftung des großen Besitzes ging ja auch ohne ihn ihren sicheren, wohlgeordneten Gang."

„Das glaube ich gern," sagte Leo, „er hatte ja tüchtige Leute."

„Und vor allem ehrliche Leute, fast alle noch aus der trefflichen Schule des Freiherrn Augustus," fiel der Pastor ein. „Da wir gerade auf diesen Gegenstand zu sprechen kommen, darf ich mir wohl eine Bemerkung erlauben, die zu hören Ihnen lieb sein wird, Herr Baron. Ich habe aus langjähriger Erfahrung die zweifellos sichere Überzeugung gewonnen, daß Sie sämtlichen Beamten hier vom ersten bis zum letzten unbedingt vertrauen dürfen und ebenso der Dienerschaft, wenigstens was den Daniel betrifft und die gute Buschbergen, wie sie allgemein hier genannt wird. Sie führt in ihrem Bereich ein geradezu musterhaftes Regiment."

„Ich bin Ihnen für diesen mir höchst wertvollen Wink sehr verbunden, Herr Pastor, und werde mich danach richten," sprach Leo. Dann fragte er: „Ist es hier zu Lande üblich, die Leidtragenden nach der Bestattung zu einem Imbiß oder Erfrischungstrunk einzuladen?"

„Hie und da geschieht es wohl, aber nicht immer und überall, und ich kann die Sitte nicht loben," bemerkte der Pastor. „Ich glaube auch nicht, daß es die Herrschaften morgen von Ihnen erwarten werden. Dazu sind Sie ihnen noch zu fremd, wenn Sie auch die meisten der Herren vielleicht schon mehr als einmal bei der Jagd hier getroffen haben."

„Dann werde ich jede Einladung unterlassen," sagte Leo.

So waren sie gemächlich schreitend schon tief in den Park hineingekommen und erblickten nun den unweit des Pavillons auf einer Bank sitzenden Hüningen.

„Sie haben einen Gast, wie ich sehe; da will ich nicht stören," sprach der Pastor und hielt an, um sich zu verabschieden.

Sie reichten sich die Hände, und der alte, freundliche Herr mit seinem bartlosen, faltigen Gesicht und dem weißen, sturrig abstehenden Haar wandelte rüstigen Schrittes den Parkweg zurück, während Leo auf Hüningen zuging, der sich nun von der Bank erhob und ihm entgegenkam.

„Das war doch wohl Seine Ehrwürden der Herr Pfarrer?" begann Hüningen. „Was sagte denn das Wort Gottes vom Lande?"

„Er hat mir zwei gute Ratschläge gegeben. Erstens, daß ich allen Angestellten hier unbedingt vertrauen soll, und zweitens, daß ich die Teilnehmenden morgen nicht zu einem Vespertrunk einzuladen brauche."

„Das erste ist ein überaus wichtiger und dankenswerter Wink für Sie," meinte Hüningen, „und das zweite ein sehr verständiger und erfreulicher Rat. Der Trauerschoppen wäre doch nur steif und verflucht langweilig ausgefallen."

„Wohl möglich," sprach Leo, „ich bin selber froh, daß ich da herumkomme. Um das Zeremoniell bei der Trauerfeier brauche ich mich auch nicht zu sorgen; da ist schon alles Nötige nach altem Brauch und in angemessener Weise angeordnet. Meinen Besuch muß ich natürlich später einmal allen denen machen, die den Toten morgen zur Gruft geleiten."

„Das müssen Sie," nickte Hüningen, „und dann werden Sie eingeladen, zum Diner, zum Souper, zum Ball."

„Zum Ball! das fehlte mir gerade!" rief Leo entsetzt.

„Hilft nichts, wird schon kommen," lachte der andere. „Horch! — was ist das?"

Ein singender, summender Ton wie vom wiederholten Anschlagen eines metallenen Beckens erscholl fernher durch den Park.

„Das ist Daniels Tamtam," erklärte Leo, „in unserem Salle die Krebsglocke."

Hüningen sah nach der Uhr. „Fünf Minuten über acht! aber Bürden! was wird wohl die Mamsell Buschberg von uns denken?"

„Sicher nichts Böses," beruhigte ihn Leo, „denn sie heißt überall hier die gute Buschbergen, sagt der Pastor."

„Pflegt sie die Krebse auch wohl gehörig abbürsten zu lassen, damit sie nicht muddelig schmecken?"

„Sie führt ihr Regiment musterhaft, sagt der Pastor."

„Sagt der Pastor! was der Mann nicht alles sagt!" lachte Hüningen.

Sie beeilten sich, zum Schlosse zu kommen und fanden auf der Veranda den Tisch höchst appetitlich gedeckt. Der zweite Diener Fritz brachte eine dampfende Schüssel Purpurgepanzerter, und Daniel setzte einen silbernen Weinkühler auf, aus dem der Hals einer schlanken, dunkelgrünen Flasche ragte. Bürden griff danach, aber Hüningen kam ihm zuvor. „Halt! das ist mein Amt, Ihr Hofmundschenk will ich auch sein."

Er merkte, daß sich Bürdens nach seinem Besuch in der Kirche eine gedrückte Stimmung bemächtigt hatte und bemühte sich, ihm diese, sobald sie unter sich allein waren, durch ermunterndes Gespräch zu vertreiben, wozu ja die

klauberische Tätigkeit des Krebsessens, das die Hände mehr beschäftigte als den Mund, gute Gelegenheit bot. Während des Knackens und Krachens, Rasselns und Knisterns beim Zerbrechen der harten Scheren und Gelenke erzählte er lustige Geschichten, die ihre Wirkung auf den anfangs einsilbigen Freund nicht verfehlten.

Als die Schüssel geleert und bevor eine neue aufgetragen war, sagte Hüningen: „So! im ersten Treffen haben wir elegant gesiegt. Sollte noch eine Reserve anrücken, so nehm' ich auch damit den Kampf auf."

„Da kommt sie schon," fiel Bürden ein, als Fritz eben die zweite Schüssel brachte, „und das ist die Garde der Rotröcke. Ich kenne die Taktik der guten Buschbergen, daß sie die größten Bachkrabbler immer zuletzt schickt."

„Mir ist's recht," meinte Hüningen. „Und ein Plätzchen ist das hier, wie geschaffen zum Tafeln und Trinken. Sehen Sie sich doch nur einmal um, Bürden! der Blick hier!"

„Keine Zeit jetzt, — Achtung!" rief Bürden und legte seinem Gast ein wahres Ungetüm auf den Teller.

„O danke!" sprach Hüningen und fuhr fort: „Kennen Sie übrigens schon alle Räume dieses Schlosses? es müssen deren viele sein, und was mögen sie alles an edlen Schätzen und ehrwürdigem Urväter-Hausrat enthalten?"

„Ja, darauf bin ich selbst einigermaßen neugietig," sagte Leo. „Wahrscheinlich mehr als ich gebrauchen kann und jemals benutzen werde. Die meisten Räume und gerade die schönsten werden unbewohnt bleiben, ich werde hier keinen Ball geben."

„Nach Jahr und Tag werde ich Sie einmal an dieses Wort erinnern," lächelte Hüningen.

Bürden schüttelte den Kopf und schwieg.

Daniel stellte Windlichter auf den Tisch, denn unter dem mit Ranken überwucherten Glasdach der Veranda war es mittlerweile dämmrig geworden.

Auch nach beendeter Mahlzeit blieben die Herren rauchend und trinkend noch sitzen.

Die Nacht sank herab. Dunkel und massig lag der Park, und durch seine Bäume ging ein leises Rauschen und Raunen. Im Wasser des Teiches plätscherte bisweilen ein aufspringender Fisch, und vom Dorfe her klang einmal das Bellen eines Hundes, das aber bald wieder verstummte. Dann war lautlose Stille ringsum, der tiefe Friede ländlicher Abgeschiedenheit, fern von dem Geräusch, dem Tosen und Hasten der Welt da draußen, deren Stürme und rollende Wogen dieses schöne Fleckchen Erde nicht erreichten.

Die beiden gaben sich dem erholenden, nervenbeschwichtigenden Einfluß der sie umgebenden, ihre sommernächtlichen Zauber spinnenden Natur wortlos hin, sich in ihren Empfindungen vollkommen einig wissend.

Nach einem langen Schweigen sagte Hüningen endlich: „Wie wär' es, Bürden, wenn wir unsere Lagerstätten aufsuchten? Die reine Luft und das geheimnisvolle Flüstern des Laubes vor unsern Fenstern wird uns sanft und freundlich in den Schlummer wiegen."

Bürden war einverstanden. Sie erhoben sich und gingen hinauf in ihre Zimmer.

Leo streckte sich wohlig aus in dem breiten Bett, einem besseren als er in seiner Mietwohnung am Schiffbauerdamm in Berlin gehabt hatte, aber schlafen konnte er noch nicht.

Gast war er schon mehrmals hier gewesen; jetzt aber ruhte er als Herr unter diesem Dache mit dem Hochgefühl des sicheren, unbestreitbaren Besitzes eines großen

Rittergutes, von dessen möglichem Übergang auf ihn er niemals geträumt hatte. An das freilich, was seinem Herzen am nächsten lag, an das unermeßliche, ihm für alle Zeit verriegelte Glück, diesen herrlichen Besitz mit der einen teilen zu können, die ihm unter allen vom Lichte der Sonne Beschienenen die liebste war, durfte er gar nicht denken. Er war dazu verdammt, einsam in diesem weiten Schlosse zu hausen, schweigend im Schatten jener hohen Wipfel zu wandeln und allein durch seine Felder und Wälder zu streifen. Auch seine Mutter, deren glückwünschende Antwort er noch in Berlin erhalten hatte, wollte auf seinen Vorschlag, zu ihm nach Finkenwalde zu ziehen, nicht eingehen, sondern in Weimar wohnen bleiben und nur zeitweilig auf Besuch zu ihm kommen. Sie hätte ihm ja die Geliebte nicht ersetzen können, aber er hätte an ihr doch eine ihm geistig ebenbürtige Gesellin gehabt, deren Dasein zu verschönen ihm die größte Freude bereitet hätte. Zur heiß ersehnten Freiheit gelangt, aber zu trostloser Einsamkeit verurteilt, das war sein Schicksal. Fort mit diesen quälenden Gedanken! Er mußte zeigen, daß er ein Mann von Willenskraft war, und niemand sollte ihm anmerken, was er Schweres und Schmerzliches in sich barg und mit sich herumtrug. Um das zu vergessen, wollte er sich in rastlose Tätigkeit stürzen, wollte arbeiten bis zur Ermüdung, bis zur Erschöpfung und sich an den langen Abenden in allerhand Studien vertiefen oder sich an den kostbaren Bechstein'schen Flügel setzen, der im Salon stand und dessen Tasten spielend zu beherrschen er von Jugend auf geübt war.

Noch lange lag er wach, faßte Vorsätze und erwog Pläne für die Art seiner Beschäftigung hier, die Ausfüllung seiner Zeit, die Gestaltung seines Lebens. Wechselnde Bilder tauchten vor ihm auf von seinem künftigen

Schaffen und Wirken, von bauen und pflanzen auf der eigenen Scholle, von schweifender Wanderfahrt in die Ferne und spürendem Pirschgang auf der Wildbahn daheim. Sie verschwammen ineinander und entschwanden allmählich aus seinen sich verwirrenden Vorstellungen, und endlich senkte sich mild mit gebreiteten Schwingen der allen sterblichen Wesen holdgesinnte Bruder des Todes, der Schlaf auf ihn nieder und schloß ihm Augen und Gedanken.

Drittes Kapitel.

Als sich am andern Morgen Wirt und Gast zum ersten Frühstück in der Veranda trafen, hatten sie dasselbe Bild vor sich wie gestern am Spätnachmittag und dämmernden Abend, jetzt aber in strahlender Morgenbeleuchtung.

Duftig und taufunkelnd unter dem tiefblauen Himmel lag der wohlgepflegte Park mit dem blinkenden Stahlschilde des Teiches vor den Schauenden da. Scharf begrenzten sich Licht und Schatten auf den sanft geschwungenen Kieswegen, aber die Schatten zogen sich vor der höher steigenden Sonne langsam zurück. Kaum ein Lufthauch regte sich; nur die äußersten Zweige und die obersten Spitzen der Bäume schaukelten und schwankten leise. Manchmal ertönte eine Vogelstimme, der jubelnde Schlag eines Finken, das melodische Flöten einer Amsel oder auch das weit herschallende, knarrende Trommeln eines Spechtes.

Die Kameraden standen an der von kleinen Säulen getragenen Brüstung der Veranda, den herrlichen Morgen mit allen Sinnen genießend.

„Aus solch einem Paradiese vertrieben zu werden ist ein grausames Geschick," fuhr es Leo unwillkürlich heraus.

„Und hineinversetzt zu werden ein unschätzbares Glück," ergänzte Hüningen den sich aufdrängenden Gedanken.

„Ich weiß es zu schätzen," sagte Leo. „Aber mir ist zumut, als wäre ich es, der den Bewohner daraus vertreibt und ihn in seine dunkle Gruft sperrt, daß er das Licht der Sonne und das Grünen und Blühen nicht mehr sehen kann. Wie ein Eroberer komme ich mir vor, der den Besiegten brutal von seiner eigenen Schwelle weist: Zieh ab! fortan herrsche ich hier!"

„Das ist Begräbnisstimmung, der Sie nicht nachhängen sollten," hielt ihm Hüningen vor. „Hier hat im Lauf der Jahrhunderte schon manch ein Bürden dem andern weichen müssen, und auch Sie, lieber Freund, werden einmal einem andern hier Platz machen müssen."

„Sie haben recht," gab Leo zu. „Kommen Sie, wir wollen frühstücken." Er trat an den gedeckten Tisch, ihn mit musterndem Blick überschauend. „Alles in Ordnung, nur die Zeitungen fehlen; die kommen immer erst abends hier an."

„Eine Insel der Seligen!" rief Hüningen, „wohin keine Zeitungen kommen, um einem schon früh morgens den Humor zu verderben."

Sie frühstückten gemächlich, und bei der Zigarre berieten sie, wie sie die langen Stunden bis zur Beisetzung hinbringen sollten.

Hüningen fragte: „Wollen wir Ihr Reich nicht einmal genau inspizieren, das Gehöft mit den Wirtschaftsgebäuden, die Gäule und die Stallungen mit dem lieben Vieh und draußen die Herden?"

„Solange der Tote noch über der Erde steht, möchte ich hier nicht gern als Herr und Gebieter auftreten," erwiderte Leo. „Wir bleiben ja morgen noch hier. und haben den ganzen Tag für die Besichtigung frei. Ich schlage Ihnen einen Gang durch den Park vor, ehe es zu heiß wird, und nachher könnten wir einmal die Bibliothek durchstöbern. Nur möchte ich den heutigen Tag bis zur Trauerfeier still und zurückgezogen verbringen, der Leute wegen."

„Ah ja freilich! Das kann ich Ihnen vollkommen nachfühlen; verzeihen Sie, daß ich daran nicht gedacht habe," sprach Hüningen.

Sie blieben, wie sie waren, in der Litewka und gingen hinab in den Park, langsam dahinschlendernd, oft stehenbleibend und sich auf dies und jenes aufmerksam machend.

Der Park war mit großem Geschick und künstlerischem Verständnis für das Landschaftliche angelegt. Hochumbuschte, schattige Wege führten zu freien Aussichten auf weite Grasflächen, deren Enden sich hie und da keilförmig in lauschige Waldwinkel hineinschoben, und auf Hügel, wo ein einzeln stehender Baumriese seine gewaltige Krone wölbte oder Gruppen von mannigfaltigem Gesträuch den gern verweilenden Blick fesselten. Breite Lichtströme fluteten darüber hin, und flimmernde Sonnenstrahlen blitzten durch das Laub und glitten um die Stämme, ein immer wechselndes, immer anziehendes Bild.

Gewollt oder ungewollt waren sie zum Mausoleum gekommen und betrachteten es schweigend. Ein Sandsteinbau in dem strengen Stil eines dorischen Tempels, stand es unter uralten Eichen. Vier kannelierte Säulen trugen das Gebälk und bildeten eine offene Vorhalle, von

der eine hohe Doppeltür in das Innere führte. Über dem Gesims erhob sich der Giebel, in dessen Felde sich hervortretendes Bildwerk von antiken Gestalten befand. Zu der Vorhalle führten Stufen empor, und auf den Treppenwangen standen eisengeschmiedete Dreifüße, auf denen bei der Bestattung Pechpfannen brennen sollten. Das Ganze machte mit seiner ruhevollen Einfachheit in dieser waldeinsamen Gegend des Parkes einen ergreifenden Eindruck.

Sie gingen weiter, und Leo dachte: hier wirst du auch einmal still hinabgesenkt. Hüningen störte ihn mit keinem Worte in seinen Empfindungen, bis er selber anhub: „Es ist doch ein freundlicher, pietätvoller Brauch, wenn so wie hier in einer einzigen, nach edelster Kunst erbauten Gruft die Blutsverwandten eines ganzen Geschlechts in langer, geschlossener Reihe, Männer und Frauen, Ahnen und Enkel, von denen sich die meisten nie im Leben gesehen haben, im Tode vereint Seite an Seite in ihren Särgen schlafen."

„Wann ist dieses feste Haus des Todes errichtet worden?" fragte Hüningen.

„In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, aber eine Anzahl früher Verstorbener, die in einem Gewölbe unter dem Altar der Dorfkirche beigesetzt waren, sind damals übergeführt und wurden die ersten Inlieger dieses für viele Nachgeborene berechneten Grabes. Doch hat der Erbauer für alle Zukunft bestimmt, daß jede Trauerfeier für einen Bürden in der Dorfkirche abgehalten und die Bestattung von dort aus erfolgen soll."

„Ein feinfühliges Vermächtnis," meinte Hüningen.

Leo führte seinen Gast auch durch die entlegeneren Teile des Parkes, wo die zopfigen Spielereien der alten

französischen Gartenkunst mit steifen, geometrischen Linien, zu widersinnigen Formen gestutzten Eibenbäumen und geschorenen Hecken noch erhalten waren und gepflegt wurden.

So gelangten sie auf einem weiten Umwege zu dem Denkmal jener Feodora am See, gegenüber dem Schlosse, das sich mit seiner skulpturenreichen Fassade, seinen zwei hohen Geschossen, dem steilen Dach und dem alles überragenden Turm von hier gesehen, sehr stattlich ausnahm und malerisch wirkte.

Wie Hüningen schon gestern bei der Ankunft mit einem flüchtigen Blick auf die Vorderfront bemerkt hatte, zeigte es den pomphaften, geschnörkelten Barockstil mit verkröpften Gesimsen und gebrochenen Bögen über Türen und Fenstern.

Davor gelagert war eine breite Terrasse und ein Rasenparterre mit großen, fremdländischen Blattpflanzen und farbenbunten Blumenbeeten. Von da gelangte man über ein paar Stufen zur Veranda.

Sie gingen nun in das Schloß hinein und zum Bibliothekzimmer, das sich im unteren Geschoß befand und dessen Wände bis hoch hinauf mit Büchergestellen bedeckt waren. An jeder Langseite stand eine zum Gebrauch an beliebiger Stelle leicht verrückbare Stehleiter und in der Mitte ein großer Tisch mit hochlehnigen Stühlen darum. Die meisten Fächer der Regale waren ganz, einige nur teilweise mit Büchern gefüllt, so daß zur allmählichen Vervollständigung der Bibliothek noch Raum war. Schon an den verschiedenen Einbänden der aufgestellten Werke ließ sich, je nach dem herrschenden Geschmack der Zeit, erkennen, wann ungefähr sie angeschafft waren.

Bürden und Hüningen gingen, unter den Titeln auf

den Bücherrücken Umschau haltend, an den Wänden entlang und fanden besonders die französische Literatur stark vertreten von Rabelais, Corneille und Molière an bis zu Daudet, Zola, Maupassant und den noch lebenden Autoren. Auch viel englische Bücher gab es, aber in einer alle anderen weit überwiegenden Zahl waren doch die Werke deutscher Sprache. Sie nannten einander die Namen, griffen hie und da einen Band heraus, blätterten darin, setzten sich auch wohl damit an den Tisch, lasen sich einzelne Stellen vor und machten ihre Bemerkungen darüber.

So verging ihnen die Zeit schneller als sie gedacht hatten, und Daniel rief sie zum Mittagessen, wozu, der draußen schwebenden Hitze wegen, der Tisch im Gartenzimmer gedeckt war.

Nach dem Mahle hielten sie, getrennt voneinander, Mittagruhe und nahmen dann gemeinschaftlich den Kaffee ein, diese nichtstuerische Beschäftigung bei der Zigarre in behaglicher Muße lang ausdehnend.

Die Stunde der Trauerfeier rückte indessen näher und näher, und endlich mußten sie sich in ihre Zimmer begeben, um sich dazu anzukleiden.

Um halb fünf bestiegen sie in Helm und Waffenrock mit Epauletten den bereitstehenden Wagen und fuhren ins Dorf zur Kirche. Von dort schickte Leo sowohl den Landauer wie den mit Pferden des Inspektors bespannten Jagdwagen zur Station, um die mit der Bahn ankommenden Gäste abholen zu lassen. Diese wie auch die in eigenen Wagen Vorfahrenden erwartete er mit Hüningen vor der Kirche, wo sich etwas seitwärts auch sämtliche Beamte, Bedienstete und Gutsleute mit ihren Gesangbüchern einfanden.

Nach gegenseitiger Begrüßung, Vorstellung und ge-

flüsterten Beileidsbezeugungen begaben sich die Angekommenen in die Kirche, während die beiden Freunde zum Empfange der weiter Eintreffenden noch draußen blieben.

Etwas nach fünf Uhr erschien Pastor Wallmann, und nun gingen auch sie hinein, gefolgt von den einheimischen Leuten, so viele deren in dem Gotteshause Raum fanden. Leo nahm in der vordersten Reihe am Altar Platz, Hüningen aber hinter allen Eingeladenen auf einer unbesetzten Bank, in die jedoch bald noch ein spät anlangendes Ehepaar mit einer erwachsenen Tochter einrückte.

Nach einem kurzen Vorspiel auf der Orgel sang die Gemeinde die drei ersten Strophen des Chorals ‚Jesus meine Zuversicht‘.

Dann hielt Pastor Wallmann eine dem erschütternden Trauerfall angemessene Grabrede, die von Herzen kam und zu Herzen ging und außerdem den Vorzug hatte, nicht lang zu sein. Darauf sang die Gemeinde die vierte Strophe des Liedes, und die kirchliche Feier war zu Ende.

Die vom Inspektor dazu auserwählten Männer kamen an den Altar, um den Sarg hinauszutragen, und alle Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen.

Dicht hinter dem Sarge ging Leo von Bürden mit ernster Miene und gesenktem Haupte. Als er in die Nähe Hüningens kam, blickte er zufällig auf, fuhr zusammen und schien den Schritt unwillkürlich hemmen zu wollen. Ein jäher Schreck malte sich in seinen Zügen, seine Lippen bewegten sich, als wäre ihnen ein Name entschlüpft, und eine Sekunde lang starrte er bleich und verwirrt auf eine einzelne Gestalt. Dann faßte er sich und ging weiter.

Niemand hatte dieses Aufzucken Leos bemerkt außer dem einen, der ihn von allen am besten kannte, — Hüningen. Dieser allein hatte den erschrockenen Blick gesehen, der auf der jungen Dame in derselben Bankreihe mit ihm gehaftet hatte. Was bedeutete das? fragte er sich, die Fremde nun näher betrachtend. Sie war groß und schlank und von einem vollkommen ebenmäßigen Wuchs. Ihr von einem zarten Wangenrot überhauchtes Gesicht war edel und schmal mit einer fein geformten Nase und einem schön geschnittenen, leicht geschwellten Munde. Die lang bewimperten Augen unter gradlinigen Brauen konnte Hüningen nicht sehen, denn sie hielt sie jetzt niedergeschlagen. Hatte sie Leos staunenden Blick bemerkt? sie stand ganz ruhig, ihre Brust regte sich kaum. Hüningen mußte die Kirche verlassen und sich den Leidtragenden anschließen.

Draußen ordnete sich der Zug und setzte sich, den Geistlichen an der Spitze, unter dem eintönigen Geläut der Glocke nach dem Park und auf dem blumenbestreuten Wege zum Erbbegräbnis in Bewegung. Zu beiden Seiten der Träger, die einander von Zeit zu Zeit ablösten, gingen sechs Männer mit Fackeln, deren düstere Glut und schwarzer Rauch sich geisterhaft von dem Grün des Laubes abhoben. Dem Sarge zunächst schritt Leo allein, dann folgten die Gutsnachbarn mit ihren Damen und in langer Reihe die Insassen des Majorats. Regungslos im hellen Sonnenschein standen rechts und links die alten, hohen Bäume, als bildeten sie Spalier beim letzten Gange ihres entschlafenen jungen Herrn.

Während der Sarg zwischen den brennenden Pechpfannen die Treppe hinaufgetragen und in dem kapellenartigen Raum des Mausoleums, den der Obergärtner mit Palmen und Zierpflanzen in Kübeln ausgeschmückt

hatte, niedergesetzt wurde, stiegen die Fackelträger durch eine Hintertür in das fensterlose Grabgewölbe hinab.

Der Pastor sprach vor dem kleinen Altar ein Gebet und dann den Segen über dem Toten. Darauf wurde ein dunkelblauer, goldbesternter Teppich in der Mitte des Raumes zurückgeschlagen, und es zeigte sich eine eiserne Falltür, nach deren Öffnung der rötliche Schein der Fackeln von unten heraufstrahlte. Nun wurde der Sarg, bedeckt mit den von den Gästen mitgebrachten prächtigen Kränzen und Blumenspenden, in die Gruft hinabgelassen. Freiherr Clemens von Bürden-Finkenwalde war zu seinen Vätern versammelt. —

Die Herren und Damen kamen die Stufen wieder herunter, richteten einige höfliche, diskrete Worte an Leo und blieben, zu kleinen Gruppen vereint, vor dem Mausoleum stehen.

Auch mit den Beamten sprachen sie, besonders Förster Heideklang, der die Leiche geholt hatte, wurde viel nach dem Verlauf des Unglücksfalles befragt, konnte aber nur wenig Auskunft darüber geben, weil kein Lebender Zeuge der Katastrophe gewesen war. Als Baron Clemens und sein Führer am zweiten und auch am dritten Tage von ihrem Ausfluge zu einer Kletterpartie nicht nach Cortina d'Ampezzo zurückkehrten, wurde in den Bergen nach ihnen gesucht, und unterhalb des letzten Aufstieges zur Spitze der überaus schwierigen Croda da Lago wurden sie beide, noch angeseilt, mit zerschmetterten Schädeln tot aufgefunden. Der Förster hatte sich die Namen aufgeschrieben, wie er sie von den Leuten dort gehört hatte. Ein unberechenbarer Zufall mußte den Absturz der geübten Bergsteiger herbeigeführt haben.

Hüningen ließ Leo nicht aus den Augen und beobachtete, wie sein hin und her irrender Blick immer wieder jene junge Dame streifte, deren Anwesenheit in der Kirche ihn so tief erregt hatte.

Jetzt näherte sich ihm der Herr, zu dem sie gehörte, mit ihr und der anderen, älteren Dame, entschuldigte sich wegen des Zuspätkommens und stellte ihn seiner Gattin und Tochter vor. Es war der ihm von früherher schon bekannte Freiherr von Ravenhorst aus Weidenbrück, eine hohe aristokratische Erscheinung. Seine schöne Tochter hieß Jukunde. Hüningen, der nicht weit davon stand, sah, wie zerstreut, kaum der Rede mächtig Leo war und trat schnell herzu mit der Bitte, ihn den Herrschaften vorzustellen, doch mit der Absicht, dem Freunde in seiner peinlichen, ihm unverständlichen Verlegenheit hilfreich beizuspringen. Geschickt und unauffällig riß er die Unterhaltung an sich und sprach von der Grabrede des Geistlichen, von dem feierlichen Zuge durch die Stille des Parkes und der weihevollen Ruhestätte. Jetzt sah er auch die Augen des Freifräuleins; sie waren groß und glänzend, von einer schwer bestimmbaren Farbe, wirkten aber entschieden dunkel.

Der Landrat, Herr von Wederstädt, kam dazu und begrüßte Leo in einer etwas förmlichen, fast amtlichen Weise als nunmehrigen Majoratsherren und künftiges Mitglied des Kreistages, worauf er sich mit einem stark betonten „Auf Wiedersehen!" empfahl.

Auch die übrigen Herren und Damen des Trauergefolges verabschiedeten sich der Reihe nach von Leo und schritten dem Ausgang des Parkes zu, wo die Wagen ihrer harrten.

Die Trauer um den in so schrecklicher Weise aus dem vollen, blühenden Leben Dahingerafften war eine auf-

richtige, aber menschlicher Wunsch und Wille vermochten nichts daran zu ändern. Dem Toten waren in würdiger, altherkömmlicher Form die letzten Ehren erwiesen, und im Grunde waren alle zufrieden, daß die herzbeklemmende Zeremonie vorüber war, nicht am wenigsten Leo. Wie von einem Drucke befreit atmete er auf und sehnte sich danach, mit seinem Freunde wieder allein zu sein und sich gegen ihn aussprechen zu können.

Aber diese Erholung von der anstrengenden Pflichterfüllung, der er sich als einziger Verwandter und Erbe des Geschiedenen hatte unterziehen müssen, sollte ihm noch nicht zuteil werden.

Als sich alle anderen Gäste empfohlen hatten, trat Herr von Ravenhorst mit seinen Damen wieder auf ihn zu und sagte: „Wir sind noch zurückgeblieben, Herr von Bürden, weil meine Frau eine große Bitte an Sie auf dem Herzen hat. Dürfen wir, nicht wissend, ob wir so bald wieder die Gelegenheit dazu haben werden, sie Ihnen heute schon und hier aussprechen?" Durch eine stumme Verneigung Leos zur Mitteilung aufgefordert, fuhr er fort: „Im Musikzimmer Ihres Schlosses hängt oder hing wenigstens früher ein Aquarell, von der verstorbenen Frau Klotilde von Bürden gemalt, die eine intime Jugendfreundin meiner Frau war. Es stellt eine Lindenlaube in ihrem elterlichen Park, den Lieblingsplatz der beiden in ihrer Mädchenzeit, dar, und meine Frau bittet Sie um die Erlaubnis, dieses Bild von unserer Tochter kopieren zu lassen."

„Selbstverständlich, meine gnädigste Frau, stelle ich es Ihnen zur Verfügung," wandte sich Leo zur Baronin. „Nur, — es hängen da, wenn ich nicht irre, viele Aquarelle, und ich weiß nicht, welches gnädige Frau meinen."

„Ich würde es auf den ersten Blick herausfinden," erklärte Frau von Ravenhorst, „wenn Sie mir gestatten wollten, —"

„Es sich selber auszusuchen?" unterbrach sie Leo. „O gnädige Frau, es würde mir eine Ehre sein, Sie dahin führen zu dürfen."

„Sehr gütig, lieber Bürden!" sprach Herr von Ravenhorst. „Mit Dank nehmen wir's an und wollen Sie nur ganz kurze Zeit behelligen."

„Aber Herr Baron, wie können Sie nur von behelligen reden!" erwiderte Leo. „Ist es Ihnen gefällig, meine Herrschaften?" fügte er nach der Richtung des einzuschlagenden Weges deutend hinzu.

Hüningen freute sich, mit der schönen jungen Dame, die einen höchst sympathischen Eindruck auf ihn machte, noch zusammen sein zu können und sagte: „Darf ich Ihren Wagen nach dem Schlosse bestellen, Herr Baron?"

„O nein, Herr von Hüningen!" wehrte Ravenhorst ab, „das kann ich doch selbst —"

Aber Hüningen hatte schon einen der Gutsleute herangewinkt und gab ihm den Auftrag, den Ravenhorst'schen Wagen nach dem Schlosse zu schicken. Dann wandelten die fünf langsam den Weg dahin.

Leo ging mit dem Ehepaar voran, während Hüningen an Jukundens Seite folgte.

„Gnädiges Fräulein malen," begann er das Gespräch. „Ich kann mir denken, daß künstlerische Beschäftigung der angenehmste Zeitvertreib in ländlicher Einsamkeit ist, oder haben die Herrschaften über Einsamkeit hier nicht zu klagen?"

„Zuweilen doch, sofern man Einsamkeit überhaupt als etwas Beklagenswertes betrachten will," erwiderte Jukunde. „Aber nicht nur als Beschäftigung und zum

Zeitvertreib übe und pflege ich dilettantisch die eine und andere Kunst, sondern weil es mir Freude macht, mir ein ästhetisches, ich möchte sagen ein seelisches Bedürfnis ist."

„Und welcher anderen Kunst widmen Sie außer der Malerei noch Ihre Pflege?" fragte Hüningen mit gesteigertem Interesse.

„Der Musik."

„Singen gnädiges Fräulein?"

„Ja, und zwar am liebsten für mich allein."

„Dem Klang beim Sprechen nach zu urteilen müssen gnädiges Fräulein eine Altstimme haben."

Sie sah ihn überrascht an „Sie haben ein gutes Ohr dafür. Sind Sie selbst musikalisch?"

„Das kann ich kaum behaupten. In meinen jüngeren Jahren habe ich Geige gespielt, was bekanntlich so leicht wie lügen ist."

„Sie verwechseln das mit dem Flötenspielen, Herr Oberleutnant, wie ‚bekanntlich' im Shakespeare steht," verbesserte sie ihn mit einem schalkhaften Lächeln.

„Ich hatte ihn erst heute im Original in der Hand, allerdings nicht gerade den Hamlet," erwiderte er schlagfertig. „Aber Sie haben recht, gnädiges Fräulein, ich habe mich im Instrument vergriffen."

„Aber Ihre Belesenheit vollständig rehabilitiert," sagte sie freundlich. „Sie fanden den englischen Shakespeare in der Bürden'schen Bibliothek, nicht wahr? sie soll eine sehr reichhaltige sein."

„Außerordentlich reichhaltig," bestätigte er. „Wir haben uns heute morgen stundenlang damit unterhalten, konnten uns gar nicht davon trennen."

„Ja, wer eine Bücherei wie die Bürden'sche zur Verfügung hätte!"

„Lesen Sie denn so gern?"

„Ja, sehr gern. Aber Sie dürfen darum nicht glauben, daß ich eine Stubenhockerin oder ein Blaustrumpf bin. Gelehrte oder gelehrt tuende Frauenzimmer sind mir ein Greuel. Ich liebe körperliche Bewegung, und lesen tue ich nur, was meine Gedanken anregt und mein Gefühl in Anspruch nimmt, was mir interessant und was schön ist, wenn es auch nicht immer wahr ist."

„So trachten Sie mehr nach dem Schönen als nach dem Wahren?"

„Eine verfängliche Frage, die ich nicht so schnell beantworten kann," erwiderte sie, während ihr Blick sinnend in dem seinigen ruhte. „Aber es ist der Mühe wert, darüber nachzudenken, was rühmlicher oder was beglückender ist, ob nach der Wahrheit zu streben oder nach der Schönheit."

„Vielleicht kommt es darauf an, ob man Philosoph oder Künstler ist," sprach Hüningen.

„Und wenn man weder das eine noch das andere ist wie ich, so ist es wohl das beste, daß man sich vom Schönen wie vom Wahren so viel anzueignen sucht, wie einem nach dem Maß seines Verständnisses erreichbar ist," gab sie ihm lächelnd zurück.

„Das ist ein gutes Wort, gnädiges Fräulein!" rief er begeistert.

Sie wurde von dem gefühlswarmen Ton, mit dem er das gesagt hatte, verlegen, errötete leicht und schwieg.

Inzwischen waren sie am Schlosse angelangt, wo die drei Vorausgehenden sie erwarteten. Er hatte seinen Zweck, warum er mit ihr zurückgeblieben war, ihr ein wenig auf den Zahn zu fühlen, wes Geistes Kind sie sei, erreicht und war entzückt von ihr.

Leo führte seine Gäste nun nach dem Musikzimmer, Hüningen war verschwunden.

Im Zimmer, wo zwischen bequemen Sitzen aller Art der Flügel und abseits ein hohes Notenregal standen, spähte Frau von Ravenhorst durch ihre langgestielte Lorgnette an den Wänden umher und eilte dann mit dem Ausruf „Da ist es!" auf ein anderthalb Spannen breites Aquarell in schlichtem Goldrahmen zu, das in einer Gruppe von mehreren hing. Es stellte eine alte Linde dar, in deren mächtigem Geäst sich ein gezimmertes Podium mit einem Geländer und einer Bank rund um den Stamm befand. Es war wie ein großes, halb in den Zweigen verstecktes Nest, und dazu hinauf führte eine schmale Treppe, vor deren unterster Stufe ein schwarzer Neufundländer lag. Aus dem Grün der Blätter schimmerten zwei weibliche Gestalten in hellen Sommerkleidern. Das Herrenhaus war nicht sichtbar, doch über die Bäume hinweg ragte in einiger Entfernung der spitze Turm der Dorfkirche.

„O wie freue ich mich, es wiederzusehen!" sprach die Baronin. „Die beiden Mädchen in der Linde sind wir, Klotilde und ich, wie wir so oft dort oben zusammengehockt und uns unsere unschuldigen Herzensgeheimnisse vertraut haben. Unten an der Treppe liegt der treue Lolo, der uns stets bewachte und beschützte; manchmal kam er auch zu uns herauf und ließ sich streicheln und tätscheln."

Sie waren in die Betrachtung des Bildes noch vertieft, als Hüningen kam und Leo einige Worte zuraunte, wofür ihm dieser mit einem einverstandenen Nicken dankte.

„Wirst du das auch wohl so hübsch und anheimelnd nachbilden können, Jukunde?" fragte Herr von Ravenhorst.

„Ich hoffe, Papa, und werde mir alle Mühe geben," antwortete die Tochter.

„Früher besaß ich eine von meiner lieben Freundin selbst gefertigte Kopie davon," erzählte die Baronin, „aber vor Jahresfrist hat mir ein Brand in unserem Hause, der glücklicherweise vor seinem größeren Umsichgreifen noch gelöscht werden konnte, das teure Andenken zerstört, ein mir sehr schmerzlicher Verlust."

Leo nahm das Aquarell von der Wand und sagte: „Gnädige Frau, ich habe Frau Klotilde nicht mehr gekannt. Das Bild, von der Hand Ihrer Jugendfreundin gemalt, hat also für Sie einen weit höheren Wert als für mich. Wollen Sie mir die Ehre erweisen, es zum Eigentum von mir anzunehmen?"

„Herr von Bürden! Sie beschämen mich!" rief die Baronin, ihm die Hand reichend. „Wie soll ich Ihnen danken! ich kann Ihnen nicht sagen, welche unbeschreibliche Freude Sie mir mit dem Geschenk machen."

„Nun brauchst du es nicht zu kopieren, Jukunde," lachte Ravenhorst.

„Doch, Herr Baron!" fiel Leo sofort ein und fuhr, zu der jungen Dame gewendet, fort: „Gnädiges Fräulein, jetzt bitte i ch Sie um eine Kopie des Bildes, damit die Symmetrie des Arrangements nicht durch die leere Stelle an der Wand gestört wird. Wollen Sie mir den Gefallen tun?"

„Sehr gern, Herr von Bürden!" erwiderte das Freifräulein.

„Aber Sie müssen auch Ihren Namen darunter schreiben."

„Wenn Sie es wünschen, auch das, ‚kopiert von Jukunde Ravenhorst'. Kann ich wohl ein Papier bekommen, es einzuwickeln?"

„Gewiß! aber das eilt nicht. Mein Freund Hüningen hat den genialen Gedanken gehabt, daß nach dem heißen Tage ein kühler Trunk nicht vom Übel wäre, und hat in seiner nie versagenden Geistesgegenwart dafür gesorgt, daß auf der Veranda ein Schöpplein bereitsteht. Bitte, kommen Sie, meine Herrschaften!"

„Aber die Pferde —" wollte Herr von Ravenhorst einwenden.

„Habe ich mit oder vielmehr ohne Ihre gütige Erlaubnis ausspannen lassen," unterbrach ihn Hüningen, sich leicht verbeugend.

„Sehen Sie?" lächelte Leo mit einer entsprechenden Handbewegung auf seinen diensttuenden Adjutanten, als wollte er sagen: der macht alles.

Jukunde schaute Hüningen wohlgefällig an, was er aber nicht gewahr wurde.

Sie begaben sich zur Veranda, wo im Kühler Sekt und in flachen Schalen leichtes Gebäck und Walderdbeeren standen.

„Ach, dieses Plätzchen kennen wir," sprach Frau von Ravenhorst, als sie heraustraten. „Hier haben wir mit Augustus und Klotilde manches Mal gesessen; das waren glückliche Zeiten."

Man kam bald in ein heiteres Geplauder, und Leo hatte seine Befangenheit von sich abgestreift, richtete öfter das Wort an Jukunden, schaute sie aber dabei stets mit einem träumerischen Blick an, den sich Hüningen noch immer nicht zu deuten vermochte.

Nach einer Stunde traulichen Beisammenseins ersuchte Ravenhorst den Diener, anspannen zu lassen, und die Weidenbrücker Nachbarn empfahlen sich mit vielem Dank für die freundliche Aufnahme und das hochwillkommene Geschenk des Aquarells, das sie sorglich verpackt mit-

nahmen. Von Leo und Hüningen an den Wagen geleitet, fuhren sie ab, und die beiden Freunde waren endlich wieder unter sich allein.

Sie gingen in den Park am Teich entlang, und Hüningen erwartete nun ein aufklärendes Wort von Leo. Der aber schritt nachdenklich neben ihm her und schwieg. Endlich, nach einem minutenlangen Versunkensein fing er wie mit sich selber redend an: „Mir ist heut etwas sehr Seltsames begegnet, was mich ganz aus der Fassung brachte."

Aha! jetzt kommts, dachte Hüningen.

„Beim Verlassen der Kirche traf mein Blick von ungefähr Fräulein von Ravenhorst, und mein Herz stockte vor Schreck. Denken Sie sich, Hüningen, sie gleicht auffallend —"

„Nun? wem?"

„Raten Sie's nicht? — der mir Verlorenen in Kassel!"

„Also das war es."

„Haben Sie denn meine Erschütterung bemerkt?" fragte Leo.

„Ja, das habe ich, Bürden, weil ich Sie kenne," sagte Hüningen. „Aber beruhigen Sie sich; nur ich habe es gesehen, sonst niemand; ich habe alle beobachtet. Auf den Gedanken bin ich freilich nicht gekommen, war auf anderer Fährte."

„Auf welcher?"

„Ich glaubte, die junge Dame hätte in Ihrem Leben schon einmal eine Rolle gespielt, und das Wiedersehen mit ihr wäre Ihnen nun peinlich."

„Ich habe sie früher nie gesehen. Zur Jagd kamen ja immer nur die Herren, weil es eine Hausfrau hier im Schlosse nicht gab. Die letzte, Clemens' Mutter Klotilde, starb vor fünfzehn Jahren."

„Ist denn die Ähnlichkeit wirklich so groß?"

„Nicht gerade zum Verwechseln," erwiderte Leo, „wenigstens nicht bei näherer Betrachtung, aber auf den ersten Blick eine fast verblüffende. Es ist auch nicht eine Ähnlichkeit Zug für Zug, sondern mehr das Gesamtbild der Erscheinung, die Figur, die Haltung, die Haartracht, auch die Farbe und vor allem die großen, brunnentiefen Augen, was mich mit zwingender Gewalt an jene andere erinnert. Ich habe mich zusammengenommen, mich beherrscht, so gut ich vermochte."

„Das muß ich anerkennen," fiel Hüningen ein.

„Aber ich werde den Eindruck nicht los," fuhr Leo in wachsender Erregung fort. „Denken Sie sich doch in meine Lage hinein, Hüningen! Ich glaubte damit fertig zu sein, meine hoffnungslose Leidenschaft überwunden zu haben, und nun muß ich hierher kommen, muß hier an die Scholle gebannt werden, wo eine Stunde davon dieses Ebenbild der Geliebten haust und mir ungewollt jede Woche über den Weg laufen kann."

Hüningen schwieg. Das dem Freunde entschlüpfte Geständnis, er hätte geglaubt, mit seiner aussichtslosen Liebe fertig zu sein, sie völlig überwunden zu haben, gab ihm zu denken und erfüllte ihn mit der Hoffnung, daß der wünschenswerte Zustand des Vergessens in nicht ferner Zeit bei jenem eintreten würde.

„Wie wäre es denn, Bürden," sprach er, „wenn Sie diese Doppelgängerin zur Frau nähmen? Allmählich würden Sie sich hineinfinden und gewöhnen und so zufrieden mit Ihrer Wahl sein, als hätten Sie die, nach der Ihr Herz von je verlangte."

„Und bis dieses modus vivendi zustande kommt, soll ich das Drama der Wahlverwandtschaften mit ihr aufführen? immer nur die andere in ihr sehen, die andere

in ihr umarmen, sie vielleicht unversehens mit dem Namen der anderen rufen? Weil man das Original nicht haben kann, mit einem Faksimile fürlieb nehmen? nein, Freund, das wäre mir nicht möglich."

„Sie haben sich in diese Gestalt, in dieses Gesicht, in diese Augen verliebt, nicht in den Namen der einen oder der anderen. Daß gerade die Inhaberin dieser übereinstimmenden Äußerlichkeiten die erste junge Dame ist, die Ihr Schloß betreten hat, seitdem Sie es Ihr eigen nennen, ist wie ein Wink von oben, wie ein dargebotenes Geschenk aus Schicksals Hand."

„Bei dem nur eine Kleinigkeit fehlt, — die Liebe."

„Die kommt von selber."

„Nein, die kommt nicht von selber. Die Ähnlichkeit der äußeren Erscheinung hat mir nicht plötzlich eine neue Liebe eingeflößt, sondern die alte, unwandelbare, der ich schon Valet gesagt hatte, wieder lebendig in mir gemacht und die Sehnsucht nach der mir Entrissenen zu neuer Glut entfacht und wird dies in schmerzlichster Weise stets tun, so oft ich dieser jungen Dame hier begegnen werde."

„Aber Fräulein Jukunde verdient geliebt zu werden," rief Hüningen fast schmärmerisch, „hören Sie mich an! Auf dem Wege vom Mausoleum zum Schlosse habe ich als Generalstäbler in spe ein wenig Nachrichtendienst geübt, habe die neben mir Schreitende sozusagen durchleuchtet, um zu erkennen, was in und an ihr ist. Und ich kann Ihnen sagen: in der steckt viel, sehr viel; sie hat Verstand und Gemüt, ist hochgebildet, schätzt und pflegt die Kunst und scheint mir in jeder Beziehung ganz dazu angetan, einen braven Kerl wie Sie glücklich zu machen und an seiner Seite glücklich zu werden."

„Potz tausend, Hüningen! Sie läuten ja ihr Lob mit großen Glocken," sprach Leo, den Freund verwundert anblickend. „Wenn Sie ihnen so gefällt, heiraten Sie sie doch! Das Kommißvermögen hat sie sechsmal."

„Ein Vorschlag zur Güte!" lachte Hüningen, „wäre gar nicht abgeneigt. Aber ich bin doch nicht zur Brautschau für mich hergekommen. Für Sie, Bürden, habe ich unter den Töchtern des Landes hier Musterung gehalten und mehr als eine gefunden, die ganz appetitlich anzusehen war, zum Beispiel die brünette Gräfin Minnersleben, die behende, geschmeidige Greifenstein, die hochblonde Tosta von Hildeneck und noch ein paar andere, deren Namen ich vergessen habe."

„Die Hildeneck mit ihren abgeschmackt hoch aufgebauschten Toupets über Stirn, Schläfen und Ohren, die könnte mir passen!" höhnte Leo.

„O vor dieser schön gerüsteten Wunschmaid müssen Sie sich ganz besonders in acht nehmen. Sie sah immerfort zu Ihnen hin, und als sich alles verabschiedet hatte und nur die Ravenhorsts noch blieben, habe ich einen Blick von ihr auf Fräulein Jukunde abgefangen, der stach wie ein Speer."

„Was Sie sagen!" lächelte Leo.

„An jedem Finger könnten Sie eine haben und werden hier noch herzbrechendes Unheil anrichten."

„Machen Sie mich nicht eitel, Hüningen!"

„Ich rate Ihnen, auf Ihrer Hut zu sein; sonst haben Sie hier keine Ruhe vor eroberungslustigen Amazonen."

„Na, wenn die Edelfräulein ahnten, was ihnen Ihre Lästerzunge alles anhängt!"

„Fräulein Jukunde von Ravenhorst nehme ich aus; das ist eine Perle von reinstem Wasser. Sie werden noch

an mich denken," schloß Hüningen. „Ich meine es gut mit Ihnen."

Das tat er wirklich. Er bezweckte mit seinen launigen Bemerkungen, den Freund aus seiner schwermütigen Stimmung zu reißen und ihn auf andere Gedanken zu bringen. Dies gelang ihm auch. Als sie zur Veranda zurückkehrten, war Leo in einer ganz anderen Verfassung und konnte schon wieder mitlachen.

Daniel kam ihnen entgegen und meldete, daß das Abendessen bereit wäre. Er hätte, fügte er bescheiden hinzu, heute als zweite Sorte einen älteren, edlen Rheinwein heraufgeholt; ob dies den Herren genehm wäre.

„Sehr!" sagte Leo.

„Ein weiser Daniel!" flüsterte Hüningen.

Und sie setzten sich wohlgemut zu Tische.

Als Daniel nach einiger Zeit seine zweite Sorte gebracht — es war 93er Winkeler Hasensprung Auslese, ein Wein von köstlichem Duft und traubenreiner Süße — und sich darauf wieder zurückgezogen hatte, begann Leo: „Hüningen, das war heut ein aufregender, bedeutungsreicher Tag für mich, an dessen gutem Ende ein Extratrunk wohl angebracht ist. Auf mich ist heute manches eingestürmt, was mir den Kopf warm gemacht und mir ans Herz gegriffen hat. Das alles zu bewältigen und unterzukriegen haben Sie mir als wahrer Freund treulich und tapfer beigestanden, und dafür möchte ich Ihnen bei dieser edlen Gottesgabe aus unserem gesegneten Rheingau mit ganzer Seele danken. Aber damit nicht genug; ich möchte dem heutigen Tage gern noch eine besondere Weihe geben. Ich bin der ältere von uns beiden; kommen Sie her, Hüningen, stoßen

Sie mit mir an auf Du und Du, wenn's Ihnen recht ist."

„Von ganzem Herzen!" rief Hüningen. „Eine größere Freude hätten Sie mir im Leben nicht bereiten können."

Die goldfarbigen Römer klangen, und jeder leerte den seinigen in einem Zuge. Dann reichten sie sich mit treufestem Drucke die Hände zu einem Bunde fürs Leben.

Viertes Kapitel.

Das Herrenzimmer in Schloß Finkenwalde hatte sein letzter Bewohner, Baron Clemens, recht üppig ausgestattet. Sofa und Polstersessel waren mit rotem Juchten bezogen, auf dem Fußboden und der Chaiselongue lagen persische Teppiche, und die Türen waren von bunten orientalischen Stoffen mit schwerem Faltenwurf umhüllt. Vor den Fenstern schoben sich leicht durchsichtige Stores unter lavendelblauen Gardinen aus einem glänzenden Wollstoff. An den mit brauner Ledertapete bekleideten Wänden hingen Rehkronen und Bilder, Alpenlandschaften und Jagdszenen darstellend, wie auch Photographien von verführerisch lächelnden weiblichen Schönheiten, deren Unnahbarkeit nicht über jeden Zweifel erhaben schien. Auf dem Sims des von gelbem Marmor eingefaßten Kamins prunkten zwei chinesische Vasen, eine Stutzuhr und ein paar hohe, altertümliche Deckelgläser aus geschliffenem Kristall mit eingegrabenen Wappen. In einer Ecke des Zimmers stand ein Gewehrschrank mit Glastür, auf dem ein ausgestopfter Steinadler die weitklafternden Schwingen spreizte, und an einem der Fenster ein großer, ele-

ganter Schreibtisch, der mit allem nötigen und manchem überflüssigen Gerät beladen war.

An diesem Schreibtische saß schon früh morgens Leo, und vor ihm lag ein geschlossener Brief, auf den er gedankenverloren hinstarrte. Er enthielt sein Abschiedsgesuch, mit dessen Niederschrift er den ersten Tag, an dem er sich hier als Herr und Gebieter fühlen durfte, begonnen hatte.

Es ward ihm nicht leicht, den Dienst zu quittieren und des Königs Rock auszuziehen, den er so lange Jahre mit vollem Standesbewußtsein und allen Ehren getragen hatte, denn er war mit Lust und Liebe Soldat gewesen. Nicht der sogenannte Gamaschendienst, aber das Studium der militärischen Technik, Taktik und Strategik reizten und fesselten ihn, so daß er sich ihm mit Eifer hingegeben und eine ihn befriedigende Lebensaufgabe darin gefunden hatte. Der fröhliche Verkehr mit den Kameraden im Regiment und auf der Akademie, von denen ihm manche lieb geworden waren wie er ihnen, hatte ihm Freude gemacht, und die mannigfaltigen Begebnisse und kleinen Abenteuer bei den Manövern standen ihm in freundlichster Erinnerung. Das war nun alles mit den paar Federstrichen, die er hier am Schreibtisch getan, aus und vorbei. Frei war er nun, frei für immer, aber einsam, auch für immer.

Er erhob sich, trat an eines der drei in einer Reihe befindlichen Fenster, das geöffnet war, und schaute in ernstem Sinnen hinaus in den Park. Da klang die Tür, und Hüningen kam herein.

„Bürden, hier steckst du? Guten Morgen! Daniel läuft händeringend nach dir herum, der Kaffee würde kalt.“

Leo nahm den Brief und hielt ihn mit der Aufschrift Hüningen stumm vor Augen.

„Dein Abschiedsgesuch! eigentlich schade! Ich hatt' einen Kameraden, —"

„Laß gut sein!" schnitt ihm Leo das Wort ab. „Komm zu unserm Stammtisch auf der Veranda."

Als sie dort saßen, fragte Hüningen: „Unsere heutige Tagesordnung?"

„Die du gestern vorschlugst, Inspizierung meines Reiches und nachmittags eine Fahrt durch Feld und Wald."

„Gut."

„Die Ställe werden wir freilich leer finden; das liebe Vieh ist auf der Weide und die Gäule in den Sielen. Die Kutschpferde kennst du schon, nur die beiden Reitpferde hast du noch nicht gesehen; ob es noch dieselben sind wie im vorigen Herbst, weiß ich nicht."

Erst lange nach dem Frühstück traten sie den Rundgang an, denn es war heut etwas kühler, mußte wohl nachts in der Nähe gewittert haben. Der Himmel war stellenweise noch leicht bedeckt, klärte sich aber schon mehr und mehr auf.

Das große Wirtschaftsgehöft lag etwas abseits, und sie trafen bei der eingehenden Besichtigung sämtlicher Außen- und Innenräume überall eine tadellose Ordnung an in der Aufbewahrung des Inventars und der Aufstellung der Ackergeräte, Wagen und Maschinen, soweit solche nicht auf dem Felde in Gebrauch waren. Sie besuchten die Stallungen und Scheunen, die Brennerei, die Molkerei, die Geschirr- und Vorratskammern und fanden auch eine Stellmacherwerkstatt und eine Schmiede vor, in denen Krummeisen und Hammer klangen. Der weite Hof, über den Knechte und Mägde ihren Arbeiten nachgingen, war mit allerlei krähendem, gackerndem, schnatterndem, girrendem Geflügel bevölkert, in das sich Scharen

von Sperlingen als ungebetene Gäste mischten. In der Mitte stand der turmartige Taubenschlag, und auf dem First einer Scheune war ein Storchnest, in dem einer der langschnäbligen Kinderbringer steif und würdevoll auf einem Beine stand.

Hüningen zeigte hinauf und fragte: „Verdient sich dieser Majoratsklapperstorch seine Mietwohnung auf deinem Dache und seine Froschnahrung auf deinen Wiesen auch ehrlich mit schuldigen Gegenleistungen seines Berufes im Dorfe?"

„O da kribbelt's und krabbelt's auf Schritt und Tritt von thüringischen Flachs- und Rundköpfen," lachte Leo, „aber sie sind ja nicht meine Leibeigenen; die Freizügigkeit hat die Hörigkeit abgelöst."

Die beiden Reitpferde ließen sie sich aus dem Stalle vorführen und besahen sie von allen Seiten.

„Du hast etwas auszusetzen," sprach Hüningen.

„Die Stutzschwänze gefallen mir nicht," erwiderte Leo ärgerlich.

„Ist nun einmal Mode."

„Mode? eine Sünde ist's und geschmacklos obendrein," brauste Leo auf, daß Hüningen große Augen machte. Im Zorn kannte er den Freund noch gar nicht. Der aber fuhr fort: „Es ist eine frevelhafte Vermessenheit, wenn der Mensch sich in seiner blöden Kurzsichtigkeit herausnehmen will, die immer und überall höchst zweckmäßig waltende, unergründlich weise Natur korrigieren zu wollen und den Pferden den Schweif, den Hunden Ohren und Schwanz zu stutzen. Der Schöpfer weiß, warum er den Tieren lange Schweife und hängende Ohrlappen gegeben hat, und nun untersteht sich der Mensch, ihm ins Handwerk zu pfuschen, nimmt den Tieren Wehr und Waffen gegen ihre Plagegeister, die

Fliegen und Bremsen, und macht aus der Schönheit eine Karikatur."

„So unrecht hast du nicht," sagte Hüningen.

„Von jetzt an werden den Pferden hier niemals mehr die Schwänze gestutzt; wascht und kämmt sie ihnen nur ordentlich!" befahl Leo im strengsten Ton den beiden Rossebändigern, „habt ihr mich verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Baron!" erwiderten die beiden strammstehend, denn sie waren gediente Leute.

Nun gingen die Herren in den sehr umfangreichen Obst- und Küchengarten mit langen Reihen von Mistbeeten, warfen einen Blick in die ausgedehnten Treibhäuser, in deren Glasscheiben sich die Sonne spiegelte, und wandelten die mit Buchsbaum eingefaßten, schnurgeraden Wege entlang, zu deren beiden Seiten allerhand Sommerblumen oder Quitten, Stachel- und Johannisbeersträucher wuchsen. Sie überzeugten sich von dem guten Stande der Fruchtbäume, der Gemüse- und Salatsorten, konnten sich aber oft über die Namen der Gewächse, die ihnen auf dem Tische in der Schüssel angerichtet sehr wohl bekannt waren, nicht einigen und ließen sich dann von den hie und da beschäftigten Gärtnergehilfen Auskunft geben.

Dann steuerte Leo auf ein zweistöckiges Haus dicht beim Gehöft zu, wo die Beamten wohnten. Im unteren Geschoß hatte jeder von ihnen seine Schreibstube und außerdem der Rentmeister ein paar Zimmer, weil er als alter Junggesell mehr nicht brauchte. Das obere Stockwerk hatten der Inspektor und der Obergärtner mit ihren Familien inne. Das Försterhaus lag weiter zurück am Walde, von dem ein Ausläufer bis nahe an das Gehöft heranreichte.

„Entschuldige mich wenige Minuten, ich muß den

Rentmeister sprechen," sagte Leo. „Kannst ja so lange hier im Garten Stachelbeeren naschen oder Schnecken absuchen."

„Vielleicht auch begießen helfen?" lachte Hüningen.

„Warum nicht? wenn's dir Spaß macht."

Rentmeister Specht begrüßte seinen Herrn bei dessen Eintritt in die Kanzlei ehrerbietig, legte ein großes Buch vor ihn auf den Tisch und sprach: „Wollen der Herr Baron gütigst Einsicht in meine Bücher nehmen?"

„Nein, lieber Herr Rentmeister, davon verstehe ich nichts," erwiderte Leo. „Ich komme nur, um Ihnen den Wunsch auszusprechen, daß Sie und die übrigen Herren Beamten in ihren Stellungen bei mir verbleiben möchten."

„Das werden wir alle mit Freuden tun, Herr Baron," erklärte der Rentmeister, „und ich sage Ihnen in unser aller Namen den ergebensten Dank für diesen Beweis Ihres Vertrauens."

Leo reichte ihm die Hand und sagte: „Dann, bitte, teilen Sie den andern Herren meinen Wunsch mit, falls Sie sie eher sehen sollten als ich."

„Wollen mir der Herr Baron auch die Generalvollmacht erneuern, deren ich zur Geschäftsführung bedarf?"

„Das versteht sich. Ich reise morgen nach Berlin zurück, komme aber in einigen Tagen wieder; dann wollen wir die Sache in der Kreisstadt beim Notar in Ordnung bringen."

„Befehlen der Herr Baron nicht vielleicht —?" Er zog ein Schlüsselbund aus der Tasche und deutete mit der Hand nach dem eisernen Geldschrank.

„Geld, meinen Sie? nun, wenn Sie gerade bei Kasse sind," lächelte Leo. „Kann ich wohl fünfhundert Mark haben?" Ich muß mir ja nun eine Menge Zivilkleider anschaffen, und das tue ich am besten in Berlin."



„Wollen der Herr Baron gütigst Einsicht in meine Bücher nehmen?“
(S. 64.)

„Ja, aber — Verzeihung, Herr Baron! — mit fünfhundert Mark werden Sie da schwerlich auskommen," erlaubte sich der Rentmeister einzuwenden, der von seinem vorigen Herrn an ganz andere Zahlungen gewöhnt war. „Darf ich Ihnen nicht wenigstens tausend geben?"

„Gut, also tausend."

Herr Specht zählte die Summe in Scheinen und Goldstücken auf den Tisch und schrieb, während Leo das Geld einsteckte, eine Quittung, welche dieser unterzeichnete.

„Noch eins!" sprach Leo. „Ich beabsichtige nicht, in die Verwaltung und den Betrieb persönlich einzugreifen, werde aber beides aufmerksam verfolgen, nicht um zu kontrollieren, sondern um zunächst noch von Ihnen allen zu lernen."

Der Rentmeister verbeugte sich, und Leo verabschiedete sich von ihm.

Hüningen kam ihm entgegen. „Ich habe siebzehn fette Schnecken von der Gartenkresse abgelesen, lepidium sativum."

„Donnerwetter!" sagte Leo, „wo ist der gelehrte Gärtner hier, der dir das beigebracht hat?"

„Da hinten steht er. Ich esse nämlich dieses pikante Grünzeug gern als Salat."

„Wollen wir der Buschbergen einschärfen, Salat von lepidium sativum," sprach Leo.

Sie gingen über den Gutshof zurück und begegneten dort dem Inspektor Töggen, dem Leo denselben Wunsch seines Verbleibens im Amte aussprach wie vorher dem Rentmeister und von dem er auch, dem Inhalte nach, dieselbe Antwort darauf erhielt wie von jenem. „Wir wollen heute nachmittag eine Fahrt im Jagdwagen durch Feld und Wald machen," kündigte ihm Leo an, „und ich bitte Sie und den Herrn Förster, uns zu begleiten."

„Zu Befehl, Herr Baron! um welche Zeit?"

„Um vier Uhr."

„Soll ich meine Pferde nehmen?"

„Ja, und auch Ihren Rosselenker, den biedern Holsteiner, Ihren Landsmann. Wie heißt er doch gleich?"

„Märten Preen."

„Richtig, Märten. Hochdeutsch kann er wohl immer noch nicht sprechen?"

„Nein, das lernt er nun auch nicht mehr."

„Ich höre es gern, wenn Sie plattdütsch mit ihm reden. Bitte, benachrichtigen Sie den Herrn Förster von der Fahrt."

„Um vier Uhr sind wir mit dem Jagdwagen zur Stelle." Der Inspektor lüpfte den Schlapphut und stapfte in seinen hohen Stiefeln von dannen.

Hüningen hatte seine stille Freude an der schlichten Art und Weise, in der Leo mit seinen Leuten verkehrte, wie er dies schon bei der Ankunft gegenüber den ihn vor dem Schloßportal Empfangenden beobachtet hatte. Er machte nicht viel Worte, aber diese hatten einen freundlichen, herzenswarmen Ton, nichts Herablassendes, Schrankenziehendes. Es zeigte sich dabei so recht Leos harmonische Persönlichkeit und vornehme Gesinnung, die jeden, mit dem er sich einließ, für ihn einnahm.

„Komm!" sprach Leo, „jetzt haben wir uns eine Pulle Rotspon verdient, wie der alte Trommlitz zu sagen pflegt."

„Der alte Trommlitz? wer ist das?" fragte Hüningen.

„Ist dir gestern nicht ein kleiner, ziemlich korpulenter Herr mit rotem Kopf und einem mächtigen, eisgrauen Schnurrbart aufgefallen? Das ist der Oberstleutnant a. D. von Trommlitz, ein alter Kavallerist, der auf seiner Klitsche in Paulsrode sitzt. Ein Prachtmensch, trinkt unglaublich

viel Rotwein, spielt gern Skat und flucht wie ein Wachtmeister. Er soll übrigens ein tüchtiger, für den wahren Kriegsdienst begeisterter Offizier gewesen sein, hat aber den Abschied genommen, weil sich das Zipperlein bei ihm einstellte und mit jedem Jahre heftiger auftrat; jetzt plagt es ihn nur noch selten."

„Wohl ein alter Hagestolz?"

„Nein, verheiratet, aber ohne Kinder. Seine Frau ist in ihrer Art auch ein Original, eine große, robuste Gestalt mit markanten, etwas derben Zügen und lebhaften, hellgrauen Augen unter starken Brauen, überall beliebt und überall gefürchtet."

„Böse Zunge?"

„Keine böse, aber eine lose. Die resolute Sechzigerin nimmt kein Blatt vor den Mund und sagt jedermann grad und grob ihre Meinung ins Gesicht ohne Ansehen der Person. Die jungen Frauen und Mädchen zumal haben eine Heidenangst vor ihr, denn sie mutzt ihnen den kleinsten Schwupper auf, den sie machen. Und dabei ist sie herzensgut, sozusagen eine Seele von Frau, klug und hilfreich. Sie setzt jung und alt den Kopf zurecht, aber keiner geht ungetröstet von ihr."

„Dieses merkwürdige Ehepaar möchte ich kennen lernen."

„Dazu will ich dir gern Gelegenheit geben, wenn du mich hier besuchst, was hoffentlich recht oft geschieht."

„So oft ich kann und du's erlaubst."

„Erlaubst! Hüningen! Jeden Tag und jede Stunde bist du mir willkommen, das weißt du doch. Ich werde dir hier ein besonderes Zimmer einrichten lassen, das nur du bewohnen und jederzeit zu deiner Aufnahme, ob vorher angemeldet oder nicht, bereitfinden sollst."

„Ich danke dir," sprach Hüningen, „werd's nicht vergessen."

Sie schritten weiter, und Leo fragte: „Hast du denn noch gar keinen Hunger, Mensch, daß du so langsam gehst?"

„O ja, ich horche schon lange auf Daniels Tamtam."

Als sie zum Schloß kamen, war Daniel am fertig gedeckten Tisch damit beschäftigt, die Servietten kunstvoll zu falten und auf die Teller zu stellen.

„Wie lange dauerts noch, Daniel?"

Daniel sah nach der Uhr. „Noch elf Minuten, Herr Baron."

„Gott sei Dank!" lachte Hüningen. „Gerade noch Zeit zum Händewaschen." —

Punkt vier Uhr hielt der leichte Jagdwagen, mit zwei kräftigen Braunen bespannt, vor dem Portal, wo Inspektor und Förster die Herren erwarteten. Nachdem sie alle vier eingestiegen waren und sich auf die seitlich angebrachten Bänke gesetzt hatten, rief Märten „hü!" und die Fahrt ging los.

Gleich einem windbewegten Meer wogte das Korn auf dem Felde und reifte mit seinen vollen Ähren einer gesegneten Ernte entgegen. Dorn leuchteten zwischen den Halmen scharlachroter Mohn, blaue Kornblumen und blaßrote Ackerwinde, vom Landwirte nicht gern gesehene, aber lieblich anzuschauende Unkräuter. Am Wegrain blühten unzählige Gänseblümchen, Disteln, Kamillen und Kümmel und die weißen Dolden der Schafgarbe, und hie und da ragten schlanke Königskerzen mit ihren aufrechtstehenden, gelben Trauben. Bunte Schmetterlinge flatterten umher, Grillen zirpten, und oben in den Lüften sangen Lerchen ihr schmetterndes Lied. Es war ein Hochsommertag, prangend und strotzend von freudigem Gedeihen und tausendfältigem Leben.

„Über acht Tage klingt und blitzt hier die Sense,"

sprach Leo. „Sind Sie mit den Ernteaussichten zufrieden, Herr Inspektor?"

„Ja, Herr Baron, ich denke, wir kriegen eine gute Mittelernte," erwiderte Töggen. „Wat seggst du dato, Märten?" wandte er sich an seinen Landsmann auf dem Bocke.

„Ick löw dat ok, Herr Inspekter," sagte Märten. „Dat Koarn steiht god; blos de Kantüffeln, de sünd noch en beten torügg, de künnt woll noch Regen bruken, segt de Lüe."

„De Lüe, de Lüe! de hebbt ümmer wat uttosetten, is't nich t'ein, is't anner; dat's nix Nies."

„Dat dünkt mi ok, Herr, man mut tofreden sin, wie't de lewe Gott gift."

„Wat ik seggen wull, Märten, wo is dat nu mit dat Sadelperd? is et nu wedder to Gange?"

„Ja, Herr Inspekter, dat is wedder t'recht."

„Na, lopen deit et bannig."

„Ik heff't awerst ok god plegt."

„Dat's rech, min ohl Märten!" —

„Hast du alles verstanden?" fragte Leo.

„Vollkommen," erwiderte Hüningen, „es klingt so traulich und anheimelnd. Möchten doch alle Dialekte in den deutschen Gauen erhalten bleiben!"

„Wenigstens die plattdeutschen," meinte Leo, „denn die hochdeutschen, von denen sich auch gebildete Leute in den Provinzen nicht freimachen können, würde ich ohne Bedauern verschwinden sehen."

Sie fuhren in schlankem Trabe dahin, schwenkten bald rechts, bald links ab in der weiten Flur und betrachteten aufmerksam die Beschaffenheit der verschiedenen Getreidearten und sonstigen Feldfrüchte, ihre Urteile darüber unter sich austauschend. Sie sahen die Leute mit dem

Aufladen und Einfahren der Luzerne beschäftigt, und von den Wiesen trug ihnen ein sanfter Wind den starken Duft des frisch gemähten Heues entgegen.

Hüningen knüpfte ein Gespräch mit dem Förster an und erkundigte sich nach dem Wildstand in den Forsten.

„Hirsche haben wir leider nur wenige, weil in den letzten Jahren zuviel abgeschossen sind, aber an Reh- und Schwarzwild fehlt es nicht," beschied ihn Heideklang. „Ich könnte die Herren auf manchen guten Wechsel führen, wenn Sie einen Pürschgang unternehmen wollten."

„Diesmal haben wir keine Zeit, Herr Förster, aber wenn ich wiederkomme, gehe ich mit Ihnen auf den Anstand," sagte Leo. „Nun lassen Sie uns in den Wald fahren."

„Märten, öwer de Brügg un denn rechts na de drei groten Böken, wo de Wegwiser steiht," rief Töggen dem Kutscher zu.

„Jawull, Herr Inspekter!"

„Und von da sachte bergauf und immer geradeaus an der Fichtenschonung vorbei zur Jagdhütte," fügte Heideklang hinzu.

„Jk weet all, Herr Förster, un denn öwer'n Ossenkopp hendal un torügg dörch'n düstern Grund."

„Richtig!" nickte der Förster.

Im Waldesschatten umfing sie lautloses Schweigen; auch Hufschlag und Räderrollen klang nur dumpf auf den grasbewachsenen Wegen zwischen hohem Laubholz, meist Eichen und Buchen, zum Teil von beträchtlichem Alter und dem entsprechenden Umfang. Aber sie kamen auch durch gemischte Bestände, und die jüngeren Anpflanzungen zeigten nur Nadelhölzer.

Bald erreichten sie ein einsam gelegenes Jagdhäuschen, das nur zwei notdürftig eingerichtete Schlafräume und

eine kleine Küche mit einigem Eß- und Trinkgeschirr enthielt. Der Förster hatte den Schlüssel bei sich und öffnete Tür und Fenster, um das Innere zu durchlüften. Die Herren stiegen einen Berg hinan, von dessen Kuppe man einen hübschen Blick auf die Wälder rundum und die fernen Höhen haben sollte. So konnten die Pferde sich ein Stündchen ausruhen und verschnaufen.

Einen längeren Aufenthalt durften sie sich nicht gewähren, weil sie vor Einbruch der Dunkelheit aus dem Walde heraus sein mußten. Als sie dann wieder aufs freie Feld kamen, wo Märten einen kürzeren Rückweg einschlug, glänzte hoch am klaren Himmel die schon von einem goldigen Schimmer überhauchte Sichel des zunehmenden Mondes. Befriedigt und erfrischt von der Rundfahrt langten sie bei sinkender Dämmerung vor dem Schlosse an. —

Am andern Morgen reisten die beiden nach Berlin zurück. Als sie nach zweistündiger Eisenbahnfahrt in Neudietendorf umsteigen mußten, fanden sie den Frankfurter Schnellzug so überfüllt, daß sie nicht nebeneinander sitzen konnten. In Berlin angekommen, beschlossen sie, den Abend zusammen zu verbringen, um sich über die Ereignisse der letzten Tage gründlich auszusprechen. Um acht Uhr wollten sie sich auf der freien Terrasse des Café Bellevue am Potsdamer Platz treffen.

Als sich Leo dort einfand, hatte Hüningen bereits von einem Tische dicht am Geländer Besitz ergriffen und begrüßte den Freund mit den Worten: „Parkluft wie auf deiner Veranda ist das hier nicht.“

„Das spür' ich,“ erwiderte Leo, sich ebenfalls niederlassend.

Die große Terrasse war fast ganz von Besuchern eingenommen, aber die zu dreien und vieren die nächsten

Tische innehabenden Gäste unterhielten sich so lebhaft und achteten so wenig auf die beiden Offiziere, daß diese ungestört miteinander plaudern konnten.

Das Bild hier war ein so grundverschiedenes von dem, dessen sie sich in Finkenwalde zu erfreuen hatten, daß sie sich, so gut ihnen auch ihre gegenwärtige Umgebung seit Jahren bekannt war, wie aus einem entlegenen Asyl voll Ruh und Frieden in ein wüstes Durcheinander von betäubendem Lärm und ungefügem Gekribbel verschlagen glaubten. Dort tiefe Stille und Einsamkeit, hier drangvoll hastendes Treiben und unaufhörlich flutendes, rücksichtsloses Gestoß und Geschiebe. Dort hohe Wipfel, dichte Gebüsche, dem Auge wohltuende grüne Rasenflächen und freundliche Blumenbeete, hier sich lang hinziehende, von unbekannten Menschen dicht gefüllte Straßen, vielstöckige Häuser und blendende elektrische Lampen. Auf dem unten von Eisenbahnschienen durchzogenen, oben von Leitungsdrähten, an denen oft grünliche Funken aufblitzten, übersponnenen Potsdamer Platz begegneten sich von allen Seiten in endloser Folge die erleuchteten Straßenwagen mit ihren großen, blau, rot, grün und gelb glühenden Laternenaugen und fortwährendem Geläute. Schwerfällige Omnibusse und leichte Droschken fuhren kreuz und quer unter den lauten Warnungsrufen ihrer weißbehuteten Lenker, und zwischen all dem Gewirr und Getöse wogte die vielgestaltige Menge der Fußgänger.

Die beiden machten ab und zu kurze Bemerkungen über die stets wechselnden Erscheinungen, die vor ihren Blicken auftauchten und wieder verschwanden, und saßen auch wohl zeitweilig schweigend an ihrem Tische. Dann begann Leo, sein zweites Glas Bier nach einem herzhaften Trunke von den immer noch lechzenden Lippen absetzend:

„Mir kommt alles, was wir in Finkenwalde getan und erlebt haben, wie ein Traum vor.“

„Mir geht es ebenso,“ sprach Hüningen, „mit dem einzigen Unterschiede, daß dir ein handgreifliches Pfand schöner Wirklichkeit den unumstößlichen Beweis liefert, von einem Majorat nicht bloß geträumt zu haben.“

„Du gönnst mir dieses unverhoffte Glück,“ sagte Leo.

„Das weiß Gott! nur jammerschade, daß es kein doppeltes ist.“

„Kein doppeltes? — du meinst ein geteiltes.“

„Ja, kein mit — du hast mir ihren Namen nie genannt.“

„Cornelia.“

„Also kein mit deiner Cornelia geteiltes.“

„Zu spät!“ sprach Leo düster.

„Wer weiß!“ meinte Hüningen mit eigentümlicher Betonung. „Du hast im vorigen Winter die Verlobungsanzeige deines Korpsbruders erhalten, aber hat er dir denn auch eine Vermählungsanzeige geschickt?“

„Was willst du damit sagen?“ fragte Leo.

„Ich will damit sagen, daß du, so lange das Ja nicht vor dem Altar gesprochen ist, noch nicht alle Hoffnung aufzugeben brauchst.“

„Hüningen! um Gotteswillen, nicht weiter!“ rief Leo.

„Ruhig, Freund! ich habe schon von Verlobungen gehört, die länger gedauert haben als ein halbes Jahr, ehe die Ringe gewechselt wurden,“ sprach Hüningen. „Mit einem Worte: Du mußt dir Gewißheit darüber verschaffen, ob die Geliebte noch die Braut oder schon die Gattin jenes Mannes ist. Als Gattin ist sie für dich verloren, als nur Verlobte — noch lange nicht. Tritt dazwischen, wenn es noch Zeit ist, jage sie ihm ab mit List oder Gewalt, entführe sie, raube dir deine Sabinerin!“

Leo war sprachlos, er zitterte und bebte an allen Gliedern.

„Du mußt das doch auf irgendeine Weise ermitteln können," fuhr Hüningen fort. „Soll ich hinreisen nach Kassel? in Zivil? mich kennt niemand dort. Ich könnte forschen und fragen, ob der Regierungsrat Hersfeld verheiratet ist oder nicht; mit leichter Mühe brächte ich das in der ersten halben Stunde heraus."

Leo faßte sich mit beiden Händen an den Kopf, als schwindelte ihm bei diesem ihn bis ins Mark erschütternden Gedanken.

„Überleg' es dir, beschlaf es dir, was du tun willst. Ich stehe in jedem Augenblick und nach jeder Richtung hin zu deiner Verfügung."

„Ja ja, überlegen, will's mir überlegen," flüsterte Leo verwirrt, „aber ich bitte dich, heute nichts mehr davon!" Er steckte sich, fast unbewußt, eine neue Zigarre an und stieß mächtige Rauchwolken aus.

Die Gemütlichkeit des Beisammenseins war durch Hüningens hineinplatzende Frage, die in des Freundes Seele gärende, mit aller Kraft niedergehaltene Empfindungen wieder aufgewühlt hatte, gestört. Die Unterhaltung stockte oder verstummte gänzlich, so sehr sich Hüningen auch bemühte, ein Gespräch über gleichgültige Dinge in Fluß zu bringen. Leo blieb wortkarg und starrte in dumpfem Brüten vor sich hin.

Plötzlich fuhr er aus seinem tiefen Sinnen auf: „So wird's, und so geschieht's! ich schreibe an ihn."

„An wen? an Hersfeld?" fragte Hüningen betroffen. „Bürden, das wäre ein gewagter Schritt, damit verrätst du dich."

„Nein, nein, laß mich nur machen, ich weiß, was ich tue," sprach Leo entschlossen. „Aber jetzt laß uns gehen,

oder willst du noch bleiben? ich halte es hier nicht mehr aus auf meinem Stuhle. Wär' ich nur erst wieder fort von Berlin!"

„Ja," sagte Hüningen, „in der engen Bude zwei Treppen hoch am Schiffbauerdamm wird es dir wunderlich genug vorkommen nach all der Herrlichkeit in den weiten Räumen und der lockenden Umgebung deines Finkenwalder Schlosses."

Sie brachen auf und begaben sich auf den Heimweg zu ihren Wohnungen, Leo mit einem Sturm in seinem Herzen.

Fünftes Kapitel.

Nach einem Aufenthalt in Berlin von vier Tagen, deren Abende er stets in Hüningens Gesellschaft verbracht hatte, konnte Leo nach Finkenwalde übersiedeln. Seine Bücher hatte er in Kisten packen und als Frachtgut versenden lassen, seine Kleider, Bilder und sonstigen Habseligkeiten nahm er als Reisegepäck mit sich und fuhr am Morgen des fünften Tages nach Thüringen ab.

Bei der Ankunft auf der Station war seine erste Frage an den Diener: „Sind Briefe an mich da?"

„Zu Befehl, Herr Baron! eine ganze Menge; ich habe sie auf den Schreibtisch gelegt."

„Auch einer aus Kassel?"

Daniel zuckte die Achseln. „Nach den Poststempeln habe ich nicht gesehen, Herr Baron."

Die Pferde liefen auf dem kurzen Wege vom Bahnhof zum Schlosse dem Ungeduldigen heute viel zu langsam.

Im Schlosse stürzte er förmlich nach dem Herrenzimmer und sah die Aufschriften der dort liegenden Briefe in hastender Eile durch. Von Roderich Hersfeld war keiner darunter. Es waren lauter Preisverzeichnisse und Anerbietungen von Pferdegeschirr, Sattel- und Zaumzeug,

Jagdgerät, Sportbedarf, Zigarren und Wein, die er, ohne sie der flüchtigsten Prüfung zu würdigen, in den Papierkorb warf. Wahrscheinlich war eine Notiz über den Besitzwechsel im Majorat Finkenwalde in die Zeitungen gelangt, infolge welcher die betriebsamen Geschäftsleute den glücklichen Erben mit ihren Offerten überschwemmten.

Er säuberte sich nun erst vom Staub der Reise, zog eine bequeme Joppe an und ging in den Park zu einer Bank, die auf sanft ansteigendem Hügel unter einer mächtigen, weitschattenden Buche stand und von der man freien Blick auf einen großen, besonders schönen Teil des Parkes hatte. Dort setzte er sich, enttäuscht und verstimmt, daß Hersfelds Antwort auf seinen Brief, die er sich hierher erbeten und hier vorzufinden sicher gerechnet hatte, noch nicht eingetroffen war.

Indem er sich über die Ursachen dieser Verzögerung allerlei Gedanken machte, fühlte er sich in seiner völligen Unkenntnis vom Stande der Dinge hilf- und ratlos. Die Antwort konnte ebenso leicht ungünstig wie günstig für ihn lauten. Mit der Annahme des letzteren Falles stiegen schmeichelnde Hoffnungen in seiner Seele auf, aber von der Art und Weise ihrer möglichen Erfüllung vermochte er sich noch keine rechte Vorstellung zu machen. Was sollte er tun, wenn er erführe, daß die Geliebte noch nicht ehelich mit Hersfeld verbunden war? Sollte er nach Kassel reisen und zu ihr hingehen mit der Erklärung: jetzt bin ich in der glücklichen Lage, dich heimführen zu können; löse dich von dem andern und komm mit mir, wenn du mich liebst wie ich dich? Dem alten Freunde und Korpsbruder hinterrücks die Braut abspenstig machen, die dieser gewiß ebenso innig liebte wie er, das wäre nicht ritterlich gehandelt. Und sollte sie ihrem Verlobten ein halbes Jahr nach dem Verspruch gestehen: ich liebe

einen anderen mehr als dich? Sollte dann Hersfeld etwa gar von ihr denken: sie zieht dir den andern vor, weil er der viel reichere ist? Nimmermehr! selber mußte er Hersfeld Auge in Auge gegenübertreten und sprechen: gib sie frei! laß' sie mir! ich habe sie früher geliebt als du und glaube, daß sie mich mehr liebt als dich. Was dann geschehen würde, lag in Gottes Hand; jetzt wollte er sich noch nicht mit einer im Dunkeln tappenden und obenein verfrühten Überlegung von Maßnahmen quälen, deren Anwendung von einer noch zweifelhaften Voraussetzung abhing. Am Ende gab ihm Hersfelds Antwort auch noch keine Auskunft. Danach gefragt hatte er den Freund in seinem Briefe nicht, hatte dessen bevorstehende oder schon vollzogene Vermählung mit keinem Worte berührt, was er jetzt bedauerte. Wenn Hersfeld auch darüber schwieg, war Leo so klug wie zuvor. Und er brannte doch darauf, über das gegenwärtige Verhältnis jener beiden Menschen Gewißheit zu haben, vor deren Aufschluß ihm zugleich im Geheimen bangte.

Leo war gewöhnt, die Wirklichkeit mit klarem Blicke zu erfassen und mit fester Hand alles anzupacken, was ihm Pflicht hieß, was die Ehre gebot, was des Lebens Notdurft an Müh und Arbeit von ihm forderte und auch was von des Lebens Freuden ihm wünschenswert und erreichbar schien; nach den Sternen hatte er nie gegriffen. Aber in den letzten Tagen hatte sich seiner eine hochgradige Empfindsamkeit bemächtigt, seit ihn Hüningen mit seinen aufwiegelnden Vorhaltungen, daß vielleicht noch nicht alle Hoffnung für ihn verloren sei, berückt und ihm die entsagungsvolle Ergebung in sein Schicksal mit einem Schlage in einen auf die Dauer unerträglichen Zustand der Unruhe und peinvollen Erwartung verwandelt hatte. Wie ein windbewegtes Rohr schwankte

er zwischen aufopfernder Zurückhaltung und trotzigem Wagemut hin und her. Hatte er eben erst jede Verlockung, die Rechte des Freundes anzutasten, mit kühl abwägenden Verstandesgründen von sich abgewiesen, so setzte gleich darauf wieder das unüberwindliche Verlangen nach dem Besitz der Geliebten sein Herz in lodernde Glut. Der Dämon der Leidenschaft flüsterte ihm mit Hüningens Stimme zu: nimm, was dir gehört, und kümmere dich nicht um Wohl oder Wehe eines andern, der dir genommen hat, was auch unausgesprochen und unverbrieft dein eigen war!"

Sein eigen? ja, besaß er denn Cornelias Neigung? konnte er auf ein Herz, das, ehe es sich ihm ergeben, ein anderer in Beschlag genommen hatte, einen berechtigten Anspruch erheben? und wußte sie, daß er sie liebte? In der Beantwortung dieser Fragen gipfelte jetzt all sein Denken, lag die Entscheidung, die Wahl seiner Entschüsse. Wenn sie ihn liebte, ja, dann allerdings hielt er sich nicht nur für befugt, sondern auch ihr gegenüber für verpflichtet, die Bahn zu ihrer beider Vereinigung freizumachen.

Er suchte in seinen Erinnerungen und Merkmalen und Tatsachen, aus denen er auf ihre Gefühle schließen könnte, und da waren es vor allen drei kleine Begebenheiten aus seiner Kasseler Garnisonszeit, die ihm mit allen Einzelheiten heute noch so lebendig vor Augen standen, als hätten sie sich erst gestern zugetragen.

Auf einem vielbesuchten Wohltätigkeitsbazar war Cornelia eine der jugendlichen Verkäuferinnen und handelte mit Blumen. Leo wollte eben an ihren Tisch herantreten, als ihm ein nach neuester Gigerlmode gekleideter Herr zuvorkam, der sie mit dreistem Blick durch sein Monokel fixierte und auf ihre Frage nach seinen Wünschen

hochnäsig schnarrte: „Ich kaufe nur Küsse; zu welchem Preise ist einer von Ihnen zu haben, mein Fräulein?" „Um keinen Preis!" erwiderte sie streng und wandte sich stirnrunzelnd ab. Leo, dem es heiß aufwallte, war im Begriff, dem unverschämten Gecken mit einer scharfen Zurechtweisung heimzuleuchten, als sich dieser mit blasiert spöttischer Miene drückte. Nun trat Leo herzu und sah, statt unter den ausgelegten Blumen zu wählen, dem lieben Mädchen tief in die Augen. Schnell griff sie eine heraus, und sie ihm darbietend begann sie: „Hier, Herr von Bürden, die schönste Rose, die ich habe, für fünfzig Pfennige!" „Tausend Dank!" sprach er, selber verwirrt, und reichte ihr einen blanken Taler, bei dessen Entgegennahme sich seine und ihre Hand nicht allzuflüchtig berührten. Dann tauschten sie noch ein paar ziemlich inhaltlose Worte, und nach einem sehr freundlichen Gruß ging Leo weiter. Als er sich aber noch einmal nach ihr umsah, beobachtete er, wie Cornelia ihr Portemonnaie hervorzog und daraus seinen Taler gegen andere Münzen einwechselte, die sie in ihre Verkaufskasse legte. Das von ihm empfangene Geldstück war ihr mithin so wert, daß sie es für sich behielt, als wär's ein wunderbarer Talisman.

Ein andermal traf er sie auf der Straße, als sie gerade aus einem Ledergeschäft herauskam, wo sie etwas gekauft und sich dabei ihres rechten Handschuhes entledigt hatte. In ihrer großen Überraschung, Leo plötzlich neben sich zu haben, war sie beim Anziehen des Handschuhes ungeschickt, so daß er ihr entglitt und zur Erde fiel. Schnell hob ihn Leo auf und wollte ihn mit einem reinen Tuch abtrocknen. Sie aber sprach: „Bemühen Sie sich nicht, Herr von Bürden! dem ist nicht mehr zu helfen; bitte, werfen Sie ihn weg." Er tat so, als folgte er ihrem Ge-

heiß, steckte den Handschuh jedoch heimlich — wie er glaubte — in die Tasche seines Paletots. Cornelia hatte dieses Einstecken indessen gesehen; ihr beseligtes Lächeln verriet es ihm. Da war er über das Ertapptsein bei seiner Schmuggelei so beschämt, daß er sich an der nächsten Straßenecke von ihr empfahl, wie gern er sie auch noch länger begleitet hätte. Nun besaß jeder ein Andenken an den andern, und jeder wußte dies auch von dem andern. Leo bewahrte heute noch in einem hübschen Kästchen den Handschuh und die verwelkte, halb entblätterte Rose, fest überzeugt, daß Cornelia auch seinen Taler noch hatte.

Sie hatten sich oft, vor wie nach diesen zwei besonders erinnerungsfrohen Gelegenheiten, an verschiedenen Orten unvermutet gesprochen, aber am bedeutsamsten für beide waren die Minuten gewesen, in denen sie sich zum letzten Male in Kassel sahen. Das Zusammentreffen, das auf dem Friedrichsplatze stattfand, war keineswegs ein verabredetes, aber auch kein zufälliges. Leo wußte, daß sich Cornelia zuweilen dort unter den Bäumen erging, und ihr war bekannt, daß ihn sein Weg öfter über den Platz führte, und so waren sie an jenem Tage beide von dem Wunsche beseelt, dort einander zu begegnen. Als er sie daherkommen sah, näherte er sich ihr und redete sie an: „Darf ich mich hier für lange Zeit von Ihnen verabschieden, gnädiges Fräulein? wir rücken übermorgen zum Manöver aus."

„Für lange Zeit? wann werden Sie denn aus dem Manöver zurückkehren?" fragte sie.

„Nach Kassel nicht wieder," sprach er. „Ich bin zur Kriegsakademie einberufen und gedenke die wenigen Wochen nach dem Manöver bis zum Eintritt in die Akademie auf Urlaub bei meiner Mutter zu verbringen."

„So wäre dies ein Abschied für immer?“ sagte sie mit schreckensstarrem Blick.

„Wer kann wissen, ob ich Sie hier oder anderswo jemals im Leben wiederfinden werde,“ entgegnete Leo bewegt.

„Mich nicht wiederfinden? wo soll ich denn hin?“ sprach sie wehmütig.

Er sah, wie sie die Zähne zusammenbiß und es feucht in ihren Augen schimmerte. Auch ihm klopfte das Herz, und es gab ein beklommenes Schweigen.

„Leben Sie wohl, bis wir uns wiedersehen! Ein Abschied auf ewig ist menschlichem Denken unfaßbar.“ Das war das Letzte, was sie noch sprechen konnte. Sie sagte es mit bebender Stimme und reichte ihm die Hand, die er drückte, ihren Gegendruck mit schmerzlichem Wonneschauer fühlend.

„Gott schütze und behüte Sie, Fräulein Cornelia!“ würgte er, ihre Hand noch in der seinigen, mühsam hervor.

Beide waren am Rande ihrer Kraft zu Haltung und Selbstbeherrschung. Noch ein langer, tieftrauriger Blick, der von Augen zu Augen und von Herzen zu Herzen ging, dann trennten sie sich. O daß er nicht sagen konnte: „ich bleibe dir treu!“ und sie nicht: „ich warte auf dich!“ Sie eilte nach rechts, er schritt nach links von dannen, und niemals sollten sie sich wiedersehen.

Diese drei kleinen Erlebnisse ließ Leo hier auf der Bank unter der alten Buche im Geiste an sich vorüberziehen und dachte: wenn das nicht Liebe war, was da zwischen ihr und mir seine goldenen Fäden spann, so verstehe ich nichts von dem geheimnisvollen Weben des Menschenherzens und bin ein vom launenhaften Schicksal grausam Genarrter, dem es hier unerflehte Schätze vor

die Füße wirft und dort das einzige Glück versagt, nach dem er sich sehnt wie nach nichts anderem auf dem Erdenrund.

Er saß und saß und merkte nicht, wie die Stunden verrannen. Durch das Gebüsch des Parkes blitzten die rötlichen Strahlen der sinkenden Sonne, der Abendwind strich durch die Wipfel, und im weichen Rauschen der Blätter vernahm Leo ein tröstliches Geflüster von Hoffnung auf eine kommende glückliche Zeit, wo vielleicht auf der Bank hier an diesem schön gelegenen Plätzchen eine andere mitgenießende holde Gestalt an seiner Seite sitzen würde.

Der Schall des Tamtams weckte ihn aus seinen Träumen. Er hatte dieses Tönen oft auf Reisen gehört, wenn es in einem großen Hotel Hunderte von Gästen zu Tische lud. Hier rief es ihn ganz allein zu seinem schweigsamen Mahle, das niemand mit ihm teilte. —

Am nächsten Morgen machte er sich daran, in den unteren Räumen des Schlosses manches nach seinem Sinn und Geschmack zu ordnen und zu ändern. Vor allem entfernte er die Photographien jener Halbweltdamen aus dem Herrenzimmer und stellte das Bild seiner Mutter vor sich auf den Schreibtisch. Diesen durchsuchte er alsdann und entnahm ihm eine Anzahl an Clemens gerichteter Briefe, die er ungelesen im Kamin verbrannte. Im Schlafzimmer ließ er sich das Bett so herumstellen, daß er die Fenster nicht im Rücken, sondern zur Seite hatte und, ohne sich erst umwenden zu müssen, beim Erwachen den Himmel sehen und das Wetter beurteilen konnte. Er wollte deshalb das Zimmer auch nicht durch die schweren Vorhänge dort verdunkelt haben, denn er war kein Langschläfer. Das Gartenzimmer erwählte er zu seinem Eßzimmer für alle die Tage, wo er nicht

auf der Veranda sitzen konnte. Dorthin ließ er sich aus dem Billardzimmer die lebensgroße Bronzebüste Bismarcks mit ihrem Sockel bringen. Er wollte den Schöpfer des deutschen Reiches, für den er eine grenzenlose Verehrung und Bewunderung empfand, bei Tische vor Augen haben. Auch in der Bibliothek nahm er mit Hilfe der beiden Diener einige Umstellungen vor, rückte sich die Werke seiner Lieblingsschriftsteller bequemer zur Hand und machte mehrere Fächer zur Unterbringung seiner Bücher frei, die von Berlin hierher unterwegs waren. Im Herrenzimmer fiel sein Blick auf den Gewehrschrank. Er schloß ihn auf und prüfte die ein- und zweiläufigen Jagdgewehre, deren tadellosen Zustand er anerkennen mußte. Hinter den Gewehren entdeckte er einen flachen, glattpolierten Kasten, den er hervorholte und mit dem darin steckenden Schlüssel öffnete. Ein Paar Pistolen blinkte ihm daraus entgegen. Er nahm eine davon, hob sie und zielte mit scharfem Auge und ruhiger Hand nach dem Kopfe eines Offiziers aus den Freiheitskriegen, dessen Medaillonbild an der gegenüberliegenden Schmalseite des Zimmers hing. Dann legte er die Waffe wieder in den Kasten und stellte diesen in den Schrank zurück, nachdenklich sprechend: „Schlaft weiter in eurem schmucken Gehäuse, und möge ich niemals gezwungen werden, einer von euch das letzte Wort zu lassen!“

Am Nachmittage machte er einen Ritt ins Feld, von dem er vor Ablauf einer Stunde zurückkehrte, immer in der Unruhe, es könnte ein Brief von Roderich Hersfeld gekommen sein. Er fand aber keinen vor und erfuhr auf seine Frage von Daniel, daß die meisten Postsachen um sechs Uhr auf dem Schlosse einzutreffen pflegten; jetzt war es kaum fünf.

Er lenkte seine Schritte wieder zu der Buchenbank, wo er gestern schon aus seinen Erinnerungen, seinen Folgerungen und Schlüssen Mut und Trost geschöpft hatte. Heute kam ihm hier ein neuer Gedanke über das Ausbleiben von Roderichs Antwort, der aber nichts Tröstliches hatte. Sollte Cornelia ihrem Verlobten oder Gatten gebeichtet oder sich durch ein zufälliges, unbedachtes Wort verraten und ihm dann auf sein Forschen und Drängen gestanden haben, daß sie Leo kenne, ihn geliebt hätte, noch liebe und an seine Gegenliebe glaube? Dann war es nicht unmöglich, daß jener ihm grollte, weil er, Leo, ihm nicht nach Empfang der Verlobungsanzeige seine früheren Beziehungen zu Cornelia offen und ehrlich als Freund mitgeteilt hatte. Jetzt sah er ein, daß dieses Verschweigen ein Fehler gewesen war und er sich über Roderichs Verstimmung nicht wundern durfte. Für sehr wahrscheinlich hielt er aber ein solches Bekenntnis von seiten Cornelias nicht.

Zugunsten seiner Wünsche sprach der Umstand, daß er eine Vermählungsanzeige des Paares weder selbst erhalten noch in den Zeitungen gefunden hatte. Also war vielleicht noch nichts Unwiderrufliches, Unabänderliches geschehen. Diese Erwägung weckte wieder himmelansteigende Hoffnungen in ihm, daß sich noch alles zum Besten wenden und er sich die Geliebte am Ende doch noch erringen könnte.

Ein starker Strom von Zuversicht durchglühte ihn; es litt ihn nicht mehr auf der Bank, er mußte sich bewegen, und — was war es an der Zeit? — sechs Uhr vorbei! die Post mußte gekommen sein. Beflügelten Schrittes eilte er dem Schlosse zu.

Als er dort in sein Zimmer trat, lag der so heiß ersehnte Brief aus Kassel auf dem Schreibtisch.

Leo setzte sich, den Brief in der zitternden Hand. Allein das Herz schlug ihm so heftig, daß er sich nicht gleich entschließen konnte, ihn zu öffnen; er mußte sich erst sammeln, um die verhängnisvolle Entscheidung, wie sie auch ausfallen mochte, mit möglichster Fassung und Ruhe hinnehmen zu können. Der Brief war von ungewöhnlich großer Form und fühlte sich so dick und steif an, als enthielte er eine feierliche Einladungskarte.

Endlich schnitt er den Umschlag auf, und als er das Schreiben entfaltete, fiel eine Photographie heraus. „Cornelia!" entfuhr es dem maßlos Überraschten in einem lauten Ausruf, aus dem Schreck und Freude zu gleichen Teilen klang. Es war das Bild der Geliebten.

Er betrachtete es lange, lange, so lange, als hätte er Roderichs Brief ganz vergessen. Dann nahm er ihn und las:

Lieber Lo!

Der Empfang Deiner wenigen Zeilen hat mir als ein lang entbehrtes Lebenszeichen von Dir Freude gemacht schon beim Anblick auf die Unterschrift, denn diese mußte ich zuerst lesen, weil mir Deine Handschrift völlig fremd geworden war. Hättest aber wohl etwas mehr schreiben können als nur die kurze Anfrage nach der Adresse eines unserer alten Herren vom Korps, die Du am Fuße dieses findest, und die ebenso kurze Mitteilung, daß Du Majoratsherr geworden bist, zu welchem höchst freudigen Ereignis ich Dir von Herzen Glück wünsche. Sobald Du Dir nun eine Frau genommen haben wirst, was ich in Ansehung Deiner Lage für absolut notwendig halte, besuche ich Dich mit meiner Gattin einmal auf Deinem Herrensitz, n. b., wenn Du uns mit einer Einladung beehrst.

— „mit meiner Gattin!" — da stand es nun schwarz auf weiß. Die Entscheidung war gefallen, und alle Hoffnung dahin. Sollte er noch weiterlesen? was noch kommen konnte, war ihm gleichgültig nach diesem Schlage, der ihn an seines Lebens Wurzel traf. Dennoch las er weiter.

Aber nicht bloß Deine Handschrift, auch Du selber warst mir fremd geworden, und ich weiß nicht einmal, wo Du die letzten drei Jahre gesteckt hast. Meine Verlobungsanzeige hatte ich nach Deinem früheren Garnisonsort geschickt, sie muß Dir nach Berlin nachgesandt sein, denn ich erhielt von dort Deine, allerdings in einem sehr abgekürzten Verfahren ausgedrückte Gratulation, d. h. Deine Visitenkarte mit dem konventionellen p. f., weiter nichts. Ich will Dir nicht verhehlen, daß mich diese Sorte von Glückwunsch ein wenig verschnupft hat und ich es deshalb unterlassen habe, Dich zu meiner Hochzeit einzuladen. Wärst Du gekommen, Lo?"

„Nein, lieber Rod!" lachte Leo grimmig, „aber eins ist sicher: er weiß nichts, sie hat ihm nichts gesagt."

Damit Du nun siehst, daß ich mir eine hübsche, ich darf wohl sagen, eine schöne Frau genommen habe, schicke ich Dir anbei ihre Photographie. Cornelia — so heißt sie nämlich — zögerte lange mit ihrem Jawort, und ich glaube, ich habe es nur dem verständigen Zureden ihrer Verwandten, bei der sie als elternlose Waise wohnte, zu danken, daß sie schließlich doch noch mein geworden ist. Auch die Hochzeit suchte sie möglichst hinauszuschieben, bis diese langweilige Förmlichkeit endlich auf die Woche nach Ostern festgesetzt wurde. Nun haben wir uns aber allmählich ganz gut mit-

einander eingelebt, obwohl ich ihr, meines mich sehr in Anspruch nehmenden Amtes wegen, nur wenig Zeit widmen kann. Ich sage Dir, ich mache überall Furore mit meiner schöneren Hälfte und werde um sie beneidet.

Lebewohl für heute, mein lieber Lo! laß mal wieder von Dir hören und erfreue mich bald mit Deiner Verlobungsanzeige; ich will Dir herzlicher darauf antworten als Du mir. Prosit!

Dein

alter Rod.

Leo faltete das Schreiben wieder zusammen, legte flach eine Hand unter der anderen darauf und blickte stumm und steinern ins Leere. Äußerlich blieb er ganz ruhig; keine Muskel zuckte in seinem Gesicht, sein Atem ging nicht schneller; er konnte nichts sagen, nichts denken.

Die Uhr auf dem Kamin schlug sieben. Das brachte ihn aus seiner dumpfen Starrheit zu sich. Er nahm Cornelias Bild wieder vor und vertiefte sich in dessen Anschauen. Sie deuchte ihm reifer und voller als früher; ihm war, als sähe sie ihn mit traurigen Augen fragend an, und ein wehmütiger Zug schien um ihren Mund zu schweben. Doch das legte er vielleicht alles nur hinein, weil er nicht glauben konnte, daß sie mit dem ihr aufgedrungenen Manne glücklich sei. Sie hatte sich gegen die Verbindung mit ihm gesträubt und war dazu überredet worden, wie Roderich mit einer, Leos Gefühl verletzenden Deutlichkeit selber schrieb. Und das war, nächst dem herzzerreißenden Bewußtsein, daß sie nun auf ewig für ihn verloren war, das Bitterste für ihn, über das er nicht hinwegkam und niemals hinwegkommen würde. Er erhob sich und schritt im Gemache heftig auf und ab, vergeblich bemüht, das niederzukämpfen, was sich jetzt

mächtig in ihm regte, — die Eifersucht. Mit glühenden Farben malte er sich das unaussprechliche Glück aus, wenn er an Cornelias Lippen hängen, er sie Tag und Nacht in seinen Armen halten könnte, was nun ein anderer tat, dem er sie nicht gönnte.

Endlich setzte er sich wieder an den Schreibtisch, verschloß Brief und Bild, nahm einen Briefbogen und schrieb an den einzigen in seine Liebe Eingeweihten:

Lieber Hüningen!

Ex est. Ich habe leider recht behalten: zu spät! Seit Ostern sind sie Mann und Frau. Der Rest ist Schweigen.

Dein
armer Einsiedler
B.

Daniel kam und rief ihn zu Tische. Er begab sich dahin und aß und trank wie gewöhnlich, aber ohne zu wissen, was er genoß.

Um noch einen Gang im Freien zu machen, trug er den Brief selber zum Bahnhof, damit er mit dem Frühzuge befördert würde. Der Himmel war dicht bewölkt, es war fast dunkel. Kein freundlicher Stern strahlte dem einsamen Wanderer.

Auf dem Rückwege spann er sich einen seltsamen Gedanken aus. Er wollte auf dem Hügel bei der Buchenbank Cornelia ein Denkmal errichten wie einer Toten, die sie ja für ihn war. Es sollte ein weithin schimmernder Stein werden, ähnlich dem der Feodora, ohne Namen, aber mit einer nur ihm verständlichen Inschrift.

Wieder im Schlosse, gebot er Daniel, im Musikzimmer eine einzige Kerze anzuzünden. Ihm, dem musikalisch Begabten, in Spiel und Gesang Geübten, war gute, ernste

Musik wie Andacht und Gebet, und es drängte ihn, seine tiefe Erschütterung in Tönen ausklingen zu lassen.

Er setzte sich an den Flügel, und seine Hände glitten mit sicheren Griffen über die Tasten, ihnen sanfte Akkorde und getragene Weisen entlockend. Aus diesem Präludium ging er in die Cismoll=Sonate von Beethoven über, deren ersten Satz er in dem matt erleuchteten Raum ohne Noten spielte. Darauf intonierte er Schuberts Begleitung zu dem Goetheschen Liede

,Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest' usw. usw.

Singen aber konnte er heute nicht; das Herz und die Kehle waren ihm gepreßt. Im Innersten erschüttert flüsterte, hauchte er nur die friedenerflehenden Worte zu der durch die Stille der Nacht hinschwebenden Melodie.

Sechstes Kapitel.

Schnell war die arbeitreichste Zeit im Landleben, die alle Kräfte von früh bis spät aufs höchste anspannende Erntezeit herangekommen. Die Sensen rauschten im Roggen, die Halme sanken, wurden zu Garben gebunden und diese in Haufen gestellt, und hochbeladene Wagen schwankten dem Gehöfte zu. Leo war den ganzen Tag zu Fuß oder zu Pferde draußen im Felde, nur aufmerksam beobachtend, nicht befehlend. Die Leute taten im Schweiße ihres Angesichtes ihre Schuldigkeit, mit rüstigen Armen ihren Hantierungen schweigsam obliegend oder sie mit ermunternden Zurufen und derben Scherzworten begleitend, über die Leo manchmal lächeln mußte, weil er an dem zufriedenen Sinn und der naturwüchsigen Art der Unermüdlichen seine stille Freude hatte. Selbst mitzugreifen durfte der Majoratsherr nicht, so gern er auch, besonders beim Hinaufreichen der Garben auf die Wagen geholfen hätte. Er mußte sein Ansehen wahren und fürchtete, daß über seine Ungeschicktheit bei der ungewohnten Arbeit die Männer den Kopf schütteln und die Mädchen lachen würden. Er betrachtete sich als den lernbegierigen Schüler des Inspektors, und auch die diesem

unterstellten jüngeren Verwalter wußten mit den landwirtschaftlichen Dingen besser Bescheid als er. In seiner Jugend hatte er auf dem väterlichen Gut immer gern dem Einheimsen der Ernte zugeschaut und oft auch zu seinem Vergnügen und um seine Kraft zu zeigen, mit Hand angelegt, hier aber konnte er nur den Oberaufseher spielen und kam sich in dieser Rolle ziemlich überflüssig vor. Die Leute jedoch schätzten es sich zur Ehre, unter den Augen ihres Herrn schaffen zu können, denn seine Anwesenheit bewies eine Teilnahme, die sie an Baron Clemens, der sich dabei niemals blicken ließ, vermißt hatten. Sie hatten den Acker gepflügt und gedüngt, der jetzt Früchte trug, und sie hatten das Korn gesät, das jetzt die Scheunen mit schweren Ähren füllte. Da meinten sie nun wohl ein Recht darauf zu haben, daß sich der Herr von ihrem segenbringenden Fleiß überzeugte. Sie wußten nicht, daß er sich schon vorgenommen hatte, sein erstes Erntefest hier durch besondere Freigebigkeit zu einem recht fröhlichen zu machen.

Unter dieser, sich mit geringen Abwechselungen stets gleichbleibenden Tätigkeit, deren Mühen er sich selber freilich nicht hoch anrechnete, vergingen Leo die Tage und Wochen im Fluge, und es traten nun auch noch andere Anforderungen an ihn heran, deren Erfüllung er sich nicht entziehen konnte.

Er mußte daran denken, den Gutsnachbarn seinen Besuch zu machen, und diese Pflicht erschien ihm jetzt nicht mehr so drückend wie früher. Die ununterbrochene Einsamkeit ohne Umgang mit ihm gleichgestellten Menschen wirkte allmählich lähmend auf seine geistige Regsamkeit, und das Bedürfnis nach Mitteilung machte sich immer stärker in ihm geltend, für ihn ein Grund mehr, die pflichtschuldigen Besuche nicht länger aufzuschieben.

So entschloß er sich denn, diese Fahrten anzutreten, einigermaßen neugierig, ob Hüningens Prophezeiung eines allgemeinen Kesseltreibens auf den ledigen Majoratsherrn eintreffen würde. Namentlich hatte ihn der Freund vor Fräulein Toskas von Hildeneck klug gelegten Schlingen gewarnt, und da der Soldat eine Gefahr mehr aufsuchen als fliehen soll, wollte er den Eltern dieser ehefreundlichen jungen Dame zuerst seine Reverenz machen und fuhr eines Nachmittags nach Klein-Geroldsau.

Herr und Frau von Hildeneck, die ihn außerordentlich zuvorkommend empfingen, waren nichts weniger als problematische Naturen im Goetheschen Sinne. Er mit seiner stämmigen Gesundheit und seinem krautjunkerlichen Auftreten ganz Landwirt ohne Belastung mit moderner Bildung. Sie eine sehr gesprächige Dame, die geflissentlich ein aristokratisches Benehmen herauszukehren suchte, womit sie indessen bei Leo nicht den geringsten Erfolg hatte. Fräulein Toska schien befangen und verlegen und dem Besuche gegenüber in einer seltsamen Erregtheit. Hübsch war sie, auch gut gewachsen und hatte schmale, mit funkelnden Ringen besteckte Hände, die sie dadurch zu zeigen wußte, daß sie öfter nach ihrem Wulst von hochblondem Haar um Stirn und Schläfen tastete, als hätte sie Angst, daß dieses künstlich aufgebaute Gewölbe einstürzen könnte.

Nach einer gründlichen Auseinandersetzung über Fortgang und Ausfall der Ernte, Tauglichkeit der Arbeitskräfte, Qualität des Bodens in den verschiedenen Lagen und mehr dergleichen agrarische Verhältnisse erkundigte sich Frau von Hildeneck, ob Leo bereits nähere Bekanntschaft mit anderen Rittergutsbesitzern in der Umgegend angeknüpft habe.

Leo wußte, daß Klein-Geroldsau kein Rittergut war,

ignorierte die eigenmächtige Standeserhöhung jedoch und erwiderte: „Dies ist mein erster Besuch, den ich überhaupt in der Nachbarschaft abstatte, gnädige Frau."

„Ah! damit erweisen Sie uns ja einen sehr schmeichelhaften Vorzug, den wir zu schätzen wissen und nicht vergessen werden, Herr Baron!" rief Frau von Hildeneck mit siegfrohlockendem Tone.

Aus Fräulein Toskas Augen aber traf ihn ein Blick, der ihn wie ein höchste Vorsicht gebietendes Warnungssignal anblitzte.

Nachdem sich das Gespräch noch ein Viertelstündchen weitergeschleppt hatte, empfahl sich Leo, die dringende Einladung, zum Abendessen zu bleiben, standhaft ablehnend und war froh, als er wieder in seinem Wagen saß, zu dem er von Herrn und Frau von Hildeneck unter wiederholtem Händeschütteln und den Ausrufen: auf Wiedersehen! auf baldiges Wiedersehen! immer willkommen! usw. wie im Triumphe über eine höchst wertvolle Errungenschaft geleitet worden war. Hüningen hat doch eine feine Witterung, sagte er sich.

Von hier fuhr er nach Jungersdorf zu den Greifensteins, fand dort eine ebenso höfliche Aufnahme, spürte aber sofort, daß hier eine ganz andere Luft wehte als in Klein-Geroldsau. Von Kornpreisen und Viehzucht war keine Rede. Freiherr von Greifenstein, ein kleiner, schmächtiger Herr, mit energischen Zügen, war ein sehr unterrichteter Mann und in seinen leicht hingeworfenen Bemerkungen zu einer humorvollen, nie verletzenden Ironie geneigt, die zur Erheiterung seiner stets gern gesehenen Gäste erheblich beitrug, auch wenn sie sich auf deren Kosten erging. Auch seine Gemahlin schien eine Frau von nicht alltäglicher Bildung zu sein, mit der sie jedoch keineswegs zu glänzen versuchte. In ihrer Tochter

Philippine, einer jungen Dame von schlankem Wuchs, fand Leo ein fein erzogenes Mädchen von bescheidener Zurückhaltung.

Hier konnte er nun der freundlichen Aufforderung zu bleiben nicht widerstehen, zumal Oberstleutnant von Trommlitz und Frau erwartet wurden. Sie trafen auch alsbald ein und brachten schon durch ihr Erscheinen Leben und Bewegung in die Gesellschaft. Die Unterhaltung schwirrte hinüber und herüber am Tische, und am lautesten führte sie Frau von Trommlitz, die gern ein wenig über die lieben Nächsten herzog und ihre kleinen Schwächen bekrittelte. Aber ihr Spott hatte etwas Naives, Gutmütiges, und man mußte über ihre stets den Nagel auf den Kopf treffende Ausdrucksweise lachen. Auch die Hildenecks nahm sie sich vor und machte ihre Glossen über das Vornehmtun der Frau, das sie in Worten und Gebärden drollig nachzuahmen verstand.

„Aber liebe Trommlitz,“ rief ihr Frau von Greifenstein zu, „Sie werden Herrn von Bürden ein übles Vorurteil gegen unsere verehrten Nachbarn einflößen.“

„Schad't nichts, Ferdinande!“ erwiderte sie. „Wenn er hinkommt, wird er schon selber sehen, wie da der Hase läuft.“

„Ich komme eben von Klein-Geroldsau,“ sprach Leo schmunzelnd.

„So? na, wie hat Ihnen denn Fräulein Tosta gefallen? Sie sind wohl jetzt auf der Rundreise und —?“ Sie schluckte das gefährliche Wort, vor dem schon alle Angst hatten, noch glücklich herunter und fragte weiter: „Wann kommen wir denn an die Reihe, wir alten, gänzlich kinderlosen Leute?“

„Ich wollte mir schon die Frage erlauben, gnädige Frau, wann ich mir die Ehre geben dürfte, Ihnen meine

Aufwartung zu machen ohne ungelegen zu kommen," sagte Leo.

„Ungelegen? Sie werden uns niemals ungelegen kommen," gab sie ihm zur Antwort, „und die dumme Visitenschneiderei schenke ich Ihnen. Kommen Sie einmal zum Abendbrot, was ich gerade habe."

„Natürlich!" fiel der Oberstleutnant ein, „und zu einem —"

„— einem Täßchen Tee?" unterbrach ihn Herr von Greifenstein mit einem listigen Augenzwinkern.

„Jawoll! sagen Sie doch lieber gleich: zu einem Glas Sodawasser mit Himbeersaft!" polterte der alte Husar. „Zu einer anständigen Pulle Rotspon, wollt' ich sagen, Himmeldonnerwetter! Oder trinken Sie dünnen Mosel? können Sie auch haben, aber sauer ist er, der richtige Bowlenwein, ich mag ihn nicht."

„Wenn ich Ihnen raten darf, Herr von Bürden," sprach der Freiherr, „so halten Sie sich an seinen Roten. Er hat einen vorzüglichen 93er Chateau Margaux, an dem Sie Ihre Freude haben werden, wenn er ihn herausrückt."

„Rück' ich 'raus, rück' ich 'raus, Bürden, und wenn der Deibel mittrinken will!" schrie der Oberstleutnant, mit der Faust auf den Tisch schlagend.

„Ja, aber seien Sie auf Ihrer Hut," fuhr Greifenstein fort. „Er stellt einem gern ein Bein und gießt in eine Flasche mit der Etikette eines grand crû eine geringere Sorte, um seine Gäste darauf hineinfallen zu lassen."

„O, Bürden traue ich einen besseren Geschmack zu als euch verweichlichten Sektschlürfern," höhnte Trommlitz.

„Wann wollen Sie kommen?" fragte seine Gattin, „heute ist Dienstag."

„Nun, darf es am Sonnabend sein?"

„Aha! damit Sie am Sonntag Ihren Rausch ausschlafen können?“ lachte sie. „Keine Sorge! dahin kommt es in Paulsrode nicht; unsere Freunde sind lauter trinkfeste Männer.“

„Ich auch,“ lächelte Leo.

„Desto besser! also am Sonnabend, und im Frack, nicht wahr?“ fügte sie mit einem herausfordernden Blick hinzu.

„Wie gnädige Frau befehlen.“

„Na, unterstehen Sie sich, im Frack zu kommen! da sollen Sie mal sehen, was Ihnen die alte Trommlitzen für ein Gesicht macht. In der Jagdjoppe können Sie antreten und Glocke sieben! Hand drauf!“

Leo schlug ein, und die Hand, die jetzt die seinige mit kräftigem Druck umspannt hielt, war kein glattes, weiches Damenhändchen, das zu Hause müßig im Schoße lag oder mit dem Fächer spielte, sondern die Hand einer Gutsfrau, die in ihrer Wirtschaft tüchtig zugriff und jedes Ding an seinem rechten Stiele faßte.

Spät erst fuhr Leo von Jungersdorf ab, mit dem angenehmen Gefühl in die Wagenecke geschmiegt, einen vergnügten Abend verlebt zu haben.

Ihm war getrost und froh zumut. Wenn er nach vollbrachtem Tagewerk von Feld und Hof ermüdet ins Schloß zurückkehrte, so war er wohl auch zufrieden mit sich, fühlte sich aber einsam und verlassen. Nur Gedanken kamen zu ihm auf Besuch als ungebetene Gäste, die ihm ungefragt eindringlich vorhielten, was ihm hier fehlte und immer fehlen würde. Heute hatte er sie nicht empfangen, hatte sich vor ihnen verleugnen lassen oder vielmehr war ihnen entflohen, und nichts hatte ihn unter den fröhlichen Menschen dort an das große Defizit in seinem Leben erinnert. So leicht war es, zu vergessen?

die Last abzuschütteln, die sein Herz beschwerte? Das war ein freundliches Mittel, die Wolken von seiner Stirn zu verscheuchen; dessen wollte er sich öfter bedienen. Nachmittags konnte er schon abkommen und sich bei aller Gewissenhaftigkeit seiner Pflichterfüllung dann und wann Urlaub gewähren. Inspektor Töggen und seine Verwalter sorgten auch ohne ihn für den Fortgang der Arbeit.

Es war eine stille Mondnacht, durch die er dahinfuhr. Auf den Feldern schimmerte ein matter Silberglanz. Große Roggenbreiten lagen schon abgemäht in Stoppeln; nur auf einzelnen Äckern standen noch die gehäuften Garben, während Hafer und Weizen des Schnittes harrten. Der Waldsaum zog sich als dunkle Grenzlinie um die weiten Flächen herum, und ferne Höhenzüge verschwammen, von dem am dunstigen Horizont aufsteigenden Himmelsgewölbe kaum unterscheidbar, in aschgrauem Dämmer.

Als der Wagen in den Park eingebogen war, blinkte Leo bald aus der offenen Tür die erleuchtete Halle des Schlosses durch die Bäume anheimelnd entgegen, und befriedigt von seiner ersten Ausfahrt begab er sich zur Ruhe.

Zwei Tage später machte er dem Grafen Minnersleben in Wildhagen seinen Besuch und wurde auch hier ländlich gastfreundlicher Gepflogenheit gemäß von den liebenswürdigen Wirten festgehalten. Der Graf, ein stattlicher Herr mit spiegelblankem Schädel und einem langen, grauen, am Kinn geteilten Vollbart, hatte viele Jahre der Diplomatie angehört und war Mitglied mehrerer deutschen Gesandtschaften im Auslande gewesen. Er hatte erst spät geheiratet und war bedeutend älter als seine Gemahlin, die mit großer Liebe und Verehrung an ihm hing und ein ebenso rasch gewinnendes Wesen hatte wie

er. Bei Tische sprach er Leo mit warmen Worten und einem Zutrunk aus dem Champagnerglase ein herzliches Willkommen aus, an dem sich die Gräfin und ihre brünette, etwas bleiche Tochter Antonie, mit ihm anstoßend, in anmutigster Weise beteiligten.

Bei der Familie von Ravenhorst glaubte Leo es wagen zu dürfen, sich unangemeldet zu Mittag einzustellen. Er wählte dazu den Sonntag, nachdem er abends zuvor Herrn von Trommlitzens Château Margaux geprobt und gelobt hatte, und wurde in Weidenbrück freudig empfangen. Seine Bitte um Entschuldigung für sein dreistes Eindringen beantwortete Frau von Ravenhorst mit der Versicherung, daß sie ihn schon mehr als einen Sonntag zu Mittag erwartet hätten. Da sähen sie oft Gäste bei sich; heute müßte er aber mit ihnen allein fürlieb nehmen."

„Was mir offen gestanden, gerade recht ist," bemerkte Herr von Ravenhorst. „Da können wir Sie um so ungestörter genießen, lieber Bürden, und uns zu guter Nachbarschaft miteinander noch mehr anfreunden."

„Jukunde begrüßte ihn mit den Worten: „Die Kopie des Aquarells ist aber noch nicht fertig, Herr von Bürden."

„O das eilt ja nicht, gnädiges Fräulein," sprach er verlegen, denn sie erinnerte ihn wieder so auffallend an Cornelia, daß er sich unsicher und benommen fühlte.

„Das Porträt des Neufundländers unter der Linde macht ihr nämlich Schwierigkeiten," spöttelte Ravenhorst. „Auf dem Original sieht er allerdings wie ein Klümpchen Unglück aus, und nun sucht sie nach einem schönen Modell, denn mein famoser Setter will ihr dazu nicht taugen."

„Aus einem Jagdhunde soll ich einen Neufundländer machen! wie finden Sie das, Herr von Bürden?"

„Eine ganz unglaubliche Zumutung, gnädiges Fräulein!" lachte Leo, der sich inzwischen gefaßt hatte.

Bei Tische saß sie ihm gegenüber, und jetzt, wo der Besitz von Cornelias Photographie seinem Gedächtnis zu Hilfe kam und er nun einen genaueren Vergleich zwischen beiden anstellen konnte, fand er, daß ihre Ähnlichkeit doch keine so unabweisliche war, wie sie sich ihm auf den ersten Blick in Finkenwalde und anfangs auch hier wieder aufgedrängt hatte. Aber er konnte es doch nicht unterlassen, sie wieder und wieder sinnend zu betrachten, so daß sie mehrmals vor seinen prüfenden Blicken die Augen niederschlug.

Indessen beherrschte er sich doch so weit, daß er bei der lebhaft geführten Unterhaltung keine Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit zeigte, und war sich auch bewußt, daß er sich zusammennehmen mußte, um bei Zukunden keine irrtümliche Deutung seines großen Interesses für sie aufkommen zu lassen. Trotzdem richtete er oft und mit Vorliebe das Wort an sie, damit sie ihn ansehen und über seine scherzhaften Bemerkungen lächeln sollte, weil gerade dann ihre Ähnlichkeit mit Cornelia am sprechendsten war.

Er beging damit eine Grausamkeit gegen sich selbst, denn in der Täuschung, der er sich hingab, Cornelia vor sich zu haben, bohrte sich der Stachel des Schmerzes wieder tiefer in seine Brust. Allmählich aber gewöhnte er sich an das Zusammensein mit seinem holden Gegenüber, wurde im weiteren Verlaufe des Mahles innerlich ruhiger und äußerlich immer heiterer und gab damit auch Zukunden die fast verlorene Unbefangenheit zurück.

Nach beendetem Mahle nahm man den Kaffee in dem sich an das Herrenhaus anschließenden Park, machte sodann einen Rundgang durch diesen und kehrte darauf wieder an das lauschige Plätzchen im Grünen zu einem Glase Bier zurück. Als sie hier noch bei fröhlichem

Geplauder saßen, hörten sie einen Wagen heranrollen. Es schien sich also Besuch einzufinden; wer mochte es sein?

Mit einiger Spannung erwarteten sie die Meldung des Dieners, und diese lautete: „Die Herrschaften aus Klein-Geroldsau."

„Hildenecks!" Wie aus einem Munde klang der Name von den Lippen aller in einem vierfach verschiedenen Tone, aber nicht in einem solchen, der eine große Freude verraten hätte. Sie erhoben sich jedoch und gingen den Angekommenen entgegen.

Die Begrüßung seitens der beiden Hildeneck'schen Damen war eine etwas stürmische und wurde von den Ravenhorst'schen zwar freundlich, aber nicht mit der gleichen Leidenschaftlichkeit erwidert, indessen sich die Herren in gemessenem Tempo die Hände reichten.

„Nein, diese Überraschung, den Herrn Baron von Bürden hier zu treffen!" rief Frau von Hildeneck unvorsichtig aus, denn es klang weniger nach einer Überraschung als nach Befriedigung über die Erfüllung einer heimlich genährten Hoffnung.

Fräulein Toska, in einem eleganten, hellen Sommerkleide, das ihre blühende Gestalt beinahe faltenlos umschmiegte, und einem Hut, so groß wie ein Wagenrad, strahlte über das ganze Gesicht, und ihre Augen blitzten unternehmungslustig zu Leo hinüber, schossen aber dann auf Jukunde wieder einen so ausspürenden, mißtrauischen Blick, wie Hüningen bei dem Abschied am Mausoleum von ihr bemerkt haben wollte.

Man setzte sich und die Unterhaltung schlug nun ganz andere Wege ein, als sie bisher gegangen war. Die wirtschaftlichen Angelegenheiten kamen obenauf und führten zu umständlichen Erörterungen.

Frau von Hildeneck, nachdem sie das wundervolle Aussehen ihrer „liebsten Freundin Adele“ gepriesen hatte, überschüttete Leo mit Komplimenten über seinen herrlichen Besitz, der durchaus eines intelligenten und energischen Selbstherrschers zu seiner gedeihlichen Blüte bedürfe.

Toska hatte sich an Jukunden herangeschmeichelt und der gelassen Zuhörenden ihre Sehnsucht nach ihr beteuert, suchte dann aber Leo mit geläufiger Zunge und beredten Blicken für sich in Beschlag zu nehmen und ihn durch neckische Fragen und gewagte Behauptungen in ein Einzelgespräch mit ihr zu verwickeln, was ihr jedoch nicht nach Wunsch gelang. Ihn ergötzte dieser überstürzte Frontangriff auf sein fest verschanztes Herz, und er dachte: o Hüningen, wenn du hier wärest, wie würdest du dich über die Manöver der schönen Eroberungslustigen gaudieren!

Die Behaglichkeit des kleinen Kreises war durch den unvermuteten Überfall aus Geroldsau gestört, aber man mußte das mit Geduld und Höflichkeit über sich ergehen lassen, und auch dieser Abend wurde ohne nachhaltigen Schaden an Leib und Seele überstanden.

Die Wagen wurden bestellt, und die Gäste fuhren ab, Hildenecks zuerst mit überströmenden Versicherungen ihrer Freundschaft und Anhänglichkeit, die von den Ravenhorsts mit Würde und Fassung entgegengenommen wurden. Dann empfahl sich auch Leo von seinen freundlichen Wirten mit aufrichtigem Dank für die so fröhlich und genußreich bei ihnen verbrachten Stunden. Von Jukunden verabschiedete er sich in derselben ruhigen Weise wie von ihren Eltern ohne sie dabei durch Wort und Ton besonders auszuzeichnen.

Als das Ravenhorst'sche Ehepaar nachher allein war, sprach der Freiherr zu seiner Gemahlin: „Hast du be-

merkt, Adele, welche Anstrengungen Toska machte, sich Bürden einzufangen?"

„O ja!" lachte die Baronin, „das war ja mit Händen zu greifen. Aber hast du gesehen, daß Bürden unsere Jukunde bei Tische nicht aus den Augen ließ? Sollte er Absichten auf sie haben?"

„Gesehen habe ich es natürlich," erwiderte Ravenhorst, „aber an ernste Absichten seinerseits glaube ich so schnell nicht. Übrigens — meinetwegen! mir soll's recht sein."

„Mir auch," sagte sie; „warten wir's ab." —

Leo übersann während der Heimfahrt die Erlebnisse des Tages, lachte über Toskas verlorene Liebesmüh' und beschloß, jede Begegnung mit der nach ihm Schnappenden tunlichst zu vermeiden. Etwas anderes war es mit Jukunden. Ihre, wenn auch nur teilweise und bedingte Ähnlichkeit mit der Geliebten fesselte ihn mit magischen Banden an sie, und ihr nahe zu sein deuchte ihm ein Glück, als feierte er dann ein heimliches Wiedersehen mit Cornelia.

Siebentes Kapitel.

Leo hatte seine Mutter brieflich gebeten, sein erstes Erntefest in Finkenwalde durch ihre Gegenwart zu verherrlichen und dann so lange zu bleiben, wie es ihr bei ihm gefiele. Er wäre dann frei, könnte sich ihr den ganzen Tag widmen und hoffte, noch viele Spätsommertage mit ihr auf seinem Grund und Boden zu verleben.

Das hatte Frau von Bürden jedoch abgelehnt, weil sie derartige volkstümliche Feste, bei denen es ihr, wie sie aus Erfahrung wußte, zu laut und ausgelassen herging, nicht liebte. Sie wollte gleich nach dem Erntefeste kommen, schrieb sie, falls es Leo überhaupt angemessen fände, dieses so bald nach Baron Clemens' jähem Tode zu feiern.

Die Rücksicht auf den Toten hatte Leo selber schon in Erwägung gezogen, aber die ihm nahestehenden Gutsnachbarn, die er um Rat gefragt, hatten ihm sein Bedenken ausgeredet. Das Erntefest meinten sie, wäre eine Art Gottesdienst, nicht bloß ein Vergnügen der erntenden Menschen zur Belohnung für ihre heiße Müh'

und Arbeit, sondern auch der kindliche Ausdruck ihres Dankes gegen den allgütigen Schöpfer für den ihnen gnädig gespendeten Segen der Fluren.

Auch Inspektor Töggen trat dafür ein und sagte, man wäre es den Leuten schuldig, und Leo möchte ihnen den alten, schönen Brauch nicht verkümmern. Von Trauer über den Baron Clemens wäre keine Rede bei ihnen, denn der wäre ihnen fern und fremd geblieben. Dagegen hätten sie schon großes Vertrauen zu ihrem jetzigen Herrn gefaßt, hätten gern für ihn geschafft und freuten sich auf den Ernteschmaus unter seinem Schirm und Schutze.

Das war alles ganz in Leos Sinne gedacht und gesprochen. Ihm war es Herzensbedürfnis, seinen Leuten ein Fest zu bereiten, und so ging es denn in althergebrachter und fröhlichster Weise vonstatten.

Als der letzte Weizen eingefahren war, kamen nachmittags sämtliche Gutsleute sauber gekleidet vor das Schloß gezogen und brachten ihrem Herrn den aus Ähren und Feldblumen gewundenen, mit bunten Bändern geschmückten Erntekranz, wobei die Großmagd den üblichen Reimspruch aufsagte. Leo beschenkte sie alle freigebig und hatte aus der Stadt Musikanten und einige Fässer Bier kommen lassen, und Mamsell Buschberg mußte für reichliche Atzung sorgen. Abends wurde in einer Tenne fleißig getanzt, an welchem Vergnügen sich auch Leo und seine Gäste beteiligten, denn er hatte sich die Familien Ravenhorst und Greifenstein eingeladen und tanzte mit den Frauen der Beamten, der Großmagd und natürlich auch mit den Freifräulein Jukunde und Philippine.

Als er Jukunden im Takte schwang, klopfte ihm das Herz, nicht von der ihm seit Jahr und Tag ungewohnten

Anstrengung, sondern weil er die Empfindung hatte, Cornelia im Arm zu halten. Sie war die letzte Dame gewesen, mit der er getanzt hatte, und Jukunde hatte dieselbe Größe und schöne, ebenmäßige Gestalt wie sie, so daß ihn das lieblich täuschende Gefühl dieser unwillkürlichen Verwechselung wieder beschlich und gefangen nahm. Nach dreimaliger Runde machte er etwas abseits von den geladenen Gästen Halt, um seiner inneren Bewegung in einem ruhigen Gespräch mit ihr Herr zu werden.

„Ich hätte heute meinen Freund Hüningen gern hier gehabt," begann er, „aber er ist zu einer Dienstleistung kommandiert, von der es keinen Urlaub gibt. Wie hat Ihnen mein Kamerad gefallen, gnädiges Fräulein?"

„Gut," erwiderte sie leise mit gesenkten Wimpern.

„Das freut mich," rief er. „Von Ihnen schwärmte er förmlich nach Ihrem kurzen Besuch bei mir mit Ihren lieben Eltern."

Jukundens Brust hob sich, ein verräterisches Rot huschte über ihr Antlitz, und erst nach einer Pause fragte sie: „Sie sind sehr befreundet mit ihm?"

„Ja," sagte Leo, „ich vertraue ihm alles an, was mir durch Sinn und Seele geht, Lust wie Leid."

„Und er Ihnen auch?" sprach sie mit einem forschenden Blick.

„Ich glaube, ja. Er ist ein treuer, wahrhafter Mensch, zuverlässig und gescheit, o grundgescheit."

„Das habe ich wohl gemerkt, und —"

Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber jetzt kamen drei hübsche, dralle Hofmägde auf Leo zu, taten sehr verschämt, stießen sich gegenseitig an und kicherten.

„Na, was wollt ihr denn, Mädels?" fragte er gut gelaunt.

„Wir wollten fragen, —“ fing die eine an, blieb aber mit ihrer Rede stecken.

„Der Herr Inspektor sagt, wir sollten fragen, —“ setzte die andere an, kam aber auch nicht weiter.

„Ob der gnädige Herr nicht mit einer von uns tanzen wollte; Sie möchten sich eine aussuchen,“ brachte puterrot endlich die dritte zustande.

„So!“ lachte Leo. „Nun wißt ihr was? damit es keinen Zank unter euch gibt, werde ich mit euch allen dreien tanzen. Also komm her, du!“

Als er die ihm zunächst Stehende schon umfaßt hatte, wandte er sich noch zu Jukunden um und rief ihr zu: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein! engagement des dames!“

Sie nickte ihm zu und blickte ihm sinnend nach, wie er nun jedes der drei hochbeglückten Mädchen der Reihe nach einmal im Kreise herumschwenkte. Zur Dienstleistung ist der Herr Kamerad kommandiert, dachte sie; ich hätte hier einen lustigeren Dienst für ihn gewußt.

Dann begab sie sich wieder zu ihren Eltern und Leo mischte sich unter seine Leute, diesen und jenen freundlich anredend. Von allen Seiten wünschte man ihm viele so gesegnete Ernten wie die diesjährige, und die älteren Mäher erzählten ihm zutraulich allerhand kleine Vorkommnisse bei den Erntefesten unter dem Freiherrn Augustus, der dabei auch immer so „gemütlich und gemein“ zu ihnen gewesen wäre. —

Einige Tage später fuhr Leo mit Herrn Specht auf der Eisenbahn nach der Kreisstadt Dahlfurt, um dort bei einem Notar seine Unterschrift für die Generalvollmacht des Inspektors abzugeben.

Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch den Landrat von Wederstädt, der ein politisches Gespräch mit ihm

anknüpfte und ihn nach seiner Parteistellung, seinen Ansichten über Kolonialwesen, Flottenplan, Kanalbau und mehr dergleichen Dinge auszuforschen suchte. Leo bemerkte ihm, daß er zwölf Jahre Offizier gewesen wäre, sich um Politik niemals bekümmert hätte und in dieser Beziehung ein unbeschriebenes Blatt wäre. Der Herr Landrat möchte ihm Zeit lassen, sich in diese Verhältnisse hineinzufinden und sich allmählich ein Urteil darüber zu bilden, mit welcher Erklärung sich der Regent des Kreises wohl oder übel zufrieden geben mußte.

Sein Mittagmahl nahm Leo, während der Rentmeister allein nach Finkenwalde zurückkehrte, im ersten Gasthof des Städtchens ein, wo er Offiziere der Kavalleriegarnison und einige jüngere Herren vom Amtsgericht als Stammgäste fand, mit denen er nach gegenseitiger Vorstellung gemeinschaftlich bei angenehmer Unterhaltung speiste.

Am Spätnachmittage erwartete er auf dem Bahnhof seine Mutter, die ihm ihre Ankunft mit diesem Zuge gemeldet hatte und die er hier überraschen wollte, was ihm auch zu ihrer beider großen Freude gelang. Er entdeckte sie in einem Abteil erster Wagenklasse, stieg zu ihr ein und begrüßte sie auf das allerherzlichste.

Wie stolz und glücklich war er, als er sie dann in seinem eleganten Landauer von der Station nach dem Schlosse fuhr, und wie froh erstaunt war sie über das schöne Besitztum ihres Sohnes, das sie noch niemals gesehen hatte! Mamsell Buschberg empfing die Mutter ihres Herren mit ehrerbietiger Begrüßung am Portal, stellte sich ihren leisesten Wünschen und Befehlen zur Verfügung und hatte das gewandteste ihrer Mädchen zur persönlichen Bedienung der gnädigen Frau ausgewählt,

das sie mit gründlichen Unterweisungen über ihre Obliegenheiten als zeitweilige Kammerjungfer versehen hatte.

Frau Therese von Bürden war eine Dame von mittelgroßer, zarter Gestalt mit einem feinen, durchgeisteten Gesicht und dunklem, leicht ergrautem Haar. Ihre Bewegungen hatten etwas Ruhiges, Gemessenes, ihre großen Augen einen gütigen und doch zugleich aufmerksam beobachtenden Blick.

Sie hatte tausend Fragen an Leo, und er mußte ihr beim Abendessen über sein Leben hier, seine Tageseinteilung, seine Angestellten und die geringsten Kleinigkeiten seiner Existenz genaue Auskunft geben.

„Morgen mußt du mir das ganze Schloß, den Park und das Gehöft zeigen, Leo," sprach sie. „Ich will alles sehen und kennen lernen, was dich hier umgibt, was mit dir lebt und webt."

„Das sollst du, Mama," erwiderte er. „Die oberen Räume des Schlosses zu besichtigen habe ich mir aufgespart, bis du kämest. Wir werden also morgen eine Entdeckungsreise unternehmen. Du wirst dann vielleicht auch hie und da einen Blick in die vielen Schränke und wirst mir manches weisen und deuten können, wovon ich nichts verstehe.

„Du mußt aber nun lernen, alle die schönen und wertvollen Dinge, die du geerbt hast, auch zu gebrauchen," sagte sie.

„Gewiß, Mama! von dir, wer anders sollte es mir denn beibringen?"

„Nun, nun," lächelte sie, „dazu wird sich hoffentlich bald eine andere, jüngere Lehrmeisterin finden."

Er erriet, daß sie damit ein künftige Gemahlin meinte und brach das Gespräch ab.

Am anderen Morgen durchschritt er mit ihr die von ihm bewohnten Räume des Schlosses, und als sie im Herrenzimmer ihr Bild auf dem Schreibtisch stehen sah, streichelte sie ihm erfreut und liebevoll die Wange. Große Genugtuung äußerte sie über den Bechstein'schen Flügel im Musikzimmer. „Den gönne ich dir vor allem andern," rief sie, „und wäre er nicht schon da, hättest du dir einen anschaffen müssen, denn du darfst deine entschiedene musikalische Begabung nicht ungenutzt liegen lassen, sondern mußt deine virtuose Fertigkeit fleißig üben."

„Aber Mama! virtuose Fertigkeit!"

„Jaja, ich sage nicht zuviel. Hast du hier schon einmal auf dem Flügel gespielt?"

„Vor Wochen habe ich es einmal probiert, und es ging noch," sprach er mit abgewandtem Gesicht in der schmerzlichen Erinnerung, warum er an jenem Abend Trost in Tönen gesucht hatte.

Nun stiegen sie über die mächtige Treppe zu dem oberen Geschoß empor, wanderten auf dicken Teppichen aus einem Zimmer ins andere und hatten überall Gelegenheit, die Pracht der Ausstattung zu bewundern. Sie sahen braungedunkelte Balkendecken und solche mit teilweis vergoldetem Stuck, halb verblaßte Gobelins, alte messingene Kronleuchter, schöne Rokoko- und Boulemöbel, steiflehnige, seidenbezogene Sofas und Stühle aus der Empirezeit und bequeme Divans. Auf den Schränken, Gestellen und Borden standen allerlei Kunstgebilde Bronzen, Vasen, Meißener Porzellanfiguren und zierliche Glasgefäße, venetianische und solche nach modernstem Geschmack. Von den über Mannshöhe getäfelten Wänden des Speisesaales schaute eine ganze Galerie von Ahnenbildern vornehm ernst oder holdselig lächelnd herab, Männer im Harnisch und im Hof-

und Staatskleid mit Zopf oder Perrücke und Frauen in Reifröcken mit hohen Frisuren, gepudertem Haar und Schönheitspflästerchen. Das schönste aller Porträts war das, welches Frau Feodora von Bürden in einem Alter von etwa dreißig Jahren darstellte und an bevorzugter Stelle hing. Sie trug ein prächtiges, tief ausgeschnittenes Kleid von großgemustertem Brokat und um den Hals ein überaus kostbares, sehr in die Augen fallendes Goldgeschmeide.

Als sie die Reihe der Zimmer durchwandelt hatten, sagte Leo: „Nun die Schränke, Mama! hier hast du sämtliche Schlüssel, aber zu welchen Schlössern sie passen, weiß ich nicht."

„Wollen's schon finden," erwiderte sie.

Die schönsten dieser Schränke, reich geschnitzt aus dunklem Holz mit stark profilierten und eingelegten Türen und weit ausladenden Gesimsen, standen in den Zimmern, andere in dem langen, mit Trophäen aus Rüstungen und alten Waffen und mit den schwarz eingerahmten Ridinger'schen Kupferstichen von Wild- und Jagdszenen geschmückten Korridor. Einen aus hellem Nußbaumholz mit schönen braunen und grünlichen Masern öffneten sie und fanden ihn voll von altem Porzellan aus der Meißener Fabrik und Tafelgeschirr aus Fayence mit bunten Arabesken und Blumenmustern, an dem Frau von Bürden ihre helle Freude hatte.

Leo glaubte seiner kunstsinnigen Mutter aufs Wort, wie bewunderungswürdig das alles sei, bat aber: „Mama, die Schränke mit Leinen, Spitzen und ähnlichem Zeug darf ich wohl deiner Durchsicht allein überlassen; ich habe dafür nicht die geringste Auffassung."

„Ist auch von dir nicht zu verlangen, mein Junge," erwiderte sie freundlich. „Wir wollen jetzt einmal das

zierliche Rokokoschränkchen in dem Zimmer mit den Gobelins untersuchen; es sah mich vorhin so lockend an."

Sie erschlossen es, und siehe da! es enthielt den Schmuck der Damen des Hauses aus mehreren Generationen, teils Bürden'sche alte, unveräußerliche Erbstücke, teils Juwelen und Geschmeide, welche die Frauen aus ihren Familien mit in die Ehe gebracht hatten oder ihnen von ihren Gatten geschenkt waren. Dabei befand sich ein schon vor alters angelegtes und bis in die Gegenwart fortgeführtes Verzeichnis sämtlicher Gegenstände, das auch angab, wer jedes einzelne Stück zuerst besessen und getragen hatte.

Ein Kästchen nach dem andern holten sie heraus, es neugierig öffnend, und aus allen blitzten und funkelten ihnen Edelsteine, Gold und Perlen entgegen. Da waren Armbänder, Schließen, Ringe, Ohrgehänge und Colliers, eins immer noch schöner und prächtiger als das andere. Sie konnten sich nicht sattsehen an all dem Reichtum, und hier zeigte auch Leo, wenn nicht Verständnis, so doch lebhaftes Interesse, nahm manches der wertvollsten Kleinode in die Hand und ließ es in den bunten Farben der Steine und Geschmelze und im Feuer der Diamanten schillern und strahlen.

Ein Halsschmuck von einer eigentümlichen Schönheit erregte vor allem die Bewunderung der Frau von Bürden. Es war eine breite Kette von quadratisch geformten Goldfiligranstücken mit blauem und weißem Email, die durch fünffache feine Perlenschnüre miteinander verbunden waren. Eine kleinere, tiefer herabfallende, gleichartige Kette schloß sich daran mit einem höchst zierlichen Anhänger als untersten Ausläufer.

„Mama," rief Leo, „ist denn das nicht dasselbe Geschmeide wie auf dem Bilde der Frau Feodora?"

„Ja freilich ist es das," erwiderte sie, „du hast es mit richtigem Blick erkannt. Es ist von einer ganz unvergleichlichen Schönheit, einzig würdig einer Frau wie die Feodora."

Als sie es nach langem Anstaunen wieder in sein Behältnis legen wollte, griff Leo schnell zu, und ehe sie sich dessen versah, hatte er es ihr umgehängt und hinten zugehakt. „So, Mama! das trägst fortan du! verstanden?" jubelte er.

„Ich? aber Lo!" rief sie erschrocken aus, „bist du von Sinnen? was soll ich alte Frau damit? Das wirst du hoffentlich bald um einen jüngeren Hals schlingen; verstanden? sage auch ich jetzt."

Er hatte wohl verstanden, ging aber nicht darauf ein, sondern schüttelte den Kopf und schwieg.

Sie sah ihn gedankenvoll an, sagte aber auch nichts weiter. Das Halsband nahm sie sich ab, tat es mit dem Lederkasten, in dem es auf seidenem Polster seine Stätte hatte, wieder in den Schrein und verschloß diesen.

Darauf gingen sie hinab und nach einer kurzen Ruhe auf der Veranda führte Leo seine Mutter durch die schönsten Teile des Parkes und nach dem Wirtschaftshof, und in dem einen wie auf dem anderen äußerte sie ihre Freude über alles, was sie dort zu sehen bekam. „Wenn das dein lieber Vater noch erlebt hätte, daß du in den Besitz des Bürden'schen Majorats gekommen bist, Lo!" sagte sie. „Wie würde es ihn beglückt haben, dich hier in der Fülle von Reichtum und Luxus zu sehen! Er hat sich sein Leben lang schwer plagen müssen und ist doch aus seiner Last von Schulden und Sorgen nicht herausgekommen."

„Wenn er noch lebte, Mama, wäre statt meiner er der Erbe gewesen, und du wärst hier die Herrin," sprach

Leo. „Dann hätte ich jetzt den bunten Rock noch an und marschierte stramm auf den großen Generalstab los."

Auf dem Rückwege zum Schlosse kam er mit der schüchternen Bitte heraus: „Liebe Mama, würdest du dich wohl dazu entschließen können, mit mir Besuch bei meinen nächsten, mir befreundeten Nachbarn zu machen? Es sind liebenswürdige Leute, mit denen ich dich gern bekannt machen und vor denen ich mit dir renommieren möchte."

„Gern will ich das tun; nur bei dem Renommieren mit mir wirst du nicht viel Glück haben," lächelte sie. „Mußt mich aber vorher über die Herrschaften ein wenig informieren."

„Es sind zwei freiherrliche Familien, bei denen ich dich einführen möchte, die Ravenhorsts und die Greifensteins, und jede hat eine erwachsene Tochter und mehrere Söhne, von denen aber jetzt keiner zu Hause ist; sie sind teils als Offiziere in ihren Garnisonen, teils noch auf dem Gymnasium in der Stadt."

Erwachsene Töchter, — aha! dachte Frau von Bürden.

„Und dann noch ein älteres Ehepaar, Oberstleutnant a. D. von Trommlitz und Frau, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen und gewiß auch dir gefallen werden, Mama."

„Ich werde mich sicherlich dem allgemeinen Urteil anschließen können," erwiderte sie.

An einem der nächsten Nachmittage fuhren sie nach Jungersdorf zu den Greifensteins und wurden dort, wie Leo nicht anders erwartet hatte, auf das herzlichste willkommen geheißen. Der Freiherr rühmte der Mutter seines lieben Nachbarn, wie pflichttreu sich dieser der Bewirtschaftung des Gutes annehme, und wie geschickt er

sein erstes Erntefest gerichtet und patriarchalisch über dem Verlauf gewaltet hätte.

Die Anerkennung ihres Sohnes aus berufenem Munde hörte sie sehr gern, aber bei der Beobachtung seines Verhaltens gegen Fräulein Philippine sagte sie sich bald: zwischen den beiden spinnt sich nichts; vielleicht tischt er mir die andere in Weidenbrück als pièce de résistance auf.

Als sie dann ein paar Tage darauf bei den Ravenhorsts waren, wähnte sie anfangs wirklich, in Jukunden ihre künftige Schwiegertochter vor sich zu haben, denn Leo schien sich um die Gunst der Tochter des Hauses ernstlich zu bemühen. Frau von Bürden billigte seine Wahl durchaus, weil ihr das schöne, anmutige Mädchen in jeder Beziehung höchst liebenswert deuchte. Während der Dauer des Besuches aber kam sie von ihrer vermeintlichen Entdeckung mehr und mehr zurück. Jukundens ruhige, taktvolle Weise, wie sie Leos Huldigung mit einer völlig unbefangenen Heiterkeit aufnahm, die auch nicht die Spur von einem tieferen Gefühl für ihn verriet, ließ sie zu ihrem Bedauern einsehen, daß er hier nichts zu hoffen hatte. —

Der gute Sohn tat, was er vermochte, ihr den Aufenthalt bei ihm angenehm und behaglich zu machen, ging und fuhr mit ihr spazieren, zeigte ihr die Schätze der Bibliothek und spielte ihr auf dem Flügel vor. Doch blieb es dem scharfen Mutterauge nicht verhohlen, daß ein heimlicher Gram an seinem Herzen nagte, dessen Ursache sie zu kennen glaubte. Daß sie sich in dem Gegenstande seiner Sehnsucht irrte und diese nach einem weit entfernten Ziele strebte, konnte sie nicht ahnen.

Da kam eines Abends von außen her eine unliebsame Störung in das friedliche Stilleben.

Frau von Bürden fand ihren Sohn, den sie auf der Veranda gesucht hatte, in seinem Zimmer am Schreibtisch sitzen. Bei ihrem Eintritt sprang er auf, steckte einen Brief, den er in der Hand gehalten, mit deutlichen Zeichen des Unwillens in die Tasche und konnte seinen Verdruß über das Gelesene nicht bezwingen.

„Du hast da wohl eine unerfreuliche Nachricht erhalten, Lo; ist es etwas Beunruhigendes?“ fragte sie.

„Durchaus nicht, Mama! eine geschäftliche Angelegenheit,“ erwiderte er, vergeblich bemüht, seinen so leicht nicht erschütterten Gleichmut zu bewahren.

„Geschäftliche Angelegenheiten hat doch dein Rentmeister zu besorgen und dich damit zu verschonen, sollt' ich meinen,“ sprach sie.

„Jawohl, aber es gibt Fälle, die ich selbst entscheiden muß.“ Er bot ihr den Arm, um das Zimmer mit ihr zu verlassen, was sie jedoch ablehnte.

„Du verbirgst mir etwas, mein Sohn. Sprich dich aus, vertraue dich mir an; ich bin deine beste Freundin,“ drang sie teilnahmsvoll in ihn.

„Du kannst mir nicht helfen, Mama.“

„Wenn auch nicht helfen, so doch vielleicht raten.“

„Raten, ja, das könntest du,“ sagte er und sah ihr in die ängstlich forschenden Augen.

„Erzähle!“ bat sie und nahm ihm gegenüber in einem Sessel Platz.

„So höre! — Ein flotter Gerichtsassessor, mein Schulkamerad auf dem Gymnasium, mit dem ich stets in Verbindung und guter Freundschaft geblieben bin, hat Spielschulden gemacht und zu ihrer Deckung, ohne mich vorher darum zu fragen, einen Wechsel auf mich gezogen, den ich einlösen soll.“

„Allerdings ein bequemes Mittel, sich von seinen

Schulden dadurch zu befreien, daß man sie von einem andern bezahlen läßt," sprach sie entrüstet. „Und was wird, wenn du ihm den Gefallen nicht tust?"

„Dann ist er seiner Ehre verlustig und sein Verbleiben im Staatsdienst unmöglich."

„Handelt es sich um einen erheblichen Betrag?"

„Zwölftausend Mark."

„Hui!" machte sie erschrocken. „Und darüber hat er ohne dein Wissen einen Wechsel auf dich ausgestellt?"

„Einen Wechsel — ausgestellt," wiederholte Leo. Das Wort ‚gefälscht' wollte ihm nicht über die Lippen.

„Kannst du eine so große Summe entbehren ohne selbst in Verlegenheit zu kommen?"

„O das würde keine Schwierigkeiten machen, hoff' ich, muß den Rentmeister fragen."

„Ein solcher Leichtsinn und solche Rücksichtslosigkeit verdienen eigentlich kein Mitleid; dennoch möchte ich ein gutes Wort für den auf deine Hilfe Vertrauenden einlegen," sagte Frau von Bürden. „Wenn seine Ehre und seine Karriere von deinem Ja oder Nein abhängt, darfst du deinen Freund nicht im Stiche lassen, Lo."

Unter gewöhnlichen Umständen würde ich mich auch keinen Augenblick besinnen, ihm beizuspringen, aber —"

„Nun? aber?"

„Er hat mir sein Wort gebrochen."

„Ja, das ist freilich schlimm," sprach sie. „Da ist guter Rat teuer. Wie ist denn das zugegangen?"

„Er spielte schon seit Jahren unsinnig hoch ungeachtet aller Vorstellungen und Warnungen seiner Kollegen, und als ich kurz vor meinem Abgange zur Akademie einmal in einer anderen Garnison auf Urlaub war, wo er als Reserveoffizier eine Übung machte, mußte ich dort wieder Zeuge seines hohen Spielverlustes sein. Da nahm ich ihn

mir unter vier Augen vor, und er gab mir sein Wort darauf, keine Karte mehr anzurühren. Wie lange er es gehalten hat, weiß ich nicht; jedenfalls hat er es nach seinem eigenen Geständnis jetzt schmählich gebrochen und fleht mich nun in seinem Briefe himmelhoch an, ihn zu retten; andernfalls bliebe ihm nichts anderes übrig, als —, nun, du kannst dir wohl denken, was."

Frau von Bürden nickte bekümmert vor sich hin. Dann fragte sie: „Steht er dir freundschaftlich sehr nahe?"

„Alle, die ihn kannten, schätzten ihn trotz seines bodenlosen Leichtsinnes, denn er war ein eminent begabter Mensch, und ein immer lustiger, wirklich liebenswürdiger Gesell, mit dem wir gern verkehrten. Aber der Spielteufel steckt ihm im Blute und ist ihm nicht auszutreiben. Er hat gehofft, wie das ja immer so ist, den Wechsel durch Spielgewinn vor dem Verfall bezahlen zu können; das ist ihm aber nicht geglückt."

„Darf ich seinen Namen wissen?"

„Edwin von Raßkow."

„Raßkow? Die Familie kenne ich nicht."

„Von seinem Vater hat er ein nicht unbeträchtliches Vermögen geerbt, das er aber allmählich durch das Spiel verloren hat. Seine Vorgesetzten haben viel Nachsicht mit ihm, weil er ein vorzüglicher Arbeiter ist."

„Eilt die Sache?"

„Binnen acht Tagen muß sie erledigt sein, so oder so."

„Laß sie heute ruhen und entscheide dich morgen über das, was du tun willst," sprach Frau von Bürden nach einigem Besinnen.

„So dachte ich auch, Mama. Aber zum Rentmeister will ich doch noch gehen und ihn fragen, ob er die Summe

überhaupt so schnell flüssig machen kann. Entschuldige mich solange."

„Gern, aber dem Rentmeister würde ich an deiner Stelle sagen, daß es sich nicht um die Deckung von Schulden handelt, die du gemacht hättest."

„Selbstverständlich werde ich ihm das sagen." —

Am andern Morgen früh schrieb Leo folgenden kurzen Brief.

Edwin!

Deinen Wunsch werde ich erfüllen und den Wechsel einlösen, auch Stillschweigen über die Sache bewahren, beides aber nur unter der unerläßlichen Bedingung, daß du sofort deinen Abschied nimmst. Denn Du wirst begreifen, daß Du unter diesen Umständen weder Gerichtsassessor noch Reserveoffizier bleiben kannst.

Lebewohl!

Leo von Bürden.

Beim Frühstück sagte Leo zu seiner Mutter: „Mama, ich habe Ordre gegeben, Raßkows Wechsel einzulösen."

Sie drückte ihm die Hand und sprach: „Bravo, mein Junge, und nicht wahr? es ist ein schönes Gefühl, einem Freunde aus einer tödlichen Verlegenheit helfen zu können."

Darauf schwieg er, und von dem unerquicklichen Vorfall war zwischen den beiden nie mehr die Rede.

Den Rentmeister hatte Leo beauftragt, den Wechsel bei dem Gläubiger, dessen Namen und Adresse ihm Raßkow mitgeteilt hatte, einlösen zu lassen. Der Bankier sollte ihn aufbewahren, aber nicht einsenden, denn Leo wollte die Fälschung seiner Unterschrift nicht mit eigenen Augen sehen.

Vier Tage später erhielt er folgende Antwort.

Lieber Leo!

Mir fehlt jedes Wort, Dir für Deine Großmut gebührend zu danken. Aber ich ersehne die Gelegenheit, Dir — wenn es sein muß, mit Blut und Leben zu vergelten, was Du für mich getan hast. Du kannst in jedem Augenblicke unbedingt und unbeschränkt über mich verfügen. Auch deinen leisesten Wunsch, den Du mich wissen, raten oder ahnen läßt, kannst Du als erfüllt betrachten, soweit es in eines Menschen Macht steht.

Sobald ich den erbetenen Abschied, den Du mir ja zur unerläßlichen Bedingung gemacht hast, erhalten habe, ziehe ich in irgendeine größere Stadt, wo mich niemand kennt, und widme mich ganz der Publizistik, in deren Kreisen ich gute Verbindungen habe. Daß ich seit Jahren schon unter einem Pseudonym militärische und politische Artikel für mehrere große Zeitungen geschrieben habe, weißt Du natürlich nicht, wie es niemand weiß.

Auf Wiedersehen!

Dein

ewig dankbarer

Edwin von Raßkow.

„Auf Wiedersehen? unglaublich! Viel Dankesworte, aber keine Spur von Reue," sagte Leo. Damit war die Sache für ihn abgetan und er um eine bittere Erfahrung reicher. —

Frau von Bürden hatte ihren Aufenthalt fast eine Woche über ihren ursprünglichen Plan verlängert. Nun aber riefen sie allerlei Verpflichtungen, in Sonderheit Vorstandssitzungen wohltätiger Vereine, deren maß-

gebendes Mitglied sie war, nach Weimar zurück. Mit leidvollem Mutterherzen über des Sohnes hoffnungslose Liebe nahm sie von ihm Abschied. Er brachte sie zum Bahnhof, und als sich der Zug in Bewegung gesetzt und sie dem einsam Zurückbleibenden das letzte Lebewohl zugewinkt hatte, wurde ihr Tüchlein feucht von hervorquellenden Tränen.

Achtes Kapitel.

Während der Anwesenheit ſeiner Mutter hatte ihr Leo alle ſeine Zeit geopfert, um ſie nie allein zu laſſen. Nun aber verabredete er mit dem Förſter einen Pirſchgang, um endlich ſeinen erſten Rehbock im eigenen Forſte zu ſchießen, und da er ſeit Wochen nicht in den Sattel gekommen war, verlangte ihn auch ſehr nach einem tüchtigen Ritt.

So trabte er denn eines Spätnachmittags durch die leeren Felder, über die der Altweiberſommer ſeine weißen Fäden zog, an den Hut des Reiters hängte und zuweilen auch quer über ſein Geſicht legte, ſo daß er ſich des ſchwebenden Geſpinſtes kaum entſchlagen konnte. Hie und da ſtanden hohe Diemen von Getreide auf den Stoppeln, weil die Scheunen die ganze Fülle des Geernteten nicht zu faſſen vermochten. Wolken von Staren ſchwirrten mit ſurrendem Fluge von einer Stelle zur andern, und hoch in den Lüften kreiſte mit reglos gebreiteten Schwingen und pfeifendem Rufe der Gabelweih.

Ohne ein beſtimmtes Ziel hatte Leo ſeine Flurgrenze bereits hinter ſich und ritt immer noch weiter, jetzt aber

im Schritt und in Gedanken verloren. Als er einmal um sich schaute, sah er auf einem Seitenwege einen Reiter und eine Reiterin daherkommen, in denen er den Freiherrn von Ravenhorst mit seiner Tochter Jukunde vermuten konnte. Bald erkannte er sie deutlich und galoppierte ihnen entgegen.

Nach freundlicher Begrüßung wandte er sein Pferd und ritt gemächlich an Jukundens Seite nun denselben Weg mit ihnen, bei der Unterhaltung ihr beständig in die frei und fröhlich blickenden Augen sehend. Sie saß tadellos im Sattel und machte mit ihrem schönen Wuchs in dem eng anliegenden Reitkleide eine, wie er sich im stillen sagte, famose Figur. Sein heimlicher Wunsch, sie auch bei schärferer Gangart beobachten zu können, wurde ohne sein Dazutun durch ihres Vaters Kommando: „Galopp!" erfüllt, und auch hierbei zeigte ihr Sitz und ihre Zügelführung die Sicherheit einer trefflich geschulten Reiterin. Schon hatte er eine schmeichelhafte Anerkennung auf der Zunge, besann sich aber noch rechtzeitig, daß sie eine ausgesprochene Verwunderung darüber so auffassen könnte, als hätte er an ihrer Reitkunst gezweifelt, statt sie als selbstverständlich bei ihr vorauszusetzen.

An einer Kreuzung des Weges verabschiedeten sich die Ravenhorsts von ihm, weil sie erwarteter Gäste wegen nicht zu spät nach Hause kommen dürften. Der Freiherr ersuchte ihn, sich bald einmal wieder zu Tische einzustellen, was er gern versprach, und dann trennte man sich mit herzlichem Gruß und Handschlag.

Leo blickte den beiden nach und sprach: „Eine Reiterin comme il faut! die leichte Hand, der feste Schluß, und die kerzengrade Haltung von der Hüfte bis zum Scheitel! — Cornelia kann nicht reiten, könnte nicht mit dir lustig umherpreschen. Aber Jukunde, — ja, die — die könnte

es." Er gab seinem Schweißfuchs die Sporen und jagte heimwärts, als wollte er so schnell wie dem Orte, von wo er noch Jukunden zu Pferde sah, auch den sich aufdrängenden Betrachtungen entfliehen.

Erst die letzte Viertelstunde ritt er im Schritt, um sein Pferd nicht warm in den Stall zu bringen, und es war schon Abend geworden, als er vor dem Schlosse anlangte.

Er war seltsam erregt, und ihm klopfte das Herz. Noch immer schwebte ihm das Bild der flotten Reiterin vor Augen und er malte sich die Freude aus, Tag für Tag mit ihr allein sein Gebiet durchschweifen zu können. Als ihm Daniel sagte, daß der Abendtisch im Gartenzimmer gedeckt sei, gebot er: „Bringen Sie mir Rheinwein, recht guten Rheinwein!" und fügte, als müßte er sich bei seinem Diener dieser ungewöhnlichen Forderung wegen entschuldigen, hinzu: „Der Ritt hat mir Durst gemacht." Es war aber nicht das sich meldende Gefühl des Durstes, der durch schweren Rheinwein am wenigsten zu stillen ist, sondern eine Einbildung und eine Ausflucht, dieses plötzlich in ihm aufspringende Gelüst vor sich selber zu beschönigen, denn er wußte nicht: wollte er sein wallendes Blut damit abkühlen oder die innere Glut noch schüren.

Daniel brachte ihm 93er Marcobrunner und einen auserwählt prächtigen Römer dazu, den er behutsam mit dem edlen Naß füllte.

Als Leo wieder allein war, hob er den Römer gegen das Licht. Wie flüssiges Gold funkelte der Wein im Glase und auf Jukundens Wohl leerte er es bis zur Hälfte. Da fiel sein Blick auf die Bismarckbüste. „Was schaust du mich so grimmig an, du Eiserner?" sprach er. „Willst du mir etwa sagen: ‚ich habe ein Menschenalter

lang die streitenden Mächte Europas im Zaume gehalten, und du kannst dein kleines, flatterhaftes Herz nicht bändigen?' — ja, wer kann sich messen mit dir, du trotziger Titan!"

In seine Gedanken vertieft genoß er nur wenig, stand bald auf vom Tische und klingelte. „Machen Sie es im Musikzimmer hell, Daniel, ganz hell und bringen Sie mir den Wein dahin," befahl er.

Dort öffnete er den Flügel, suchte sich im Notenständer eine der ungarischen Rhapsodien von Liszt und spielte sie mit begeisterter Hingebung. Und dann — dann sang er zu freihändiger Begleitung das Schillersche Reiterlied aus Wallensteins Lager und schmetterte es aus voller Brust heraus, mit einem mächtigen Akkorde der Saiten schließend.

Nach und nach trank er die Flasche Marcobrunner aus, ging dabei im Zimmer hin und her und setzte sich auch noch mehrmals an den Flügel, um sich ohne Noten in bald stürmischen, bald sanften Melodien zu ergehen. Zeitig begab er sich zur Ruhe, weil er beim Morgengrauen mit dem Förster Heideklang auf die verabredete Pirsch fahren wollte.

Dies geschah auch, und der Förster stellte ihn gut an. Leo kam zum Schuß, und bald schmückte das Herrenzimmer ein Gehörn mehr, auf dessen weißem Stirnknochen das Datum seiner Erbeutung geschrieben stand.

Aus Abend und Morgen wurden immer neue Tage, aber das Heute glich aufs Haar dem Gestern, nur daß die Tage kürzer und die Nächte länger wurden. Auf dem Gutshofe ging es wie immer lebendig zu, doch die Leute hatten jetzt andere Arbeiten zu verrichten als bisher. In den Tennen, wo in Reih' und Glied die außer Dienst gestellten Sensen hingen, ertönten nun die Schläge der

Dreschflegel im Takte, und die Werkzeuge zum Schneiden des Futters knarrten und knirschten. Draußen aber auf dem Acker ging der Pflug und zog seine Furchen zur Aufnahme der Wintersaat.

Fanden nun die Knechte auch jetzt noch regelmäßige Beschäftigung, für den Herren gab es wenig Gelegenheit, die überschüssige Kraft nützlich zu verwenden. Das verstimmte ihn, weil er allen Müßiggang haßte. In Ausübung beruflicher Pflichten war er streng, rasch und entschieden, aber in der Wahl eines lediglich der Erholung dienenden Zeitvertreibes oft unschlüssig, schwankend und zaudernd. Eine Ausnahme hiervon bildeten nur seine öfteren Besuche bei Ravenhorsts, mit denen er immer befreundeter und vertrauter wurde.

Sonntags ging er in die Kirche und hörte in dem wappengezierten Herrengestühl die nicht sehr geist-, aber gemütvolle Predigt seines lieben, alten Pastors, denn den Gottesdienst versäumte er des guten Beispiels wegen niemals. Ein täglicher Ritt verstand sich auch von selbst, aber was weiter? lesen und immer lesen oder klavierspielen? das erschlaffte statt zu erfrischen. Sollte er reisen? wohin? und allein? Allein! das war es, was ihn jetzt wieder mehr bedrückte als sonst. Immer hatte er gesellig gelebt, auf dem Gymnasium mit seinen Mitschülern, auf der Universität mit seinen Korpsbrüdern, als Offizier mit den Kameraden. Hier auf seinem fürstlichen Herrensitz war er einsam wie in der Verbannung, wie ein gefangener Vogel in vergoldetem Käfig. Zwar, wenn er wollte, — niemand konnte ihn halten, und seine Gedanken schweiften oft in die Ferne, führten ihn auf schneebedeckte Gipfel, in den sonnigen Süden oder auf das blaue, hochwogende Meer. Auf solchen erträumten Wanderfahrten war er niemals allein; mit sich nahm er im Geiste eine

Begleiterin mit lachenden Augen und schwellenden Lippen, die zu Fuß, zu Pferd und zu Schiffe nicht von seiner Seite wich. Aber das waren alles nur Gaukelspiele seiner erregten Phantasie, die ihn mit erst verführerischen und dann in leere Luft zerfließenden Zauberbildern äffte. Daß sie ihn damit auf falsche Wege lockte, kam ihm wohl manchmal zu einer ihn flüchtig streifenden Empfindung; daß er, wenn er ihr widerstandslos folgte, sein Herz gewissermaßen mit einer Schuld belud, die beinah wie ein Treubruch aussah, zu dieser Erkenntnis sollte ihn sein guter Genius einmal im Schlafe bringen.

Es war ein lauer, nebelfeuchter Morgen, die Sonnenscheibe blinkte rot und ohne Strahlen durch den Dunstschleier des Himmels, und ein herbstlich müdes Säuseln zog durch die schon gelb werdenden Blätter, als Leo gleich nach dem Kaffee mit ernstem, nachdenklichem Gesicht durch den Park schritt zu der einsamen Bank unter der Buche, seinem Lieblingsplatze. Er hatte über etwas mit sich ins Reine zu kommen, wobei er ganz ungestört, nicht einmal dem Blicke des treuen Daniel ausgesetzt sein wollte, obwohl dieser nichts weniger als zudringlich und neugierig war.

Da saß er nun auf der Bank und sann über das nach, was ihm Seltsames begegnet war.

Er hatte in der Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt. Und also hatte ihm geträumt:

Er ruhte nachmittags im Halbschlummer auf der Chaiselongue in seinem Zimmer, als sich die Tür auftat und eine hoheitvolle Gestalt hereingeschwebt kam, an sein Lager trat und ihn mit traurigen Augen anblickte. Es war Jukunde von Ravenhorst, und wunderbarerweise hatte sie um den Hals den Goldschmuck der Feodora.

„Ich komme," begann sie, „um eine Frage an dich zu richten."

Es fiel ihm nicht auf, daß sie ihn du nannte, und er antwortete ihr ohne sich zu erheben in demselben Tone: „Frage! ich werde dir Rede stehen."

„So sage mir: Denkst du gar nicht mehr an mich?"

„Ach, viel zu viel," seufzte er, „gewiß mehr als du an mich."

„Ich denke Tag und Nacht an dich, und meine Sehnsucht nach dir verläßt mich keine Stunde. Aber du bleibst mir fern und folgst den Spuren einer andern."

„Einer andern?" fragte er betroffen. „Woher weißt du denn von jener andern?"

„Weil ich in dein Herz sehen kann, das einst mir gehörte."

„Einst dir gehörte? wie meinst du das?"

„Erinnerst du dich nicht, wie es war, als wir uns trennten?"

„Das war doch erst vor wenigen Tagen."

„O nein, das ist schon lange, lange her."

Leo wußte nicht, was er dazu sagen sollte, und fragte nun: „Wie kommst du denn zu dem prächtigen Geschmeide an deinem Halse?"

„Kennst du es nicht mehr?" erwiderte sie mit einem bittern Lächeln. „Du hast mir's doch selber geschenkt, hast es mir mit eigenen Händen an unserm Hochzeitstage umgehängt."

„An unserm Hochzeitstage?" sprach er höchst erstaunt. „Jukunde, wie soll ich das verstehen? noch machten wir nicht Hochzeit?"

„Wie nennst du mich?" Jukunde? hast du auch meinen Namen schon vergessen? Ich heiße doch nicht Jukunde; so heißt die andere; ich bin Cornelia."



Ich setze Sie auf mein Pferd, und führe es mit der rechten Hand am Zügel und mit der linken Ihr Rad.
(S. 133.)

„Cornelia!“ schrie er laut und wollte aufspringen. Da erwachte er im Bette und fand sein Schlafgemach schon erhellt vom hereinschauenden Morgen.

Mit voller Klarheit war er sich hier im Parke seines Traumes bewußt. Er sah noch die Gestalt vor sich stehen, die Cornelias und Jukundens Züge trug, und hörte noch ihre Reden und seine Antworten. Was hatte der Traum zu bedeuten? Leo war — ein ihm beschiedenes Erbteil von seiner lieben Mutter — in manchen Dingen abergläubisch und gab auf Träume und Ahnungen mehr, als mit seinem gesunden Verstande verträglich schien. So grübelte er denn jetzt über den Sinn und Wert seines rätselhaften Gesichtes und kam endlich zu dem vernünftigen Schlusse, daß das, was ihn nächtlicher Weile heimgesucht hatte, eine Regung und Mahnung seines Gewissens war. Er hatte sich von Jukundens Ähnlichkeit mit Cornelia so weit hinreißen lassen, daß er fast im Begriff war, sich in die Doppelgängerin, wie Hüningen sie genannt hatte, zu verlieben. Nun aber rief ihm sein Gewissen ein gebieterisches, ihn beschämendes Halt zu und erinnerte ihn an das, was er sich hoch und heilig gelobt hatte, nie eine andere zu lieben und zu begehren als die eine, von der er in Kassel mit blutendem Herzen Abschied genommen hatte. Fortan wollte er sich von dieser Ähnlichkeit nicht mehr berücken, sich nicht mehr in einer ungezügelten Schwärmerei gehen lassen, die seiner nicht würdig und eine Beleidigung Cornelias war. Auch Jukunden war er die Rücksicht schuldig, sein Benehmen gegen sie so einzurichten, daß sie sich keinen trügerischen Hoffnungen hingeben konnte. Zu seinem Troste sagte er sich, daß da wohl keine Gefahr wäre, denn wenn er sich nicht sehr täuschte, hatte in ihrem Herzen schon das Bild eines anderen Platz gefunden, das seines Freundes Hüningen.

Es war ihm nicht entgangen, wie sie bei dem Gespräch über ihn auf dem Erntefest errötet war. Dem Freunde gönnte er sie, und dieser schien ja auch von ihr entzückt zu sein nach dem hohen Lobe zu urteilen, das er ihr hier in Finkenwalde gezollt hatte. Falls die beiden wirklich nach ihrer Vereinigung strebten, war er durch seinen immer vertrauter gewordenen Verkehr mit den Ravenhorsts in der Lage, ihnen die Wege dazu zu ebnen. „Nehmt euch!" sprach er, „ihr paßt gut zueinander, und wenn ihr einen Postillon d'amour braucht, so steh' ich zu Diensten."

Doch in dem Traume war noch etwas Besonderes gewesen, was seinem Nachdenken zu schaffen machte. Cornelia hatte den Schmuck der Feodora getragen und behauptet, er hätte ihn ihr an ihrer beider Hochzeitstage umgehängt. Das mußte doch etwas zu bedeuten haben. Sollte es eine Ahnung, ein verheißungsvoller Wink des Schicksals sein? Seine Mutter hatte, als er ihr das Collier schenken wollte, zu ihm gesagt, er solle es einmal um den Hals einer anderen schlingen. In jenem Augenblick hatte er allerdings an Cornelia gedacht: ja, wenn er sie einmal damit schmücken könnte! Und diese Nacht hatte er sie damit angetan gesehen. Sollte denn die Erfüllung dieses Traumes ganz außer dem Bereiche aller Möglichkeit liegen? ach! er wagte nicht, den Gedanken zu verfolgen. Aber er hatte sie doch lebendig und leibhaftig wiedergesehen, und die Sehnsucht nach ihr war wieder übermächtig in ihm geworden. Von Stund an war sie wieder Alleinherrscherin in seinem Herzen und keine andere Göttin neben ihr.

Da kam ihm der seltsame Gedanke wieder, der an jenem Abend in ihm aufgetaucht war, als er seinen kurzen Brief an Hüningen nach dem Bahnhof getragen

hatte, — Cornelia hier im Park ein Denkmal zu errichten. Leidenschaftlich griff er ihn auf und spann ihn weiter. Hier auf diesem Hügel war Platz genug; schräg seitwärts von der Bank, damit es die Aussicht nicht versperrte, sollte es sich vor dem Gebüsch erheben. Aber es sollte anders werden als das der Feodora. Eine malerisch aufgetürmte Felsgruppe sollte es sein und in deren Mitte eine in das Gestein gemeißelte Inschrift. Die nötigen Felsblöcke waren leicht zu beschaffen, deren gab es in den nahen Bergen genug, aber die Inschrift! Er durchblätterte sein Gedächtnis nach irgendeinem Ausspruch, den er einmal aus Cornelias Munde vernommen hatte und den er dann mit dem Klange ihrer Stimme wiederhören würde, wenn er künftig hier auf der Bank einsam trauernd neben ihrem Denkmal säße. Er sann und sann, und endlich hatte er's gefunden. Ihr letztes Wort, das sie zu ihm gesprochen hatte: „Ein Abschied auf ewig ist menschlichem Denken unfaßbar," das sollte mit goldenen Lettern als Inschrift auf dem Felsen stehen. Wenn ihn jemand nach deren Bedeutung und Herkunft fragte, so wollte er sie für die Erinnerung an eine Tote ausgeben, die auf ein Wiedersehen im Jenseits hoffte. Und etwas Totes war es ja auch, dem er hier ein Monument errichten wollte; es sollte ja der Denkstein seiner zu Grabe getragenen Hoffnung sein.

Sein Entschluß stand fest und heute noch wollte er mit dem Obergärtner über die schickliche und schöne Gestaltung des Platzes Rücksicht nehmen. Herr Pfeffer sollte Umschau nach Felsen und Klippen halten, deren Herbeischaffung besorgen und die Aufstellung der Gruppe leiten. Ein Steinmetz zur Einmeißelung der Inschrift würde gewiß ohne Schwierigkeit zu ermitteln sein.

Mit dem freudigen Gefühl, etwas vor sich zu haben, was seine Phantasie beschäftigte, erhob er sich von der Bank, im Geiste die mit Moos, allerlei Waldkräutern und Blumen bewachsene Felspartie vor Augen, wie er sie sich dachte und wünschte.

Schon am nächsten Tage legte ihm Pfeffer einen sauber gezeichneten Entwurf des Ganzen vor, der Leos Beifall fand, und nun machte sich der in Parkanlagen und Gartenschmuck wohlbewanderte Mann auch sogleich an die Vorbereitungen zur Ausführung des ihm sehr willkommenen Auftrages.

Während der eifrig betriebenen Förderung des Werkes, die ihm doch noch zu langsam vonstatten ging, sollte Leo aber ein Abenteuer zu bestehen haben, das zu dem, was jetzt seine Seele erfüllte, wie die Faust aufs Auge paßte.

Seine Spazierritte lenkte er gewöhnlich in den hohen Laubwald, der ihn mit seiner erhabenen Ruhe immer wieder von neuem anzog und erquickte. Ein mildes, goldrotes Herbstlicht flimmerte dort wie ein elfenhaftes Waldweben um die knorrigen Stämme und auf dem moosigen Grunde, und ein schüchternes Raunen und Murmeln in den Wipfeln wiegte ihn in freundliche Gedanken.

Als er dort einmal still vor sich hintrottete, sah er zufällig bei einem Durchblick im Gehölz etwas eilig vorüberhuschen, das kein Stück Wild gewesen war, sondern mehr einer menschlichen Gestalt geglichen hatte, die eine Karre schob oder zog und deren Anwesenheit und Geschäft im Forst er sich nicht erklären konnte. Nach ein paar Tagen aber, als er wieder in derselben Gegend auf einem lang gradaus führenden Waldwege ritt, sollte sich ihm das Rätsel jener flüchtigen Erscheinung in einer sehr überraschenden Weise lösen. Eine gute Strecke vor ihm bog

von der Seite her plötzlich ein weibliches Wesen auf einem Fahrrad in den Weg ein und bewegte sich schnell darauf vorwärts. Da reizte es Leo doch, zu wissen, wer hier in seinem Forste herumzuradeln hatte. Er setzte sein Pferd in Trab, um die Ausreißerin einzuholen, die er von hinten nicht erkannte, die aber den Hufschlag seines Pferdes hören mußte, ihn vielleicht auch gesehen hatte und trotzdem ihre Fahrt nicht hemmte.

Fast hatte er sie erreicht, da — wenige Pferdelängen vor ihm — stürzte sie und lag neben ihrem Rade am Boden. Er sprang ab und eilte, das Pferd am Zügel, auf sie zu. Es war Fräulein Toska von Hildeneck. „Um Gottes willen, gnädiges Fräulein!“ rief er, „haben Sie sich weh getan?“

„O nicht sehr, aber — ich kann nicht auftreten,“ lächelte sie und blieb ruhig liegen. „Ich glaube, ich habe mir den Fuß verstaucht.“

Das ist ja eine allerliebste Bescherung! dachte Leo. „Ja, was machen wir denn da?“ sagte er. „Warten Sie, ich helfe Ihnen auf.“

Er band sein Pferd an einen sechs Schritt entfernten Baum und hob die Gestürzte dann vom Boden empor. Als er die nicht leichte Last hoch hatte, ließ Toska ihn nicht los, sondern klammerte sich mit beiden Händen an ihn und sprach: „Auf einem Beine kann ich stehen, aber gehen nicht, keinen Schritt.“ Und dabei sah sie ihn halb schelmisch, halb erwartungsvoll an.

„So, gehen können Sie nicht; ja du lieber Himmel, wie soll ich Sie denn da nach Hause schaffen? Können Sie reiten?“

„O ja, aber — und dann —“ Sie warf einen ratlosen Blick erst auf Leos Herrensattel und dann auf ihn selber.

Er verstand sie und lächelte: „Ja, einen Damensattel habe ich leider augenblicklich nicht bei mir, aber es muß auch einmal so gehen, mein' ich. Ich setze Sie auf mein Pferd, führe es mit der rechten Hand am Zügel und mit der linken Ihr Rad. Und so werden wir in Klein-Geroldsau unsern glorreichen Einzug halten."

Nun mußten sie beide hell auflachen, und Fräulein Toska sah ihren ritterlichen Helfer wieder so freudig und ermunternd an, daß diesem nicht nur ein starker Zweifel an der Verstauchung ihres Fußes, sondern auch der schnöde Verdacht aufstieg, der Sturz mit dem Rade möchte kein ganz unfreiwilliger, vielmehr ein sehr geschickt ausgeführtes Kunststück gewesen sein.

Aber im Stich lassen durfte er die den Willen zum Gehen Verneinende nicht, und jetzt galt es, sie in den Sattel zu bringen. Das Pferd heranholen konnte er nicht; sonst hätte er sie wieder niederlegen und dann noch einmal aufnehmen müssen, und wer sollte das Pferd so lange halten, bis sie oben war? So blieb ihm denn nichts anderes übrig als das Pferd angebunden zu lassen und das Fräulein zu ihm hinzutragen. Nun, Leo war ein kräftiger Mann; er hob Toska, die ihre Arme dabei fest um seinen Hals schlang, empor, trug sie zu dem Pferde hin und schob und rückte sie nicht ohne einige Anstrengung quer auf dem Sattel zurecht, bis sie glücklich saß und sich als Reiterin im kurzen Radlerkleide seltsam genug ausnahm.

So zogen die beiden denn, Leo zu Fuß mit dem Rad und Toska zu Roß, miteinander durch den stumm staunenden Wald dahin.

O daß ich doch bei dieser Komödie die Ravenhorsts, Greifensteins und Trommlitzens als Zuschauer und womöglich auch gleich einen Photographen zur Stelle

hätte! dachte Leo. Und Hüningen! wenn das Hüningen sähe!

Die Unterhaltung während des langsamen Marsches führte Toska weit lebhafter als Leo, der ziemlich einsilbig antwortend neben ihr herschritt, weil ihn das lächerliche Abenteuer, das ihn anfangs belustigt hatte, zu verdrießen anfing und sich ihm immer mehr die Überzeugung aufdrängte, daß die heiratslustige Schöne ihm schon tagelang hier im Forste aufgelauert und sich die Rolle, die sie ihm heute vorspielte, sorgfältig einstudiert hatte.

Endlich langten sie vor dem Gutshause in Klein-Geroldsau an. Hier überließ es Leo dem Diener, seine junge Herrin vom Pferde zu heben, und nun konnte das gnädige Fräulein mit einem Male wieder stehen und gehen. Frau von Hildeneck, die sie hatte nahen sehen, kam aus dem Hause gestürzt, fragte, was vorgefallen sei, bejammerte ihr armes Kind und wollte sofort einen reitenden Boten zum Arzte schicken. „Nein, nein, Mama! das ist nicht nötig," wehrte Toska mit ängstlicher Verlegenheit ab, „es tut schon gar nicht mehr weh; ein kalter Umschlag wird vollkommen genügen."

Besonders einer auf das leicht entzündbare Herz wäre sehr zu empfehlen, dachte Leo.

Herr von Hildeneck war nicht daheim, und den dringenden Aufforderungen mit flehenden Worten und Blicken von Mutter und Tochter, näherzutreten, widerstand Leo zu der beiden tiefstem Bedauern und sichtlicher Enttäuschung hartnäckig, schwang sich aufs Pferd und trabte, mit überschwenglichen Danksagungen wie für eine gefahrvolle Lebensrettung überschüttet und heilfroh, sich aus dem Staube machen zu können, spornstreichs von dannen. Eine schnell danach eintreffende Einladung der Hildenecks lehnte er unter einem nichtigen Vorwand dankend ab. —

Leo schwieg über den Vorfall und doch ward er in der Nachbarschaft ruchbar und zwar in verschiedenen und falschen Darstellungen. Nach der einen sollte die Begegnung ein verabredetes Stelldichein gewesen sein, nach der andern ein allerdings zufälliges Zusammentreffen, das sich Leo zu Nutze gemacht und bei dem er sich einige Kühnheiten gegen Toska herausgenommen haben sollte, denen zufolge sie seine Bewerbung um ihre Hand schroff abgewiesen hätte.

Dies erfuhr Leo eine Woche später vom Oberstleutnant von Trommlitz, der nach Finkenwalde geritten kam und, kaum abgestiegen, ihn mit der Frage attackierte: „Bürden, was muß ich von Ihnen hören! Sie haben sich von der Strohblonden in Geroldsau einen Korb geholt? ist's wahr oder ist's nicht wahr?"

„Herr Oberstleutnant!" brauste Leo auf.

„Na, nu ist's schon gut, weiter brauchen Sie nichts zu sagen," fiel der Alte lachend ein, „geglaubt habe ich es so wie so nicht. Die Toska ist gar kein übles Mädchen, aber die Dummheit, sich bei ihr oder sonst irgendwo einen Korb zu holen, — Schockschwerenot! die trau ich Ihnen nicht zu."

Nun erzählte ihm Leo den wirklichen Sachverhalt der Begebenheit und hielt mit seinem Ärger über ihre Aufbauschung zu einer Haupt- und Staatsaktion nicht zurück. Der Oberstleutnant wollte sich ausschütten vor Lachen und machte seine derb spöttischen Bemerkungen über Toskas verunglückte Schleichpatrouille. Er schrie einmal übers andere: „O, o, das ist was für meine Alte! sorgen Sie sich nicht, Bürden! die alte Trommlitzen wird die Sache schon ins rechte Gleise bringen; die Hildenecks sollen an dem sogenannten Korbe noch zu knabbern haben."

Nach einem reichlich bemessenen Vesperschoppen kletterte er wieder auf seinen steifbeinigen Schimmel, der wie ein Chargenpferd in höheren Semestern aussah, und ritt immer noch lachend von dannen.

Leo schlug sich das possenhafte Intermezzo samt dem albernen Klatsch darüber bald aus dem Sinn; es war doch einmal eine kleine Abwechselung in seinem einförmigen Leben gewesen.

Neuntes Kapitel.

Nicht nur im Kalender, auch an dem mit wenigen leichten Wölkchen befahrenen Himmel stand der Vollmond, goß sein mildes Licht über das Schloß und den Park und spiegelte seinen Glanz in einem flimmernden Goldstreifen auf dem leise bewegten Teiche.

Leo liebte den schönen, stillen Gefährten der Nacht und war überhaupt ein Freund der Natur, die er in allen ihren lebendigen und leblosen Wesen und Erscheinungen gern beobachtete und belauschte, und zu der er sich stets in ein möglichst nahes Verhältnis zu bringen suchte. Wenn ihn etwas innerlich stark beschäftigte, ihn wägende Gedanken erfüllten oder wenn er mit wichtigen Entschlüssen rang, so begab er sich gern hinaus ins Freie, als würden ihm dort mit dem erweiterten Blicke auch Urteil und Erkenntnis klarer und umfassender denn innerhalb geschlossener Wände.

Heute wandelte er noch spät abends im Parke umher, seines Weges nicht achtend, gleichviel, wohin seine Schritte ihn führten. Aber für die stillen Zauber der Mondnacht hatte er diesmal kein Auge, beachtete nicht den gleißenden Schmelz und Schimmer und den zarten,

duftigen Flor, der über den Gebüschen und Matten gebreitet lag, oder den magischen Dämmer, wo an halb durchholzten Stellen des Parkes Licht und Schatten ineinander flossen und sich geisterhaft mischten.

Mit der Abendpost hatte er einen Brief von Roderich Hersfeld erhalten, worin ihn dieser zu einer Zusammenkunft einlud. Er hätte, schrieb ihm sein Korpsbruder, eine Dienstreise zu machen, um mit Räten der Regierungen in Wiesbaden und Koblenz eine amtliche Angelegenheit zu besprechen, deren schriftliche Erledigung zu umständlich sein würde. In Frankfurt könnten sie sich, er und Leo, im Hotel Kontinental treffen und dort einen, leider nur einen Abend fröhlich in alten Erinnerungen verbringen. Zu ihm nach Finkenwalde zu kommen hätte Roderich keine Zeit, und wenn Leo ihn in Kassel besuchte, würde er, mit Arbeiten überladen, sich ihm nur wenig und nicht mit der wünschenswerten Ruhe und Behaglichkeit widmen können. Diese Reise wäre die beste und einzige Gelegenheit, sich endlich einmal wiederzusehen. Leo möchte die Fahrt nicht scheuen und sich an dem und dem Tage in Frankfurt am Main einstellen.

Die Aussicht auf eine Begegnung mit Rod erregte Leo gewaltig. Wie sollte er dem Gatten der von ihm Geliebten entgegentreten? Mit voller Unbefangenheit, mit dem Gefühl und dem Ausdruck der Freude konnte er es nicht. An seine Seele hatte sich wie der Bohrwurm an die Planken eines Schiffes der anfangs winzige, aber täglich wachsende Dämon der Eifersucht gehängt und fraß sich mit nie rastender Arbeit immer tiefer und tiefer hinein. Darum graute Leo vor einem Wiedersehen mit Rod; aber dem starken Widerstreben stand das noch stärkere Verlangen gegenüber, etwas von Cornelia und ihrem jetzigen Leben zu erfahren und womöglich zu ergründen,

ob sie mit ihrem Manne glücklich war oder nicht. War sie es, so mußte er sich endgültig damit abfinden und sich für alle Zukunft bescheiden; dann hatte sie ihn vergessen und er sich in ihren Gefühlen für ihn getäuscht. War sie es aber nicht, so würde die Erkenntnis, daß auch ihres Herzens Traum und Hoffnung in Scherben gegangen war und sie in drückenden Fesseln gehalten wurde, einen vollständigen Bruch mit dem alten Freunde herbeiführen. Und dann würde der Wunsch und Wille, Cornelia dem ungeliebten Gatten zu entreißen und an seine Brust zu ziehen, so mächtig in ihm werden, daß er auch vor dem gewagtesten und folgenschwersten Vorgehen nicht zurückbeben würde.

In dem Schweben und Schwanken zwischen Annahme und Ablehnung von Rods Aufforderung, das ihn auf den nächtlich stillen Parkwegen unstet umhertrieb, überwog endlich die Begierde, sich über Cornelias Seelenzustand Gewißheit zu verschaffen, und brachte ihn trotz seinem Bangen vor dem, was er hören würde, zu dem Entschlusse, dem Rufe zu folgen, mit was für einem Ergebnis seiner Forschungen er auch von dem Wiedersehen zurückkehren mochte.

Er ging zum Schlosse zurück, und bald vor ihm, bald neben ihm, je nach der Biegung des vom Monde hell beschienenen Weges, wandelte sein Schatten. „Du grauer, luftiger Gesell," flüsterte er, „wenn ich doch mit dir Zwiesprach halten, mit dir beraten und streiten könnte, als wärest du ein Wesen aus der anderen Welt, eines von höherem Wissen, das mir Antwort gäbe, wenn ich fragte: liebt sie mich noch?!"

Am andern Morgen sandte er Rod telegraphisch seine Zusage und nannte ihm den Zug, mit dem er in Frankfurt eintreffen würde.

Die Reise dahin an dem von Rod bestimmten Tage war für Leo keine Vergnügungsfahrt. Er saß, ohne sich um die Mitreisenden zu kümmern, in der Wagenecke und las Zeitungen, zunächst eine, die er sich in Neudietendorf gekauft hatte. Dann zog er aus der Tasche ein schmal zusammengefaltenes Päckchen anderer hervor, die er gestern abend unter Streifband mit der Post erhalten und mitgenommen hatte, um sie unterwegs in Muße zu lesen. Auf dem Streifband stand außer seiner Adresse der Vermerk: Absender E. v. Raßkow und darunter in Parenthese Seirefiß. Das war Edwins Pseudonym, mit dem jeder der blau angestrichenen Aufsätze unterzeichnet war, und die Sendung trug den Poststempel München; also dahin schien Edwin übergesiedelt zu sein.

Im ersten Ärger über die Unverfrorenheit, daß jener es nach dem Vorfall mit dem Wechsel noch wagte, wieder mit ihm anzuknüpfen, wollte Leo ihm das Bündel ungeöffnet zurückschicken, hatte es aber dann doch behalten, um zu sehen, wie sich Edwin als Journalist bewährte. Es waren drei Zeitungen verschiedenen, schon älteren Datums, eine Berliner, eine Münchener und eine Hamburger, Blätter ersten Ranges, die dem gewandten Referenten ihre Spalten zur Verfügung stellten und ihm seine Beiträge gewiß auch angemessen honorierten.

Die Artikel hatten die Überschrift „Der Fahneneid", „Die europäischen Kriegsflotten" und „Die Eisenbahnfrage in Deutsch-Ostafrika". Sie waren in einem vortrefflichen Stil und in regierungsfreundlichem Sinne geschrieben und enthielten viel sorgfältig gesammeltes und geschickt verwertetes statistisches Material. Namentlich der Aufsatz über den Fahneneid, der sich mit der Zuverlässigkeit der Mannschaften des stehenden Heeres und der

Reserve beschäftigte, Betrachtungen über den unbedingten militärischen Gehorsam anstellte und strengere Maßregeln gegen das Eindringen sozialdemokratischer Agitationen und Prinzipien in das deutsche Reichsheer forderte, fesselte Leos Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende.

Er kannte seinen ehemaligen Schulkameraden als einen hochbegabten Menschen mit klarem Kopfe, schlagfertiger Rede und witzigen Einfällen, aber ein so bedeutendes Talent, wie es sich ihm hier offenbarte, hatte er doch nicht in ihm vermutet und war im höchsten Grade erstaunt darüber. Wo hatte der leichtlebige Genüßling, der unverbesserliche Spieler, der kecke Liebhaber und verwöhnte Liebling der Frauen dieses reife politische Urteil und diese Fülle von Kenntnissen her? Leo konnte sich das nicht erklären, wenn auch die Übung einer jahrelang heimlich getriebenen Schriftstellerei sicherlich eine gute Vorbereitung für den nun gewählten Beruf gewesen war. Aber schon die bewiesene Willenskraft, mit der sich Edwin so schnell eine neue Existenz geschaffen hatte, nötigte ihm Anerkennung ab. Ihm diese brieflich auszusprechen konnte er sich jedoch nicht entschließen; er wollte ihm für die Sendung mit keinem Worte danken, wollte mit ihm nichts mehr zu schaffen haben.

Er steckte die Blätter wieder ein und dachte nur noch an die bevorstehende Zusammenkunft mit Rod, sich alle möglichen Zufälle ausmalend, die sich vielleicht dabei ereignen könnten. Besonders sann er darüber nach, wie er ihm seine Bekanntschaft mit Cornelia beibringen sollte, denn dieses Geständnis war jetzt unvermeidlich. Sollte er ihm von vornherein schlankweg erklären, daß er seine Frau kenne, oder Rods Frage danach abwarten, die dieser sicher stellen würde, sobald er von Leos auch nicht

mehr zu verschweigendem früheren Aufenthalt in Kassel hörte? Und wie sollte er sich verhalten, wenn er nach Rods vertraulichen Mitteilungen oder ihm unwillkürlich entschlüpften Äußerungen zu der Überzeugung gelangte, daß seine Ehe keine ungetrübte und Cornelia mit ihm nicht glücklich sei?

Unter solcherlei Erwägungen schwand dem darin Versunkenen die Zeit der langen Fahrt dahin. Nur auf die größeren Haltestellen hatte er unterwegs geachtet, sonst aber sich kaum umgeschaut, wo er war und wie er immer weiter vorwärts und seinem Ziele näher kam. Es war fast Abend geworden, als der Zug über die Mainbrücke rollte und bald darauf in die große Halle des Hauptbahnhofes in Frankfurt langsam einfuhr. Mit klopfendem Herzen stieg Leo aus und sah sich nach dem Freunde um.

Durch das Gewühl der abströmenden Fahrgäste kam ihm Rod suchend auf dem Bahnsteig entgegen und begrüßte ihn: „Guten Tag, Lo! willkommen in Frankfurt und Dank, daß du meiner Lockung gefolgt bist!"

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Rod!" erwiderte Leo, während sie sich die Hände schüttelten und sich gegenseitig betrachteten.

„Siehst prächtig aus; das Landleben scheint dir gut zu bekommen."

„Nun ja, wie sollt' es auch nicht!" lächelte Leo.

„Das glaub' ich! Thüringer Waldluft, viel Bewegung, im Freien, reiten und jagen, das muß ja gut tun und die Nerven erquicken, sofern man überhaupt welche hat," sagte Rod. „Dagegen wirst du den Unterschied hier in der Stadt deutlich genug empfinden; ich habe dir im Hotel ein möglichst großes Zimmer nach vornheraus bestellt. Übrigens," fuhr er in demselben leichten Tone

fort, „eh' ich's wie gewöhnlich vergesse, — meine Frau läßt dich grüßen."

„Deine Frau —?"

In diesem Augenblicke wurden sie im Gedränge ein paar Schritte voneinander getrennt, so daß Rod die Verwirrung des Freundes nicht bemerkte.

„Ihr kennt euch doch von früher her," knüpfte er an, als sie wieder beide nebeneinander waren. „Erinnerst du dich ihrer nicht?"

„Jawohl!" sprach Leo schon etwas gefaßter, „ich habe ja eine Zeitlang in Kassel gestanden."

„Das wußte ich nicht, habe es erst neulich von meiner Frau erfahren, als ich ihr sagte, daß ich auf meiner Reise mit einem lieben alten Korpsbruder zusammentreffen würde, und ihr deinen Namen nannte," plauderte Rod ahnungslos weiter. „Da trug sie mir einen Gruß an dich auf oder eine Empfehlung, ich weiß nicht mehr, wie sie sich ausdrückte. Habt wohl manchmal miteinander getanzt?"

„Ach ja, ich glaube wohl."

„Sie behauptet es wenigstens."

„Wird schon stimmen; es ist ja lange her, und —"

„Und wer kann alle seine Tanzdamen im Kopfe behalten! willst du sagen, natürlich! das ist von einem flotten Leutnant nicht zu verlangen," lachte Rod.

Leo wandte sich um, als schaute er nach dem Gepäckträger aus, dem er seinen Handkoffer übergeben hatte.

Sie verließen die Halle und gingen über den freien Platz dem nahen Gasthofe zu.

Roderich Hersfeld war ein kaum mittelgroßer Mann mit bleichem, klugem Gesicht und kalten, grauen Augen. Er trug das dunkle Haar kurz gehalten, einen aufgedrehten Schnurrbart und einen schmalen Streifen Backenbart, der

nur bis zur Hälfte der Wange hinabreichte. Sein Auftreten hatte etwas Entschiedenes und Strammes, und er machte den Eindruck eines sehr korrekten und selbstbewußten Bureaukraten, in dem auch der Reserveoffizier nicht zu verkennen war.

Im Hotel sagte Rod: „Du gehst wohl erst einmal hinauf in dein Zimmer; ich werde dich im Speisesaal erwarten, wo ich einen Tisch für uns belegen ließ."

„Gut, ich werde dich nicht lange warten lassen," erwiderte Leo und stieg mit dem Kellner die Treppe hinan.

Als er oben in seinem Zimmer allein war, tippte er sich mit dem Finger auf die Stirn und murmelte: „O du Schlaukopf, daß du darauf nicht gekommen bist! Wie oft ist doch das Nächstliegende, um das man sich mit spitzfindigen Tüfteleien scheu herumdrückt, das einzig Richtige! Sie hat ihrem Manne einfach gesagt, daß sie dich kennt und weiter nichts. Und so ist es gut. Hätte er es von dir erfahren, würde er sie nach seiner Heimkehr über das auffällige Verschweigen dieses Umstandes zur Rede stellen und damit in Verlegenheit bringen. Dem hat sie nun mit ihrem harmlosen Gruße geschickt vorgebeugt. Also die Sorge um die Erörterung dieses heiklen Punktes war überflüssig. Das andere wird nicht so glatt gehen. Wäre auch dabei das Nächstliegende das Richtige, die unumwundene Frage: seid ihr glücklich miteinander? Ja, wenn die Hintergedanken nicht wären! aber so wie die Dinge liegen, heißt es vorsichtig und behutsam sondieren. Nun, ein Wort wird das andere geben, bis das entscheidende fällt, das den Zweifel löst und die Situation klärt."

Unterdessen hatte er seinen Koffer ausgepackt, sich gewaschen und gebürstet und war nun fertig und bereit,

sich zu Rod in den Speisesaal zu begeben. Als er hinabging, dachte er: mit welchem Fazit von Schlußfolgerungen wirst du heute nacht diese Treppe wieder hinaufsteigen? —

Nun saßen die beiden an einem gut ausgewählten Tische in einer Ecke des Saales, wo die nächsten unbesetzt waren, und Rod war es, der mit Fragen anfing. Leo mußte ihm von seinem Besitztum erzählen, ihm Schloß und Park genau beschreiben und ihm Auskunft über seine dortige Lebensweise geben. Rod hörte ihm aufmerksam zu, gab seine Freude über das dem Jugendgenossen zugefallene Los zu erkennen, unterbrach ihn oft mit Erkundigungen nach diesen und jenen Einzelheiten und veranlaßte ihn dadurch zu immer ausführlicheren Schilderungen. So nahm der Bericht geraume Zeit in Anspruch, und Leo wurde fast ungeduldig, ehe die Reihe des Fragens an ihn kam, um seinerseits aus dem andern herauszuholen, was zu wissen ihm auf der Seele brannte.

„Du hast es gut," sprach Rod, als Leo mit seinen Mitteilungen zu Ende war, „hausest da für dein Leben lang fest und sicher auf deinem Erb' und Eigen, von dem dich keine Macht der Welt vertreiben kann. Unsereins muß sich mit einer Mietwohnung behelfen und stets auf einen unfreiwilligen Domizilwechsel gefaßt sein."

„Habt ihr ein angenehmes Quartier in Kassel?" fragte Leo.

„O ja, unsern Verhältnissen angemessen," erwiderte Rod. „Vor allen ist besonders mein Zimmer sehr behaglich."

Besonders sein Zimmer!

„Im Amt wie zu Hause sitze ich den ganzen Tag am Schreibtisch. Es kommt sehr oft vor, daß ich meine Frau nur bei den Mahlzeiten sehe, und da geht es auch noch

ziemlich schweigsam her. Man wird die Geschäfte nicht aus dem Kopfe los."

„Und sie ist mit einer so kargen Abfindung einverstanden?"

„Einverstanden? ja, was will sie denn machen? Sie ist übrigens in dieser Beziehung auch vernünftig, läßt mich in Ruhe und stört mich bei der Arbeit nicht," fügte er selbstgefällig hinzu.

„Pflegt ihr viel Umgang und Geselligkeit?"

„Nein, ich habe keine Zeit dazu."

„Und deine Frau? geht sie nicht aus?"

„Ohne mich? — nein!"

Immer ich, mir, mich! dachte Leo.

„Aber du trinkst ja nicht, Lo!" rief Rod, der dieses Ausgefragtwerden satt zu haben schien und dem Gespräch eine Wendung zu geben wünschte. „Komm her, — die alte Burschenherrlichkeit!"

Die Gläser klangen zusammen.

„Die liegt weit hinter mir, Rod," sprach Leo.

„Hinter mir etwa nicht? sieh mich doch an mit meinem ‚finstern Amtsgesicht'!"

„Glaubst du, daß ich in dulci jubilo lebe?"

„Was dir fehlt, weiß ich ganz genau," sagte Rod.

„So? was denn zum Beispiel?"

„Eine Frau, Bruder! weiter nichts."

Betroffen schwieg Leo. Wenn er ahnte, welche Frau mir fehlt!

„Dir ist es zu einsam in deinem Schlosse," fuhr der andere fort, „das kann ich mir denken. Aber gibt es denn in den adligen Familien deiner Gutsnachbarn keine tugendhafte Jungfrau, die du zur Herrin machen möchtest? Du brauchst doch nur anzuklopfen, und dir

wird aufgetan, bist eine Partie ersten Ranges. Wie lange kennen wir uns? mindestens anderthalb Dezennien, und ich weiß, was alles in dir steckt. Du warst der Beliebteste im ganzen Korps, nicht nur als unser bester Schläger, der alle seine Gegner glänzend abstach bis auf einen, der den Dusel hatte, dir den kleinen Schmiß da beizubringen. Warst auch ein treuer, lustiger Kumpan, der immer und überall seinen Mann stand und auf dessen Wort man sich verlassen konnte. Deinem ganzen behäbigen Wesen nach bist du für die Ehe prädestiniert."

„Hältst du das Verheiratetsein unter jeder Bedingung für einen so begehrenswerten Zustand, daß es dem Ledigbleiben absolut vorzuziehen ist?" fragte Leo, dem es sehr lieb war, daß Rod das Gespräch wieder auf dieses Thema gebracht hatte.

„Begehrenswert? hm! ja, — lieber Lo, das — das ist Geschmacksache," erwiderte Rod nach einigem Besinnen. „Es kommt darauf an, wie die zwei kopulierten Individuen zueinander passen und miteinander stehen, und ob auch sonst der Haushalt in guter, geregelter Ordnung ist. Dann hat man als verheirateter Mann doch wenigstens seine gehörige Pflege und Bequemlichkeit."

Seine Pflege und Bequemlichkeit! In Leo wallte es heiß auf. Jetzt wäre der Augenblick gekommen, dachte er, die große Frage zu stellen: seid ihr glücklich miteinander? Er hatte sie schon auf den Lippen, als Rod, der wohl des Freundes Stirnrunzeln gesehen hatte, einlenkte: „Mußt mich nicht mißverstehen, Lo! Ich wollte nur andeuten, daß das sogenannte Eheglück nicht bloß durch die nötige, oder sagen wir wünschenswerte innere Sympathie, sondern auch durch äußere Umstände bedingt ist. Mit dem Verliebtsein hat es nach den Flitter-

wochen ein Ende; dann tritt die Prosa des Lebens in ihr Recht."

„In ihr Recht?"

„Ja, man gewöhnt sich aneinander, schickt sich ineinander, fügt sich und gehorcht den Pflichten und Forderungen des Tages. Das sind wohltätige Gegengewichte gegen das Anschmachten und Verhimmeln, das man bald satt kriegt. Seelenruhe und Gleichmut brauche ich bei meiner anstrengenden Arbeit, nicht rührselige Szenen und Emotionen; nervös wird man im Getriebe des Dienstes schon mehr als genug. Meine Frau muß mir dankbar sein, daß ich ihr eine angesehene Stellung und eine angenehme, sorgenfreie Existenz geschaffen habe; sie richtet sich daher auch ganz nach meinen Wünschen und ist zufrieden, wenn ich zufrieden bin, und mehr verlange ich nicht."

Das war alles so herzlos hochmütig, so schulmeisterlich unfehlbar herausgekommen, und in den grauen Augen des Sprechenden blinkte kein Schimmer von Stolz und Freude über den Besitz eines liebenden und geliebten Weibes.

Leo war empört, in wie rücksichtsloser Weise Rod um der eigenen Bequemlichkeit willen und als ob sich das von selbst verstünde, seiner Frau eine völlige Unterordnung und Aufopferung zumutete. Nach einem kurzen Schweigen hub er an: „Du sagst, Rod, du verlangtest nicht mehr vom ehelichen Leben. Bist du aber nie auf den Gedanken gekommen, daß, wenn auch nicht du, so doch deine Frau vielleicht etwas mehr verlangen, sich auch nach andern Dingen sehnen könnte?"

„Sehnen! wonach sehnt sich der Mensch nicht? nach allem, was er nicht hat, was er nicht kennt und was ihm nicht frommt," erwiderte Rod. „Wenn meine Frau

etwas vermißte oder entbehrte, würde sie's sagen; sie nimmt verständigerweise das Leben von der Seite, von der es sich ihr bietet, und träumt nicht von einem eitel rosendurchblühten Paradiese."

Leo, der fühlte, daß er immer erregter wurde und an sich halten mußte, sprach gemessen: „Nun, Rod, du weißt, daß ich deine Frau von früher kenne, als sie noch Mädchen war. Damals hatte ich von ihr den Eindruck, als wenn sie doch Ideale hätte, die sie in ihrem Herzen verschwiegen hegte und pflegte."

Rod warf den Kopf hoch, schürzte die Lippen zu einem spöttischen Lächeln und sagte: „Du lieber Gott, Mädchenideale! Hm! verwelkte, verblaßte Vergißmeinnicht, im Stammbuch als Andenken aufbewahrt an längst überwundene, verrauschte Gefühle. In der Ehe erlischt die Romantik der Liebe, und sentimental schwärmerische Wallungen sind dort deplaciert. Vernunft und Konvenienz sind die beste Gewährschaft einer glücklichen Ehe."

„Rod! welch ein deprimierender Standpunkt!" fuhr Leo, alle Vorsicht vergessend, heftig auf. „Mir würde so ein nüchternes, rein pflichtmäßiges Nebeneinanderhergehen, wie du euer eheliches Leben darstellst, nicht genügen; ich würde das als ein lästiges Aneinandergebundensein, als eine drückende Fessel empfinden, von der ich mich je eher je lieber befreien würde."

Rod blickte den Freund erstaunt, fast argwöhnisch an. Dann sprach er kühl und gelassen: „Weißt du, Lo, — mache dir um mich keine Sorgen. Ich sagte dir schon, daß ich zufrieden bin und mehr nicht verlange, und was meine Frau betrifft," fügte er in dünkelhafter Eitelkeit hinzu, „kann ich dreist behaupten, daß sich Cornelia an meiner Seite glücklich fühlt."

Da war es heraus, das entscheidende Wort, auf das allein es Leo ankam. In seiner Brust tobte ein furchtbarer Aufruhr, und er brauchte alle Mühe, sich zu beherrschen, daß seine Stimme nicht bebte, als er langsam und nachdrücklich fragte: „Bist du dessen ganz sicher?"

„Ja! warum zweifelst du daran?" erwiderte Rod mit strengem Ton und finsterer Miene. „Komm zu uns, überzeuge dich, fühle ihr auf den Zahn, studiere sie bis auf Herzensgrund; ich hindere dich nicht. Und wenn du mir nach drei Tagen sagen mußt: deine Frau ist nicht glücklich mit dir, so will ich — —"

„Nun? so willst du?" Leo saß in zitternder Erwartung, was nun kommen würde.

„— alles tun, was ich kann, sie glücklich zu machen," sprach Rod zögernd und mit gesenktem Haupte. Es klang beinah' wie Scham und Reue, als hätte er kein ganz reines Gewissen wegen dessen, was er bisher für seines Weibes Glück zu tun bemüht gewesen war. Dann richtete er sich plötzlich auf und sagte barsch: „Aber nun genug mit diesem Examen über Eherecht und Eheglück! ich gehe selten so aus mir heraus wie heute, noch nie hat mich jemand so gefragt wie du, und noch niemand habe ich mich so eröffnet wie dir. — Prost! trink' aus! und laß uns von anderen Dingen reden."

Für andere Dinge aber hatte Leo jetzt keinen Sinn. In seinem fiebernden Gehirn wälzte er nur den einen Gedanken hin und her: war das alles Wahrheit, was er aus Rods Munde gehört hatte? Er konnte und wollte es nicht glauben. Rod hatte mit seiner Tyrannei wohl nur renommiert, denn daß ein gebildeter, wohlerzogener Mann ein junges, schönes, zart besaitetes und fein empfindendes Wesen wie Cornelia so vernachlässigen und terrorisieren könnte, war ihm schlechterdings un-

begreiflich. Aber welchen Grund hatte Rod, sich dem Freunde gegenüber härter und gefühlloser hinzustellen als er nach Leos aufrichtiger Meinung war? um sich als Charakter, als Energiemensch aufzuspielen? wozu das? Oder sollte er in der bürokratischen Tretmühle ein verstockter Philister geworden sein, dem das Herz unter dem Aktenstaub erstickt und erstorben war? keiner Begeisterung, keiner Leidenschaft und Liebe mehr fähig? Dann wäre er ein armer, bejammernswerter Geselle.

Der Schluß aber des bedeutsamen Gespräches hatte den hoch Aufhorchenden wie ein nicht mehr erwarteter Hieb getroffen. Das war gewesen, als Rod mit dem untrüglichen Ton der Überzeugung behauptet hatte, daß sich Cornelia an seiner Seite glücklich fühle, und noch mehr, als er mit aufdämmerndem Schuldbewußtsein gelobt hatte, wenn sie nicht glücklich mit ihm wäre, fortan alles tun zu wollen, was er könne, um sie glücklich zu machen. Das war doch eigentlich ein Beweis, daß er sie liebte, und zugleich eine dringende Warnung für Leo, keinen Schritt vorwärts zu tun, ehe er nicht genau wußte, wie es mit Cornelias Herzen stand. Rod hatte ihn aufgefordert, zu ihnen zu kommen und sich aus eigener Anschauung ein Urteil zu bilden über das, was er bezweifelte. Aber Leo erkannte sofort die große Gefahr, die ihnen dreien bei seinem Wiedersehen mit Cornelia drohte. Nein, einer solchen Versuchung, so viel Lockendes und Verführerisches sie auch hatte, fühlte er sich nicht gewachsen und mußte sie auch der Geliebten ersparen, damit ihrer aller Ehre und Gewissen rein blieb.

Diese Betrachtungen wirbelten Leo während der eingetretenen Gesprächspause durch den Kopf, denn es

dauerte eine ganze Weile, bis die Unterhaltung wieder einigermaßen in Gang kam. Erst als Rod Jenenser Erinnerungen auffrischte, die ihnen beiden lieb und teuer waren, fanden sie sich auf dem gemeinsamen Boden fröhlich verlebter Jugendjahre wieder. Da erwachten noch einmal die einst eifrig gepflegten Beziehungen treuer Korpsbrüderschaft unter ihnen, und unter dem hochgehaltenen Symbol des gleichen farbigen Bandes, das ihre Brust umschlang, wenn sie es auch heute nicht trugen, fühlten sie sich wieder eins und einig in unvergeßlicher und unauflöslicher Zusammengehörigkeit. Aber es war nur ein kurzer Rausch, der verflog, als jene seligen Erinnerungen, die ihn erzeugt hatten, erschöpft waren, und in Leos Seele blieb als trüber Rest die durch keine Illusion zu erschütternde Gewißheit: wenn er Cornelia auch auf seine Art lieb hat, — so wie du liebst er sie nicht, und darum kann sie auch nicht glücklich mit ihm sein. Davon kam er nicht los, das dämpfte und erkältete die freundschaftlichen Gefühle, die einst so stark und warm in ihm gewesen waren. Sie wurden beide still und stiller, und auch die Flasche Ponsardin, die sie auf Rods Vorschlag zum Abschiedstrunk bestellten, brachte die Geister nicht wieder in Schwung, die Herzen nicht wieder in vollen Einklang. Sie tranken sie ohne Freude und Genuß, und als sie auf ein frohes Wiedersehen anstießen, mochte wohl jeder denken: nur nicht so bald! unsere Wege gehen auseinander.

Sie erhoben sich, und Leo sprach: „Lebewohl, Rod! ich fahre morgen mit dem frühesten Zuge; laß dich durch mich nicht stören, sondern schlafe ruhig aus. Und" — er preßte es mit Anstrengung heraus, — „empfiehl mich gehorsamst deiner Frau Gemahlin und — sage ihr, ihr Gruß hätte mich sehr gefreut."

Rod merkte die tiefe Bewegung nicht, mit der Leo gesprochen hatte, weil er nicht im entferntesten etwas von dem ahnte, was des alten Freundes Herz mit unsagbarem Weh erfüllte.

Sie stiegen miteinander die Treppe hinan. Im Korridor oben tauschten sie noch einen Händedruck, und der war fest und echt, vielleicht in dem dumpfen Vorgefühl, daß es auf lange, lange, wohl gar auf Lebenszeit der letzte war.

Zehntes Kapitel.

Park und Wald hatten ihr herbstliches Galakleid angelegt, das buntscheckig in allen Lichtern und Farbentönen schillerte. Die Birken, deren gezackte Blätterchen wie Rauten aus dünnem Flittergold an ihren lang hängenden, schwingenden Reisern blinkten, traten hell aus ihrer Umgebung hervor, zumal wenn sie Tannen und Fichten zu Hintermännern hatten. Die Buchen prunkten mit einem goldigen Rotbraun, das bis in ein sattes Violett hinüberspielte. Nur die Eichen standen noch in ihrem dunklen Grün, das aber nicht mehr so glatt und glänzend war wie zur Sommerzeit. Der wilde Wein, der die Veranda des Schlosses umrankte, war purpurn geworden und gab einen prächtigen Rahmen für das schöne Landschaftsbild ab, das man von dort zwischen den das Dach tragenden Säulen erblickte.

Wenn der Wind jetzt durch die Bäume fuhr, erhob sich kein schmiegsam weiches Rauschen mehr, sondern ein frostiges Schaudern und Rasseln in den schlagenden Zweigen, an denen sich die Blätter hart und rauh wie ungegerbtes Leder gegeneinander rieben. Die Kronen wurden immer

durchsichtiger, denn sie wurden mehr und mehr ihres reichen Schmuckes beraubt, und in den kahl werdenden Ästen und Gabeln kam manches verlassene Vogelnest zum Vorschein, das sich bisher in dem schützenden Laube versteckt hatte. Auch das Unterholz, der Weiß- und der Schlehdorn mit seinen reifen, schwarzblauen Beeren und Hasel- und Erlenstrauch, bildete kein dicht geschlossenes Gebüsch mehr, und zwischen den schlaffen Gräsern und niedergeduckten Kräutern nickten hie und da noch ein paar späte Blumen mit ihren schlafmüden Köpfchen. Aber die Pilze schossen aus dem feuchten Boden üppig empor und machten sich mit ihren grauen, braunen oder bunten Hüten und Schirmen so breit wie sie konnten.

Am Himmel zogen bald helle, bald dunkle Wolken eilends dahin und verhüllten zeitweilig die Sonne, deren Strahlen, auch wenn sie freie Bahn hatten, nicht mehr wie glühende Pfeile aus steiler Höhe den Scheitel des Wandrers trafen, sondern einen milden, fahlen Schein verbreiteten, der dem erbleichenden Glanz und Schimmer vor dem allgemeinen Welken und Vergehen die rechte Beleuchtung gab.

In dieser Geist und Gemüt beherrschenden Abschiedsstimmung der Natur saß auf der Bank unter der alten Buche, die ihren hochgewaltigen, goldgewirkten Baldachin über ihm spannte, Leo, weil ihm dieser Platz zum Zufluchtsort für seine tiefinnersten Gedanken und Gefühle geworden war, wenn er noch freier und einsamer, noch mehr mit sich selber allein sein wollte als in seinem Schlosse, wo eine ihm fremde Vergangenheit mit ihrem spukhaften Geraun und ihren sprechenden Bildern sich ihm aufdrängte und ihn störte.

Seit seiner Begegnung mit Rod waren Wochen verflossen, und das Felsendenkmal Cornelias stand fertig ihm

zur Seite hier auf dem Hügel, fertig bis auf etwas, das nach seinem neuerdings gefaßten Entschlusse niemals fertig werden sollte, — die Inschrift. Als ihm der Obergärtner gemeldet hatte, daß an dem zweitobersten Block die Stelle für die einzumeißelnde Schrift geglättet sei, hatte er befohlen, ihn einstweilen so wie er war, ohne Inschrift hinaufschaffen zu lassen. Er wagte es nicht, ihm einen Weihespruch einzuprägen, weil er das Deuteln oder Reden darüber fürchtete. Die Neugier wollte er mit dem Vorgeben abfinden, nach einem passenden Texte noch zu suchen, ähnlich dem wunderbar tröstlichen ‚Über allen Gipfeln ist Ruh', aber ohne den Anflug von Lebensmüdigkeit am Schlusse ‚Balde ruhest du auch'. Nun ragte der Felskoloß, teilweise mit Moos belegt und mit Efeu bepflanzt, düster, zackig und zerklüftet empor, als hätten nicht Menschenhände ihn geschichtet, sondern die Natur selber ihn aus der Tiefe gehoben und als ein Wahrzeichen ihrer unterirdisch waltenden Kräfte trotzig in das Tageslicht hineingestellt. Weiter aber sagten die Steine nichts, auch der eine nicht, der zu reden bestimmt gewesen war; seine spiegelnde Fläche blieb leer, fragwürdig und rätselhaft, ein stummes Geheimnis. Was aber für alle anderen Sterblichen unsichtbar und nicht vorhanden war, das schauten Leos Augen. Für ihn allein stand dort auf dem rotbraunen Porphyr mit goldenen Lettern ein einziges Wort, der Name ‚Cornelia.'

Und darunter, nicht so leuchtend, nicht so mächtig ihm die Seele bewegend, aber doch auch mit Wehmut füllend, las er als Grabschrift noch einen anderen Namen, den Roderichs, denn er hatte beide verloren, die Geliebte und den Freund.

Das Schicksal hatte ihn von beiden geschieden, und nur dadurch, daß es die beiden, ausgesucht unter allen

den Millionen gerade diese zwei, miteinander vereint hatte.

Auf der Rückfahrt von Frankfurt war es ihm vollends klar geworden, daß er den trautesten Freund seiner Jugend, der ihm jetzt in seinem ganzen Wesen und Charakter so auffallend verändert vorgekommen war, durch eine seltsame Schicksalsfügung für immer eingebüßt, daß er ihn selber aus seinem Herzen verbannt hatte. Gerecht war das nicht, aber menschlich und begreiflich, und kein Denken konnte das Fühlen korrigieren und dem Herzen gebieten: behalt' ihn lieb, er hat an deines Lebens Fehlgang keine Schuld.

Das hatte Rod freilich nicht; er hatte nicht den Willen gehabt, den Freund von einem Platze zu verdrängen, auf dem er ihn nicht als Besitzenden vermuten konnte. Aber er war doch, zwei Zueinanderstrebende trennend, dazwischengetreten und hatte den einen unglücklich und die andere nicht glücklich gemacht, und das, das letztere, konnte ihm Leo nie verzeihen. Denn daß Cornelia mit Rod glücklich sei, glaubte er nicht, und nur der Mangel eines tatsächlichen Beweises oder eines abgelegten Geständnisses hielt ihn von Schritten zurück, die eine Wendung und Entscheidung in dem zweifelvollen Zustande herbeiführen konnten. Das einzige Ergebnis seiner Zusammenkunft mit Rod war das durch nichts zu verschleiernde Einsehen, daß alles blieb und bleiben mußte, wie es war, und das hieß für Leo hoffnungslose Entsagung.

Manches andere noch, worüber er noch im Ungewissen war, hätte er gern in Erfahrung gebracht. Ob Rod die Dringlichkeit seines Fragens und Aushorchens gemerkt und wohl gar eine, wenn auch nicht die wahre, dahinter steckende Absicht gewittert, als er sich die Fortsetzung

dieses Examens, wie er es nannte, verbeten hatte. Sodann, was er seiner Frau von der Unterredung in Frankfurt mitgeteilt haben mochte. Und endlich, wie wohl jetzt die Dinge in Kassel stünden, ob Rod ihr gegenüber Wort halten würde mit dem, was er ihm in bezug auf Cornelia gelobt hatte. O wenn er das wüßte! —

Stärker wehte der Wind. Das noch dicht belaubte Gezweig der Buche wuchtete und brauste zu Leos Häupten, und wie ein goldener Regen umrieselte ihn der Fall der aus ihrer Krone geschüttelten Blätter, die einem krausen Teppich gleich sich ihm zu Füßen legten.

Der Wind und die Buche, die beiden verstanden sich gut. Bei Tag und bei Nacht kam er bald aus dieser, bald aus jener Himmelsrichtung zu ihr dahergesprungen oder herangeschlichen, flüsterte oder zankte mit ihr, koste und küßte oder rüttelte und zauste sie, daß ihr markiges Gerüst schwankte und stöhnte, ihr faltiges Gewand sich bog und blähte. Leo lauschte gern der Zwiesprach dieser beiden, mochte sie nun zärtlich und buhlerisch oder streitsüchtig und zornig klingen. Kein Dritter hieß sie schweigen. Sie waren frei in ihrer großen, unbändigen Liebe zueinander; festgewurzelt, aber frei stand die Buche mit ihrem Riesenstamme und ihren Riesenarmen auf dem sie nährenden Boden, dem sie entwachsen war, und frei und zügellos sauste der Sturm durch die Lüfte.

Wo aber, fragte der darunter Sitzende, wo blieb seine Freiheit, die er sich ersehnt und auf die er gehofft hatte, als er, des dienstlichen Zwanges ledig, hier eingezogen war in sein kleines Königreich, wo er der alleinige Gebieter war und tun und lassen konnte, was ihm beliebte?

Das bißchen Arbeit, die er sich hier als Herrenrecht und Herrenpflicht freiwillig auflud, die paar Rücksichten den Nachbarn gegenüber, das waren keine Fesseln, die ihn beengten. Von den wenigen und bescheidenen, auf persönliche Annehmlichkeiten gerichteten Wünschen brauchte er sich keinen zu versagen und könnte sich größere gewähren, falls solche in ihm aufsteigen sollten. Einer politischen Partei, die ihn mit seiner patriotischen Gesinnung und seinem öffentlichen Auftreten und Verhalten an ein Programm gebunden hätte, gehörte er noch nicht an und wollte er auch vorläufig nicht angehören. Aber, — ja, was aber? was verlangte er denn noch mehr? Von keines anderen Menschen Willen abhängig, in seinem Tun und Lassen unbeschränkt, bleiben oder gehen können, wo und wohin es ihm gefiel, und sich keinen Wunsch versagen müssen, — war denn das nicht Freiheit genug? Von welcher anderen Freiheit träumte er denn noch? Er war ja frei, frei von allem, nur nicht von seiner Sehnsucht nach der Geliebten. Mit dieser Sehnsucht trieb er einen selbstquälerischen Kultus und hatte den felsgebauten Altar hier einer vergötterten Frau zu Ehren errichtet, die sein Flehen nicht hörte oder, wenn sie es ahnte, nicht zu erfüllen vermochte.

Dies alles hielt er sich hier unter der vom Winde durchschauerten Buche nachdrücklich vor und schloß damit: „Raffe dich auf, laß ab von der fährtenlosen Jagd nach einem Phantom, das du in Irrtum und Verblendung Freiheit nanntest, ein Ding und Wesen, das auf Erden nie und nirgend zu finden ist!"

Leo war kein Philosoph und bildete sich nicht ein, es zu sein, kein tiefsinniger Wahrheitsucher, der sich in Theorien und Abstraktionen vergrub und verlor und seinen Durst nach dem ihm vorenthaltenen Glück mit einer sich

über die irdischen Unvollkommenheiten erhaben dünkenden stoischen Weltverachtung fastend zu ersticken dachte. Er wollte weder vor Begierde nach Genuß verschmachten, noch jeder Freude, jedem Sonnenschein des Lebens verbittert und verbissen aus dem Wege gehen, wollte jeden Willkommsbecher, den ihm Zufalls oder Freundes Hand kredenzte, ohne Zaudern an die Lippen setzen, hoffend, daß der Trank auch einen Tropfen Lethe enthielte, der sein Erinnern allmählich einschläferte und ihn auf Stunden, vielleicht auf Tage vergessen machte, was er vergessen wollte. Ganz und für immer würde er das Denken doch nicht verlernen an das, was er in Frankfurt erfahren hatte, und was sich, in der Ferne für ihn unerkennbar, in Kassel zwischen zwei Menschen abspielte, deren ihn stets umwandelnde Gestalten keine Macht der Ober- und Unterwelt aus seiner Nähe vertreiben konnte.

Auch hier auf diesem Platze verließen sie ihn nicht, zumal die eine, die Heißgeliebte nicht, deren Namen er im Geiste dort auf dem Steine las und die ihm in ihrer blühenden Jugendschönheit vor Augen schwebte, die aber jemals in leibhaftiger Wirklichkeit wiederzusehen er keine Hoffnung hatte. Welche Mittel standen ihm zu Gebote, sich von ihrem Zauberbann zu lösen und Ruh' und Frieden zu finden? Tages Arbeit, abends Gäste? Arbeit gab es in dieser wirtschaftlich müßigen Zeit nicht für ihn, aber Gäste könnte er herbeirufen und in den stattlichen Räumen seines Schlosses festlich empfangen. Er hatte nicht nur den Wunsch, sondern auch die Verpflichtung, einen regeren Verkehr mit seinen Nachbarn zu pflegen, und immerhin könnte er es ja einmal mit einem vergnüglicheren Dasein versuchen.

Indem er auf der Bank darüber nachsann, wie er es

einrichten wollte, um von dem loszukommen, was für ihn geschieden und gemieden hieß und doch wie mit unzerreißbaren Fäden an ihm haftete, fiel von ungefähr ein welkes Blatt ihm grade in den Schoß. Er nahm es zur Hand, beschaute es und blickte dann zur Buche empor. „Ich verstehe deine Botschaft, alte Freundin meiner Einsamkeit!“ sprach er. „Du willst mir mit dem zugesandten Brieflein raten, von mir zu werfen, was abgestorben ist. Ja, wer das könnte, wie du! Was du heute wegwirfst, das gibt dir, wenn du von deinem tiefen Winterschlaf erwachst, die allgütige Mutter Natur in Hülle und Fülle wieder. Dir steigt zur großen Auferstehungszeit ein neuer Lebenssaft durch alle deine Adern bis zum Wipfel hinan und in die äußersten Spitzen deiner weit ausgestreckten Äste und Reiser; da hast du freilich gut knospen und grünen. Wer aber richtet mir meine zertrümmerte Hoffnung wieder auf? Nur ein Grabmal konnt' ich ihr setzen. Da steht es stumm und steinern in deinem Schatten und jetzt noch unter deinem Schutze; aber auch ohne ihn wird es bestehen, denn es wird durch die Jahrhunderte dauern, länger als du. Wenn du einmal morsch zusammenbrichst oder ein Blitz dich zerschmettert, dann wird dies Denkmal noch ragen in Wetter und Sturm, unverwüstlich und unverweslich. Aber dann weiß kein Lebender mehr, wie es entstanden ist und was es zu bedeuten hat.“

Der Wind hielt den Atem an, und aus der alten Buche kam ein leises, melodisches Rauschen. Es klang wie ein herzergreifendes Lied, dem Leo lauschte und aus dem er wie im Traume die orakelhaften Worte zu vernehmen glaubte:

Zeiten kommen und Zeiten gehn,
Nichts auf Erden bleibt bestehn,

Blühen und Welken wechseln sich ab,
Hoffen und Zweifeln finden ihr Grab.
Habe Geduld nur, fasse nur Mut,
Weißt ja nicht, was in der Zukunft ruht,
Dir auch dämmert einmal der Morgen,
Der dich erlöst von Sehnen und Sorgen.

Darauf ward es still, ganz still umher. Leo schüttelte das Haupt, erhob sich und schritt gedankenvoll dem Schlosse zu.

Elftes Kapitel.

Zur Einleitung einer lebhafteren Geselligkeit beschloß Leo, ein Diner zu geben und diejenigen seiner Gutsnachbarn einzuladen, bei denen er selber schon Gastfreundschaft genossen hatte, die Ravenhorst, Greifenstein, Trommlitz, Minnersleben und dazu seine lieben, alten Pastorsleute. Das waren mit ihm vierzehn Personen, die ominöse Zahl dreizehn war also glücklich vermieden und überschritten. Er rechnete indessen noch auf einen fünfzehnten Gast, dessen Erscheinen ihm eine unsagbare Freude bereiten würde und dem zuliebe die Gesellschaft am Sonntag stattfinden sollte. Das war sein Freund Hüningen, an den er telegraphieren wollte, daß er zu dem geplanten Mittagsmahl nach Finkenwalde kommen möchte.

Zunächst aber mußte er mit Mamsell Buschberg Rats pflegen. Er beschied sie schon früh morgens zu sich und legte ihr die Frage vor, ob sie zum Sonntag, also von heute in fünf Tagen, ein Mittagessen für fünfzehn Personen herstellen könnte. Mit einem stolzen Lächeln um die aufgeworfenen Lippen erwiderte sie: „Gewiß, gnädiger Herr! das hat nicht die geringsten Schwierigkeiten."

heimlich dachte sie: endlich! Zeit wird's! „Wohl ein Herrendiner?“ fuhr sie dann fort.

„O nein, Mamsell Buschberg, ein Diner mit Damen! acht Damen und sieben Herren,“ erklärte er.

„Ah so! das muß ich nämlich wissen, gnädiger Herr, um mich danach richten zu können,“ entschuldigte sie ihre vorwitzige Frage. „Haben der Herr Baron besondere Wünsche und Befehle für das Menü?“

„Nein, ich möchte es recht gut, aber nicht zu opulent haben.“

„Dann würden zwischen Suppe und Dessert wohl fünf Gänge genügen,“ meinte sie.

„Vollkommen; bitte, machen Sie mir Ihre Vorschläge.“

Die Mamsell sann ein wenig nach und sagte: „Also nach der Suppe ein gebratenes Fleisch, mit Gemüse garniert, danach Fisch, ein kaltes Zwischengericht, vielleicht Krebsschwänze in Gelée mit Ravigotesauce oder ähnliches dergleichen, nun, und dann Braten und Eis.“

„Gut, sehr gut!“ nickte Leo. „Können Sie sich alles dazu Nötige bis dahin verschaffen?“

„Jawohl, gnädiger Herr! Der Herr Rentmeister kennt unsere Bezugsquellen, und wenn er die Sachen heute verschreiben läßt, habe ich am Freitag alles, was ich brauche, hier. Als Braten dachte ich mir Rebhühner, und ich —“

„Die schieße ich ihnen selber,“ unterbrach er sie.

„O da werden sie den Herrschaften schmecken. Aber, gnädiger Herr, sicher muß es sein,“ drohte sie schalkhaft mit erhobenem Finger.

„Jaja! ich liefere Ihnen so viel in die Pfanne, wie Sie haben wollen. Oder denken Sie, ich träfe nichts?" lächelte er.

„Gott soll mich bewahren!" wehrte sie erschrocken ab, „es ist nur, daß ich nicht in Verlegenheit gerate."

„Das sollen Sie gewiß nicht; verlassen Sie sich auf mich, wie ich mich auf Sie verlasse, Mamsell Buschberg!"

„Freut mich sehr, gnädiger Herr! Soll ich Doppelgerichte geben, ich meine, bei jedem Gange zwei verschiedene Schüsseln anrichten?"

„Machen Sie das, wie Sie wollen; ich weiß mich bei Ihnen in den besten Händen," sprach er freundlich.

„Der gnädige Herr sind zu gütig," erwiderte sie verschämt. „Ich werde alles tun, was ich kann, um mit dem ersten Diner des Herrn Baron Ehre einzulegen."

„Davon bin ich fest überzeugt, Mamsell Buschberg."

„Und um welche Zeit befehlen der Herr Baron das Diner?" sagte sie noch.

„Ja, wann ist denn hier auf dem Lande Dinerstunde?"

„Gewöhnlich um vier Uhr."

„Gut, dann werde ich die Herrschaften auf vier Uhr einladen," versetzte er.

„Haben der gnädige Herr sonst noch Befehle?"

„Nein, ich danke Ihnen."

Nach einer in Ansehung ihrer körperlichen Fülle ziemlich graziös ausfallenden Verbeugung segelte die gute Buschbergen, beglückt durch das ihr geschenkte Vertrauen, davon, um dem Küchenpersonal das bevorstehende große Ereignis feierlich zu verkünden.

Auf dem Wege nach ihrem Bereich begegnete ihr der Kammerdiener. „Daniel, wissen Sie was Neues?" hielt sie ihn an. „Am Sonntag haben wir hier unser erstes Diner."

„Alle Wetter, Mamsell Buschbergen! das wollen wir aber mal fein machen, das habe ich mir schon lange gewünscht," rief er, die Hände wie zu einem schallenden Bravo aufeinander klatschend.

„Nicht wahr?" lachte sie. „Wie steht's mit Ihrem Keller?"

„Großartig, noch reichlicher Vorrat drin von allen Qualitäten," versicherte er, „aber das Menü muß ich wissen."

„Kommen Sie mit in die Küche, da sollen Sie's zu hören kriegen," erwiderte sie, und neugierig folgte Daniel der freudig Erregten.

Leo setzte sich an den Schreibtisch, verfaßte das Telegramm an Hüningen und schrieb die Einladungen, da er gedruckte Karten noch nicht besaß. Dann erteilte er Daniel den Befehl, daß sofort ein Stallknecht satteln und reiten sollte, um zuerst die Depesche zum Bahnhof und dann die vier Briefe an ihre Adressen zu bringen. Pastors wollte er persönlich einladen.

Später, als der Bote längst abgeritten war, fiel es Leo ein, daß er doch auch die Hildenecks einladen sollte. Es würde sie kränken, wenn er sie allein von seiner ersten Gesellschaft ausschlösse, und einer kleinlichen Empfindlichkeit über das nach dem vergeblichen Anpirschen der heißblütigen Radlerin entstandene Gerücht ähnlich sehen. So schrieb er denn auch für diese drei noch eine Einladung und schickte sie zum Briefkasten im Dorf, ihre Bestellung der Post überlassen.

Daß Hüningen seinem Rufe folgen möchte, wünschte Leo nicht bloß seiner selbst wegen, um mit dem Freunde wieder einmal zusammen sein und ihm alles erzählen zu können, was er inzwischen erlebt hatte, sondern auch noch aus einem ganz bestimmten andern Grunde, und der hieß Jukunde von Ravenhorst. Die wollte er ihm zur Tischdame geben und dann aufpassen, ob die beiden sich nicht tief in die Augen und bis ins Herz blicken würden. Das allein war schon ein Diner wert.

Ihn erfüllte jetzt eine heitere Ruhe, und es war, als hätte mit Vollendung des Felsenbaues auch sein vergebliches Hoffen und Sehnen ein Ende gefunden. Wie ein abziehendes Gewitter, das dann und wann noch aus der Ferne leise grollt, verließ ihn allmählich, immer seltener und nur auf kurze Dauer wiederkehrend, sein Herzeleid, das ihn lange Zeit so schwer bedrückt hatte.

Heute wollte er vor Tische noch einen Ritt machen, denn Hüningens telegraphische Antwort konnte frühestens am Nachmittag eintreffen und der reitende Bote kaum vor Abend von den Nachbargütern zurückkommen. Er schwang sich aufs Pferd und ritt ins Feld, wo der Herbstwind über die Stoppeln pfiff und hungrige Krähen mit schwerfälligem Fluge nach Atzung umherstrichen, sich auf den obersten Spitzen der Bäume schaukelten und von dort ihr heiseres Gekrächz erschallen ließen. Er schlug abseits führende Ackerwege ein, um auszuspüren, wo Rebhühner lagen, die er ja in diesen Tagen schießen mußte und von denen auch mehrere Völker nicht weit von ihm aus dem Kartoffelkraut aufschnurrten; sie schienen also noch gut zu halten. Auch ein Hase sprang ihm quer über den Weg, was nichts Gutes verhieß. Sollte das etwa Absagen auf seine Einladungen bedeuten? Nun,

eine von Hildenecks könnte er allenfalls verschmerzen, nur nicht von Hüningen, das sollte ihm leid tun. „Warte nur, du Unheilbringer, dich kriege ich auch noch bei deinen langen Löffeln!" rief er dem Flüchtigen nach.

Aber das arme, unschuldige Häslein hatte nichts Arges wider ihn im Sinne gehabt. Als ihm Daniel nachmittags Hüningens Rückantwort überreichte, lautete sie: Komme Sonnabend und bleibe bis Montag nachmittag. Da rief Leo freudig aus: „Herr von Hüningen kommt, Daniel! Halten Sie sein Zimmer zum Sonnabend bereit. Sie wissen wohl schon, daß wir am nächsten Sonntag Mittagsgäste haben werden."

„Jawohl, Herr Baron!"

„Wenn niemand absagt, sind wir achtzehn Personen. Werden Sie die Bedienung mit Fritz allein besorgen können?"

„O da nehme ich als dritten einen der Gärtnergehilfen dazu, der schon oft mit aufgewartet hat und seine Sache ganz gut macht," erwiderte Daniel. „Wir haben auch eine vollständige Livree für ihn."

„So? das ist mir lieb," sagte Leo. „Decken Sie die Tafel recht hübsch und einladend, auch etwas Silber setzen Sie auf, doch nicht zuviel, und vor allem schöne Gläser, Daniel! Die Auswahl der Weine kann ich wohl getrost Ihnen überlassen."

„Ich glaube, ja, Herr Baron. Ich kenne den Geschmack der Herrschaften aus langjähriger Erfahrung. Aber wollen der Herr Baron nicht vielleicht die eine und andere Sorte vorher probieren?" meinte Daniel.

„Nein, Sie werden schon das Richtige herausfinden. Blumen für die Tafel wird ja der Obergärtner hoffentlich genug in den Treibhäusern haben."

„Zweifellos, Herr Baron; daran hat es nie gefehlt," versicherte Daniel. „Und wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, — es müssen noch eine Menge eleganter Tischkarten vorhanden sein, und der Schreiber des Herrn Rentmeisters versteht sich auf eine sehr gefällig aussehende Rundschrift."

„Gut, daß Sie mir das sagen; ich werde ihm die Liste unserer Gäste zustellen," sprach Leo und entließ mit einer leichten Handbewegung seinen gewandten Haushofmeister.

„Hüningen kommt, Hüningen kommt!" jubelte er, als er wieder allein war. „Was wird Jukunde sagen? Das Lächeln und Leuchten muß ich sehen, wenn er ihr den Arm bietet. Für sie wird es eine große Überraschung sein, er aber wird mit aller Bestimmtheit darauf rechnen, sie zu Tische zu führen, und wenn ich mich darin irre, will ich zu Fisch und Fleisch keinen Tropfen trinken. Und eine Rede werde ich halten, einen Trinkspruch auf die Gäste ausbringen und zwar in Versen! jawohl, in Versen red' ich!"

Am Abend kam der Stallknecht mit den zusagenden Antworten von sämtlichen Geladenen zurück, was Leos gute Laune noch erhöhte. Und das ging am nächsten Tage so weiter. Bei seinem Besuch im Pfarrhause nahmen Pastor und Pastorin seine Einladung, geehrt und erfreut von dieser, noch dazu persönlich ihnen erwiesenen Aufmerksamkeit, mit vielem Dank an, und endlich langte auch Herrn von Hildenecks schriftliche Zusage für sich und seine Damen an. „Wahrhaftig, sie kommen!" sagte Leo, „all Heil, Toska!"

Die nächsten Tage vergingen ihm in Ungeduld und hastiger Geschäftigkeit. Er dokterte an der Tischordnung herum, verwarf heute, was er gestern wunder wie

schlau ausgeheckt zu haben glaubte, und brachte sie zu guter Letzt doch so zustande, daß sie ihn nun unübertrefflich dünkte. Auch der gereimte Trinkspruch verursachte ihm viel Kopfzerbrechen, aber in einem gewissen Trotz, das durchzusetzen, worauf er sich nun einmal gesteift hatte, ließ er nicht davon ab, bis es ihm mit Hängen und Würgen einigermaßen nach Wunsch gelungen war.

Unter den mancherlei Vorbereitungen kam der Sonnabend heran, und der nun allen wirklichen Sorgen Enthobene fuhr frohgemut zum Bahnhof, um Hüningen abzuholen. Sie begrüßten sich beide aufs herzlichste und gedachten während der Fahrt zum Schlosse des Tages, da sie auf diesem Wege zum erstenmal zusammen dahin kutschiert waren.

In der großen Vorhalle ließ es sich die Mamsell Buschberg als waltende Fee des Hauses und des Herdes nicht nehmen, den Freund ihres Herren gebührlich zu empfangen. Er reichte ihr die Hand und sagte: „Na, meine verehrte Mamsell Buschberg, auf ein Diner unter Ihrer Obhut freue ich mich und gebe mich den kühnsten Hoffnungen hin."

„Dann will ich nur wünschen, Herr von Hüningen, daß diese Hoffnungen in keiner Weise getäuscht werden," erwiderte sie geschmeichelt. „Und wenn es vorüber ist, erbitte ich mir Ihr Urteil über unsere Leistungen; ich lege Wert darauf."

„Wirklich? nun, das sollen Sie haben," sprach er. „Aber trauen Sie mir denn ein Urteil darüber zu?"

„Ei, das will ich meinen!" lächelte sie. „Ein Diner für einen Kenner zu arrangieren, —"

„— zu komponieren," verbesserte sie Leo.

„— ist mir eine wahre Freude," schloß sie verbindlich.

Bald saßen die Freunde behaglich am Eßtisch im Gartenzimmer und hatten sich so viel zu sagen, zu fragen und mitzuteilen, daß sie kaum wußten, womit sie beginnen sollten. Das, was Hüningen in seinem warmen Mitgefühl am dringendsten zu wissen begehrte, wie es in Leos Herzen aussah, wagte er nicht anzurühren, ehe ihm dieser nicht selber Andeutungen darüber machte. Aber Leo fing nicht davon an; wie in einem weiten Bogen gingen sie mit ihrer Unterhaltung um diesen einen springenden Punkt ängstlich herum und sprachen von weniger wichtigen Dingen. Hüningen erzählte von diesem und jenem Kameraden auf der Kriegsakademie, vom Manöver und den Quartieren dabei, Leo vom Besuch seiner Mutter und von seinem fröhlichen Erntefest, ohne jedoch Jukundens dabei zu erwähnen.

„Warst du den ganzen Sommer über hier zu Hause auf deinem Posten?" fragte Hüningen ohne jede Absicht.

„Nein, ich war auch einmal verreist," erwiderte Leo sehr ernst. „Ich habe eine Zusammenkunft mit Roderich Hersfeld gehabt."

„In Kassel? und —?" entfuhr es Hüningen besorgt.

„Nein, in Frankfurt, und ich war mit ihm allein," sagte Leo. „Er hatte mich dazu aufgefordert, und trotz meinem inneren Widerstreben gegen diese Begegnung trieb mich die Neugier, etwas von Cornelia zu erfahren, und ich reiste hin."

„Und das Resultat, wenn ich fragen darf?"

„Gleich null. Ich habe nicht ergründen können, ob sie mit ihm glücklich ist oder nicht, muß es aber nach seinen Ansichten über eheliches Leben bezweifeln."

„Ahnt er etwas von deiner Liebe zu ihr?"

„Nicht das geringste."

„Seid ihr als Freunde voneinander geschieden?"

Leo zuckte mit den Achseln und sprach nach einigem Zögern: „Ja, aber ich glaube, — auf Nimmerwiedersehen."

„Und nun?"

„Nichts nun. Meine Hoffnung auf Cornelia ist tot; morgen sollst du hier im Park ihr Grabmal sehen."

„Du hast der Lebenden einen Grabstein gesetzt?" rief Hüningen erschrocken aus.

„Nicht der Lebenden, sondern meiner erstorbenen und begrabenen Hoffnung," gab ihm Leo dumpf und bitter zur Antwort.

„Nach einem kurzen Schweigen sagte Hüningen: Verzeihe mein vieles Fragen, aber du weißt wohl —"

„Ich weiß, brauchst dich nicht zu entschuldigen," unterbrach ihn Leo und hielt ihm sein Glas entgegen. Sie stießen miteinander an und tranken still auf ihre gute Freundschaft.

Leo wurde, nachdem er dem Teilnehmenden über die mit Rod gemachte Erfahrung Rede gestanden hatte, wieder heiterer gestimmt, als hätte er damit die Hälfte seines Leides von sich ab und auf die Schultern des treuen Freundes geladen. Seine Lebensschicksale und Herzenskämpfe hatten ihn zu einem ernsten Manne gemacht, doch war er eine so energische und elastische Natur, daß er, wenn er sich zusammennahm, über zeitweilige Anwandlungen von Schwermut hinwegkam. So auch heute in Gegenwart von Hüningen, dem er den Aufenthalt hier nicht mit Trübsal und Klagen verkümmern wollte und mit dem er sich einen mutwilligen Spaß ausgesonnen hatte.

„Ich kann dir nicht sagen," fing er an, „wie diebisch ich mich freue, daß du gekommen bist. Würdest mir bei

meinem Debüt sehr gefehlt haben, wenn du ausgeblieben wärest."

„Das wird wohl morgen ein Diner in großem Stil?" fragte Hüningen.

„O nein," erwiderte Leo. „Die Buschbergen hat dir übertriebene Erwartungen eingeflößt, wie mir scheint. Wir sind nur achtzehn Personen, die du alle schon kennst." Nun spitzte er die Ohren, ob der Kluge nicht fragen würde: Ist auch Jukunde von Ravenhorst dabei?

Wäre Hüningen in bezug auf sie freien Herzens gewesen, so hätte er nicht nur diese, sondern gewiß noch manche andere Frage nach ihr getan. So aber sagte er mit der Miene eines aufmerksamen Zuhörers und in der Hoffnung, daß Leo von selber ihm die Namen der Gäste mitteilen würde, nur: „Lauter Bekannte?"

„Lauter Bekannte," wiederholte Leo, den Schelm im Nacken, sich auf nichts einlassend, „und trotzdem hat mir die Tischordnung viel zu schaffen gemacht." Auf Hüningens nun noch schärfer gespannten Blick fuhr er hinterhaltig fort: „Ja, so etwas will überlegt sein. Da muß man fein abwägen, was zueinander paßt, was sich mag und was sich nicht mag, damit sich jedermann an seinem Platze wohl fühlt."

„Gewiß da hast du ganz recht," gab ihm Hüningen ungeduldig werdend, zu.

Es war ein neckisches Versteckspiel, das sie gegenseitig miteinander trieben. Jeder wollte den andern zu einer unumwundenen Frage oder einer freiwilligen Äußerung über Jukunde verlocken, aber keiner tat dem andern den Gefallen, darauf anzubeißen. Um der Sache ein Ende zu machen und den ersehnten Namen

aus Leos Munde zu hören, fragte Hüningen kurz entschlossen: „Wen hast du denn mir als Tischdame zugedacht?"

„Fräulein Toska von Hildeneck," beschied ihn Leo mit eherner Stirn und tat schnell einen langen Zug aus seinem Glase, um nicht in ein übersprudelndes Lachen auszubrechen.

Und an dem Platze soll ich mich wohl fühlen! dachte Hüningen, sagte jedoch nichts weiter als: „Hm! na, — wie du befiehlst." Es klang resigniert, aber gefaßt, wie in Unvermeidliches sich fügend.

„Ja, das geht nicht anders," sprach Leo, sich an des lieben Freundes sichtlicher Enttäuschung weidend und daraus erfreuliche Schlüsse auf dessen heimliche Wünsche ziehend. „Übrigens, fidel ist die Toska, brauchst dich mit der Unterhaltung bei ihr nicht abzuquälen."

„Ist doch ein Trost," brummte Hüningen. „Hast du sie zuweilen gesehen?"

„O ja, und wie!" lachte Leo, „laß dir erzählen!" Und nun berichtete er ihm haarklein sein Erlebnis mit Toska im Walde, wie sie mit ihrem Zweirad gestürzt war, er sie auf sein Pferd gehoben und in diesem Aufzuge nach Klein-Geroldsau bugsiert hatte. „Die reine Komödie, sag' ich dir!" schloß er seine sehr anschauliche Darstellung. „Leider," fügte er hinzu, „hatte das lächerliche Abenteuer noch ein für mich nicht angenehmes Nachspiel."

„Wieso?"

„Es entstand gleich danach das Gerücht, ich hätte mir bei der Gelegenheit einen Korb von Toska geholt."

„Du dir von der einen Korb geholt?" platzte Hüningen belustigt heraus. „Wer konnte solchen Unsinn aufbringen?"

„Vermutlich ihre eigene Mutter," meinte Leo.

„Unverschämt!" rief Hüningen entrüstet, „und dann lädst du die Leute noch ein?"

„Erst recht und eben darum!" lachte Leo. „Die anderen sollen daran erkennen, daß das Gerede nur ein albernes Weibergewäsch gewesen und die Tosta mit all ihren verführerischen Reizen ein Racker ist."

Und den setzt er mir an die Seite statt der holden, liebenswürdigen Jukunde, auf die ich mich gefreut hatte wie das Kind auf den heiligen Christ! dachte Hüningen wieder. Leos hartnäckiges und, wie es schien, absichtliches Schweigen über sie war ihm unerklärlich, beinah' unheimlich, da jener doch recht gut wußte, daß ihm Jukunde keineswegs gleichgültig war. Um ihn zum Sprechen von ihr zu zwingen, wollte er noch einen letzten, kühnen Versuch machen.

Mit dem unschuldigsten Gesicht und dem gelassensten Ton, die anzunehmen er fähig war, hub er an: „Sage mal, lieber Bürden, da fällt mir eben ein, — was ist denn aus dem Aquarell geworden, das, wenn ich nicht irre, ein Fräulein von Ravenhorst für dich kopieren wollte?"

Ein Fräulein von Ravenhorst, wenn er nicht irrt! o du Heuchler und Jesuwiter! kicherte Leo in sich hinein. „Ach, das Aquarell im Musikzimmer meinst du?" sprach er kühl. „O das ist so vorzüglich geworden, daß es vom Original nicht zu unterscheiden ist."

„So!"

„Ja!"

Pause. Wieder abgeblitzt! Lautlos wirbelte der bläuliche Rauch der Zigarren empor, und ein Engel flog durchs Gartenzimmer.

Was in aller Welt hat das zu bedeuten? fragte sich

Hüningen, von der dickfelligen Verschlossenheit seines sonst so offenherzigen Freundes mehr und mehr gereizt. Dahinter mußte etwas Besonderes stecken. Hatte er sich, um nicht durch die Ähnlichkeit Jukundens mit Cornelia immer wieder an diese erinnert zu werden, von den Ravenhorsts zurückgezogen, den Verkehr mit ihnen abgebrochen? und war es ihm nun peinlich, ein Wort darüber verlauten zu lassen? Aber wenn auch Ravenhorsts an dem Diner morgen nicht teilnahmen, was er sehr bedauern würde, warum mußte nun gerade diese Toska seine Partnerin sein, auf die sie beide schlecht genug zu sprechen waren? Noch konnte er nicht recht an einen so raffinierten Schelmenstreich seines Freundes glauben, zumal er weder Grund noch Zweck davon einsah. Aber da hieß es nun abwarten und, falls es wirklich bitterer Ernst wurde, gute Miene zum bösen Spiele machen. Heute abend wollte er sich die Laune nicht damit verderben lassen.

Dies geschah auch nicht. Leo merkte die leise Verstimmung des Freundes und sagte sich, daß es nun wohl des Foppens genug sei. Wäre ihm Hüningen jetzt mit der direkten Frage auf den Leib gerückt: kommt denn Jukunde morgen nicht? kann ich denn die nicht zu Tische führen? würde er ihm geantwortet haben: na, beruhige dich nur! sollst sie haben, das versteht sich doch von selbst; ich habe ja nur gespaßt und dir mit der Toska einen kleinen Schreck einjagen wollen. Aber Hüningen schwieg, weil er seinem sorgsamen Wirte in die gewiß wohlüberlegte und mühevoll aufgestellte Tischordnung nicht hineinreden wollte, und Leo wußte, daß er seinen trauten Gast durch die angenehme Überraschung morgen für die heute ausgestandene Marter doppelt und dreifach entschädigen und sofort versöhnen würde. Das Ge-

spräch wandte sich auf andere, beide in gleichem Maße heiter anregende Dinge, und bei seiner immer lebhafteren Entfaltung herrschte nun wieder ein durch keinen Mißklang beeinträchtigter Frohsinn unter ihnen. Die Mitternacht war nicht mehr fern, als sie sich endlich vom Tisch erhoben und über einen guten Treppenwitz Hüningens noch herzlich lachend zur Ruhe gingen.

Zwölftes Kapitel.

Vom Turme der Dorfkirche tönte durch die Stille des Sonntagmorgens das Geläut der Glocke, die der ländlichen Gemeinde das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes gab, aber der Majoratsherr und Patron folgte dem Rufe seiner Schutzbefohlenen heute nicht. Teils nahmen ihn die letzten Vorbereitungen zum Empfang und zur auserlesenen Bewirtung der erwarteten Gäste in Anspruch, teils wollte er sich soviel wie möglich seinem beherbergten Freunde widmen.

Als die Glocke verstummt war, meinte Hüningen: „Es ist gutes Wetter, wenn auch etwas kühl und windig; wie wär' es mit einem Gang durch den Park? Du wolltest mir das Denkmal zeigen, von dem du gestern sprachest."

Leo zauderte, unschlüssig, mit der Antwort und sagte dann: „Tu' mir die Liebe und geh' allein; ich möchte es heute nicht sehen. Die Erinnerungen, die mich dort stets umschweben, würden mich den ganzen Tag verfolgen und mich auch bei Tische nicht verlassen."

„Das versteh' ich," nickte Hüningen. „Du wirst auch noch mancherlei hier zu besorgen haben, und ich werde mich auch ohne dich hinfinden."

„Du brauchst dich nur halbrechts vom Teiche zehn Minuten lang auf dem sanft gebogenen Wege zu halten, dann kannst du nicht irren und erblickst den weit sichtbaren Hügel mit der alten Buche schon von fern," unterwies ihn Leo. „Dort steht das Denkmal; schau es dir an, aber sprich mir heute kein Wort mehr davon."

„Wie du willst," erwiderte Hüningen. „Wenn ich von der Rekognoszierung zurück bin, triffst du mich in der Bibliothek, aber kümmere dich nicht um mich, die Zeit wird mir nicht lang werden."

„Nein, nachher lasse ich dich nicht mehr allein," versicherte ihn Leo.

Hüningen ging in den Park und fand gleich den rechten Weg zu seinem Ziele. Gemach schritt er den Hügel hinan, das ragende Steingebilde schon beim langsamen Näherkommen anstaunend. Oben stellte er sich in einiger Entfernung davon auf und betrachtete es, seltsam ergriffen von dem tiefen Eindruck, den es mit seiner Größe und seinem düsteren Ernst auf ihn machte. „Wie malerisch und poetisch nimmt es sich aus an dieser vorzüglich gewählten Stelle und in dieser reizvollen Umgebung!" sprach er, in den Anblick versunken. „Und wie geschickt ist es aufgebaut, als wäre es gewachsener Fels, nicht in einzelnen Blöcken herbeigeschleppt und künstlich zusammengefügt! Aber ein sonderbarer Einfall bleibt es doch, solch ein stumm redendes, ewig mahnendes Denkmal unglücklicher Liebe aufzurichten statt sie aus dem Herzen mit Stumpf und Stiel auszuroden und im Gedächtnis spurlos zu verlöschen. Hier wird er die Erinnerung daran niemals los, sie wird ihn bedrücken und

quälen und ihn seines Lebens nicht froh werden lassen. Und es können Zeiten kommen und Verhältnisse eintreten, wo ihm dieses Memento sehr unbequem wird und wo er es mit ebenso großen Mühen und Kosten entfernen wird, wie er zu seiner Herstellung aufwenden mußte. Denn wenn er, so weit er auch diesen Gedanken jetzt noch von sich weist, später einmal eine andere an seinem Arme durch den Park führt, darf sie dieses Zeugnis einer früheren Leidenschaft nicht mehr vorfinden. Und die geschliffene, noch unbeschriebene Fläche dort auf dem Granit, — ist die etwa gar dazu bestimmt, den Namen der Geliebten zu tragen? Was will er denn antworten, wenn ihn einer seiner Nachbarn nach der Lösung dieses Rätsels fragt? soll er dann ihr und sein Geheimnis preisgeben? Unmöglich! Schade, daß ich vor der Ausführung der abenteuerlichen Idee nicht hier war, ihm nicht davon abraten, ihn nicht daran hindern konnte!"

Er schlug den Kragen seines Paletots hoch, setzte sich auf die Bank unter der winddurchbrausten Buche und schaute sinnend in den herbstlich bunt gefärbten Park. „Ein entzückender Platz," fing er wieder an, „wie geschaffen zum Träumen, zum Pläneschmieden und Entschlüssefassen, wie auch zum Plaudern und Kosen und Dichtaneinanderschmiegen von zweien, die sich lieben. Ach, ich wüßte wohl eine, mit der ich hier sitzen möchte am heißen Sommertag unter diesem schattenden Laubdach oder in mondbeglänzter Zaubernacht beim süßen Tandaradei der Nachtigall. Aber ob sie wohl auch solch holden Wunsch in ihrem Herzen hegt? heute, in wenigen Stunden.." Er strich sich mit der Hand über die Stirn und sprang auf. „Man wird wahrhaftig zum Narren und Phantasten an diesem verführerischen Orte, wo

Luft und Duft im Lenz der Sehnsuchtshauch unvergänglicher Liebe umwittert."

Er wandelte den Hügel hinab und tiefer in den Park hinein, von Gedanken und Hoffnungen begleitet, deren berückendem Geflüster er nur zu gerne lauschte.

Unterdessen waren im Schlosse alle Hände in rühriger Tätigkeit. In der Küche wurde gesotten und gebraten, in den Anrichteräumen Gläser und Silber geputzt und oben im Speisesaal von Daniel und Fritz die Tafel gedeckt und von dem zur Aufwartung herangezogenen Gärtnergehilfen mit Blumen geschmückt.

Leo in seiner fieberhaften Aufregung vor dem ersten, festlichen Gastmahl unter seinem Dache lief treppauf, treppab, hin und her, um überall nach dem Rechten zu sehen, Dinge anzuordnen, die sich von selbst verstanden, und Auskünfte zu verlangen, die ihm niemand geben konnte. Als er zum dritten Male mit einer ganz überflüssigen Frage in der Küche erschien, pflanzte sich die Mamsell Buschberg gravitätisch vor ihm auf und sagte mit höflichem, aber resolutem Ton: „Gnädiger Herr, es wird alles zur rechten Zeit fix und fertig sein. Der Herr Baron brauchen sich nicht zu sorgen, können ruhig noch einen Spazierritt oder einen Gang durch den Park unternehmen, um sich Appetit zu machen."

„Mit anderen Worten, Sie möchten mich aus dem Schlosse los sein, nicht wahr?" lächelte er.

„Gesagt habe ich das nicht, gnädiger Herr!" erwiderte sie, sehr vergnügt, daß er sie so gut verstanden hatte.

„Aber gedacht und gewünscht, Mamsell Buschberg!" lachte er so hell heraus, daß sie mitlachen mußte. „Nun, ich gehe schon und werde Sie nicht weiter belästigen," fügte er gutmütig hinzu. Wie ein geschlagener Feind

räumte er das Feld und kam seiner Höchstkommandierenden nicht wieder ins Gehege.

Er zog sich in sein Zimmer zurück, schritt dort auf und ab, ging dann ins Musikzimmer, kramte im Notenregal herum, sah nach, ob auch die Aquarelle alle hübsch gerade hingen, und trat zwischen all diesem geschäftigen Müßigsein auch ein paarmal auf die Veranda, um nach Hüningen auszuschauen. Dann hielt er sich wieder in seinem Zimmer auf, überhörte sich seinen Trinkspruch und streckte sich endlich auf die Chaiselongue, oftmals ungeduldig nach der Uhr sehend. Nach einiger Zeit kam, von Daniel abgesandt, der jüngere Diener Fritz und fragte, ob der Herr Baron nicht die Güte haben wollte, die Plätze an der Tafel zu bestimmen, weil sie Daniel seiner Dispositionen wegen gern wissen möchte.

Leo ging hinauf in den Speisesaal und legte nach seiner Liste die sauber und ansprechend geschriebenen Tischkarten auf die Champagnerkelche vor den Gedecken. Als er die für Hüningen und Jukunden nebeneinander reihte, flog ein spitzbübisches Lächeln über seine Züge. Er hatte die beiden links sich schräg gegenüber gesetzt, damit er sie beobachten und Jukundens Antlitz sehen konnte, wenn sie sich miteinander unterhielten.

Wieder herabgekommen fand er Hüningen in der Bibliothek. Er bot ihm eine Zigarre an, steckte sich selber eine an und gab sich einem harmlosen Geplauder mit ihm hin, wobei jedoch des Denkmals verabredetermaßen mit keinem Worte gedacht wurde.

Nachdem sie dort geraume Zeit gesessen hatten, erhob sich Hüningen, um sich, wie er sagte, etwas aus seinem Zimmer zu holen. Leo aber fiel es plötzlich ein, daß er oben doch noch einmal nachsehen müßte, und wenige Minuten nach Hüningen stieg auch er die Treppe

hinan. Als er den Korridor entlang schritt, trat Hüningen aus der Tür des Speisesaales, bei der unvermuteten Begegnung erschreckend wie ein auf verbotenen Wegen Ertappter.

„Was hast du denn im Speisesaal zu suchen?" fragte Leo mit erheuchelter Verwunderung, denn er hatte des Freundes Absicht sofort durchschaut.

„O, ich wollte mich nur an dem Anblick der gedeckten Tafel erfreuen," gab ihm Hüningen nicht ohne einige Verlegenheit zur Antwort, während es in seinen Augen drohend wetterleuchtete.

„Nun? zufrieden?" forschte Leo mit lauerndem Blick.

„Ja, sehr! — mit allem!" sprach Hüningen kurz und bestimmt. „Aber weißt du, was du bist? — ein niederträchtiger Folterknecht."

„Oho! wieso denn?"

„Von wegen Toska, du schauderhafter Ränkeschmied!"

„Ach so! nun, ich habe dich neben ein Fräulein von Ravenhorst gesetzt, die du ja, wenn ich nicht irre, schon kennst," sagte Leo, die gestern von Hüningen gebrauchten Worte spöttisch betonend, worauf sie sich beide ins Gesicht lachten wie die Auguren im alten Rom.

„Habe Dank!" sprach Hüningen dann.

„Bitte! 's ist gern geschehen," erwiderte Leo. „Aber nun mußt du mich von einem Gelübde entbinden. Ich habe mir nämlich geschworen," fuhr er auf Hüningens neugierigen Blick fort, „zu Fisch und Fleisch heute keinen Tropfen zu trinken, wenn du mir das glaubtest, was ich dir gestern Abend aufgebunden habe."

„Eigentlich sollte ich dich zur Strafe für dein heimtückisches Bangemachen in dem Wahne, daß ich es geglaubt hätte, lassen und dich damit zu durstgequälter Enthaltsamkeit verdammen, aber ich will großmütig sein,"

sprach Hüningen. „Meinetwegen kannst du so viel trinken, wie du Lust hast, denn ich habe es nicht geglaubt, habe dir eine so raffinierte Bosheit im Ernst nicht zugetraut."

„Du hast ja ein ziemlich reichhaltiges Wörterbuch von Ehrentiteln für mich," sagte Leo in rosigster Laune.

„Verdient hast du noch viel schlimmere," lachte Hüningen, „aber hier meine Hand! ich verzeihe dir deine abscheuliche Hinterlist, weil du sie mit einem so liebenswürdigen fait accompli wett gemacht hast."

Damit war der Friede geschlossen, und Hüningen war zufolge der im Speisesaal erlangten Gewißheit, heute Jukunden an seiner Seite zu haben, aus der Maßen lustig.

Dreizehntes Kapitel.

Zur bestimmten Zeit trafen die Gäste allmählich ein. Vor dem Schloßportal fuhr ein Wagen nach dem andern vor, auch Leos eigener, mit dem er Pastors vom Pfarrhause hatte abholen lassen. Es gab immer wieder neue freundliche Begrüßungen, denn man war sich allseitig bekannt, und auch Hüningen brauchte keinem der Ankommenden mehr vorgestellt zu werden.

Die Hildenecks benahmen sich völlig unbefangen, als wenn nichts geschehen und nichts gemunkelt wäre. Sie mischten sich mit staunenswerter Sicherheit in die heiter plaudernden Gruppen, und mit dem feinen Takt gebildeter und wahrhaft vornehmer Leute ließ niemand in diesem Kreise sie empfinden, daß man von dem bedenklichen Vorfall im Walde und dem daran geknüpften Gerede wußte. Toska, die in einem ausgeschnittenen, vorzüglich sitzenden Kleide zum Entzücken schön aussah, befleißigte sich einer merklichen Zurückhaltung, war aber munter und vergnügt wie die übrigen. Die von allen hochgeschätzten Pastor Wallmann und seine Gattin wurden mit großem, freundschaftlichem Entgegenkommen

empfangen, und der würdige Geistliche fand sich leicht in den ihm schon gewohnten scherzhaften Ton dieser genußfrohen Weltkinder, während sich die liebe, gute Frau Pastorin anfangs ein wenig geniert zu fühlen schien. Bald aber taute sie auf und nahm an der allgemeinen Fröhlichkeit ungezwungen teil.

Als die Ravenhorst in das Musikzimmer, wo man sich versammelte, eintraten, erspähte Leo mit seinem scharf darauf gerichteten Blick das jungfräuliche Erröten, das Jukundens Wangen überfloß, sobald sie Hüningens ansichtig wurde. Der sich im nagelneuen Waffenrock sehr vorteilhaft Präsentierende näherte sich ihr sofort und unterhielt sich mit ihr, ohne ihr jedoch zu sagen, daß er die Ehre haben würde, sie zu Tische zu führen.

Nachdem als die letzten auch Herr und Frau von Trommlitz angelangt waren und sich der durch ihr immer etwas geräuschvolles Erscheinen jedesmal entstehende Tumult gelegt hatte, ordneten sich die Paare zum Gange nach dem Speisesaal. Leo als Wirt eröffnete den Reigen mit der schönen, noch jugendlich aussehenden Gräfin Minnersleben, und es war ein anziehendes Bild, wie die Herren mit den reich geschmückten Frauengestalten am Arm — seit langen Jahren zum ersten Male wieder — durch die altertümliche Vorhalle die breite, schwere Eichentreppe empor, in feierlichem Zuge dahinschritten.

Die rings mit Blumen bestreute Tafel, die noch nicht die Hälfte des großen, glänzend erleuchteten Saales einnahm, blinkte und blitzte von Silber und Kristall, und von den Wänden schauten die Vorfahren aus ihren Rahmen auf das anmutende Gepränge, das sich ihnen in ganz anderen Formen darbot, als sie es kannten, verwundert herab. Auch sie hatten alle, wenn auch zu ver-

schiedenen Zeiten, einst in diesem Saale fröhlich geschmaust, gescherzt und gelacht.

Als die Gesellschaft Platz genommen hatte, blickte Leo mit stiller Befriedigung rechts und links über seine Gäste der Reihe nach hin, und da wollte es ihm scheinen, als hätte ihn aus einem Paar dunkler Augen, die denen einer Fernen glichen, ein schneller Blick getroffen, der von Glück und Dankbarkeit sprach.

Die Herren steckten sich, Leos Beispiel folgend, statt der Orden, die sie heute nicht trugen, eine Blume in das Knopfloch ihres Frackes, die Damen entledigten sich ihrer langen Handschuhe, und die Unterhaltung fing an, vom einen bis zum andern Ende des Tisches ihre schwirrenden, summenden Schwingen zu erheben, erst gedämpft, dann immer lauter und fröhlicher klingend.

„Soll mich mal wundern, lieber Bürden," hub Frau von Trommlitz ihm zur Linken in ihrer burschikosen Weise an, „wie Sie sich zum ersten Male heute aus der Affäre ziehen werden. Haben doch wohl ein bischen Manschetten, ob alles glücklich abläuft? aber das kann ich Ihnen sagen, Vertrauen hab' ich zu der Sache."

„Sehr gütig, gnädige Frau!" erwiderte Leo. „Die Verantwortung muß ich ja tragen, aber eine Bürgschaft, daß jeder Gang und jede Schüssel ohne Fehl' und Tadel ausfällt, kann ich beim besten Willen nicht übernehmen."

„O in der Beziehung verlasse ich mich auf die gute Buschbergen," lachte sie, „aber die Qualität der Verpflegung steht ja erst in zweiter Linie."

„Das ist auch meine Meinung, Frau von Trommlitz," fiel die Gräfin Minnersleben ein, „denn darauf allein kommt es doch nicht an, um sich bei Tische wohl und behaglich zu fühlen."

„Könnten Sie mir nur sagen, gnädigste Frau Gräfin," lächelte Leo, „auf was es ankommt, um ein Gastmahl recht erfreulich zu machen."

„Ich will es versuchen," erwiderte die für das Anordnen kleiner, intimer Diners als Vorbild geltende Aristokratin. „Vor allem kommt es auf die Zusammensetzung der geladenen Gesellschaft an. Am vergnügtesten wird es immer, wenn sich alle Teilnehmer schon kennen und in der gesellschaftlichen Rangliste auf annähernd gleicher Stufe stehen. Sodann ist ein sehr wesentliches Moment eine wohlüberlegte Tischordnung, die richtige Placierung der Gäste; die Nebeneinandersitzenden müssen sich geistig wahlverwandt, womöglich auch gegenseitig sympathisch sein. Sind diese Bedingungen erfüllt, so hat der Wirt schon halb gewonnen Spiel und braucht sich um die Unterhaltung seiner Gäste nicht weiter zu sorgen."

„Wollen Sie damit den Gastgeber von allen sonstigen Verpflichtungen zum Gelingen eines Banketts entlasten?" fragte Leo.

„Der Hauptsache nach, ja!" versetzte sie. „Natürlich müssen Speise und Trank genießbar, besser noch gut, sehr gut, die Weine gehörig temperiert sein, die Bedienung lautlos, gewandt und flink vor sich gehen. Nun, das ist ein Rezept, leicht genug ausgeführt, sobald die Mittel dazu vorhanden sind und — das rechte Verständnis dafür. Dazu ein gefälliges Arrangement der Tafel, schöne Geräte und doch kein ungebührlicher Überfluß, wie er sich bei Emporkömmlingen breit macht. Wir verwöhnten, in Luxus lebenden Menschen machen, mit Recht oder Unrecht, Anspruch auf solche Äußerlichkeiten, die zur Pflege einer traulichen Geselligkeit zwar nicht notwendig und unerläßlich sind, aber doch viel zu ihren Freuden bei-

tragen. So wie das alles hier bei Ihnen ist, sehen Sie, so lieb' ich es!"

Leo verneigte sich dankbar gegen seine huldvolle Nachbarin und sagte: „Das ist alles nicht mein Verdienst, gnädigste Frau Gräfin. Ich habe gut geschulte Leute, die das schon unter den alten Herrschaften hier gelernt haben, und so ist die Aufgabe, Wirt zu sein, eine für mich sehr bequeme."

„Ja, sollen denn die Gäste das peinliche Gefühl haben, dem Wirte durch Annahme seiner Gastfreundschaft Unbequemlichkeiten zu verursachen?"

„O nein, aber dabei komme ich mir vor, als säße ich hier selbst als ein geladener Gast und —"

„So soll es auch sein," unterbrach sie ihn lebhaft. „Der Wirt muß sich scheinbar um gar nichts kümmern, es muß ohne die geringste Kontrolle, ohne sichtbare Mitwirkung seinerseits alles am Schnürchen gehen, so daß, wenn es nicht jedermann wüßte, niemand merkte, welcher von allen am Tische der Wirt ist."

„Nun, dann werde ich mich öfter bei mir einladen," lachte Leo. „Selbstverständlich stets mit so verehrten und liebenswürdigen Gönnern und Gönnerinnen wie heute," fügte er verbindlich hinzu.

„Dazu kann ich Ihnen auch nur raten," lächelte die Gräfin. „Doch müssen auch die Gäste das Ihrige tun. Ich kenne ein Speisezimmer, an dessen Wänden oben ein mit Rosen und Efeu umrankter Fries von Sinnsprüchen entlang läuft. Einer davon, der das ausdrückt, was ich eben andeutete, lautet:

Kommet, ihr Gäste, Wirt will ich sein,
Bringet das Beste selber herein!"

„Auch ich kenne jenen Speisesaal, Frau Gräfin," fiel ihr Nachbar zur Rechten, Herr von Ravenhorst ein, „und

kann Ihnen noch zwei von den Sinnsprüchen aus dem Gedächtnis aufsagen. Der eine heißt:

Führt die Becher froh zum Munde, redet, wes das Herz ist voll,
Und gebeut der guten Stunde, daß sie langsam fließen soll."

„Nun? und der andere?"

„Einen Augenblick!" Er besann sich kurze Zeit und sprach dann: „Der andere lautet:

Tu mir kund Herzensgrund, süßer, roter Frauenmund!
Halte Stand bis zum Rand, alte, treue Freundeshand!

Gefällt Ihnen das nicht?" fragte er. „Wein, Weib, Gesang, die drei müssen doch immer vereint sein, wenn Menschen recht fröhlich sein wollen."

„Gewiß!" nahm die Gräfin wieder das Wort, „Poesie und Musik geben auch dem einfachsten Mahle einen Reiz, der durch nichts anderes zu ersetzen ist. Übrigens habe ich meinen vorigen Bemerkungen noch etwas hinzuzufügen," fuhr sie fort. „Ich sprach bisher immer nur von dem Wirte, nicht von der Wirtin, der alles bedenkenden Hausfrau, deren Schalten und Walten man hier keineswegs vermißt, der aber, wo sie die berufene Ordnerin und Leiterin ist, eine solche Veranstaltung doch etwas schwerer auf den Schultern liegt als dem Herrn Gemahl, der das Seinige getan zu haben glaubt, wenn er günstigen Falles für Wein und Zigarren gesorgt hat. Also alles, was ich vom Wirte sagte, gilt, und in noch höherem Grade, auch für die Wirtin. Auch sie muß die vollkommenste Ruhe bewahren und ganz so tun, als ginge sie die Sache eigentlich nichts an."

Leo wußte, daß diese Hindeutung auf die fehlende Wirtin nicht einer versteckten Neugier auf die künftige Schloßherrin von Finkenwalde entsprang, war aber doch froh, daß ihm der gegenübersitzende Freiherr von Greifen-

stein mit einer Antwort darauf zuvorkam, indem er, sich einmischend, sagte: „Ich bin Ihrem Gespräche mit Herrn von Bürden aufmerksam gefolgt, Frau Gräfin, und pflichte Ihnen vollständig bei, daß man eine Wirtin bei dieser ausgezeichneten Aufnahme hier durchaus nicht vermißt, um so weniger vermißt, als sie eine uns noch unbekannte Größe ist, die in unserer Vorstellung individuell noch gar nicht existiert. Sie gingen davon aus, auf was es ankäme, ein Gastmahl möglichst erfreulich zu machen. Und da, verzeihen Sie, haben Sie einen sehr wichtigen Faktor anzuführen vergessen oder, wie ich vermute, in heroischer Selbstverleugnung absichtlich unerwähnt gelassen, und zwar gerade, wenn ich mich so ausdrücken darf, das unentbehrlichste Requisit einer herzerfreuenden Geselligkeit, die Gegenwart der Frauen."

„Herr von Greifenstein, was hören meine Ohren?!" lachte die Gräfin. „Ich wußte bisher nicht, daß Sie ein Verehrer des schwachen, nach Ihrer Meinung so sehr schwachen Geschlechtes sind."

„Aber ich bitte Sie, gnädigste Gräfin," erwiderte er, „es kann keinen größeren Verehrer des schönen Geschlechtes geben. Ich bin daher unserm liebenswürdigen Wirt doppelt dankbar, daß er uns, obwohl es für ihn als Garçon ziemlich nahe lag, nicht zu einem Herrendiner, — in Paranthese: ich kenne kaum etwas Langweiligeres — sondern zu einem Gastmahl mit Damen geladen hat, denn ich bewundere die Tugenden und glänzenden Eigenschaften der Frauen, deren so viele sind, daß ich sie unmöglich alle aufzählen kann."

„Und dabei macht er wahrhaftig ein ganz ernsthaftes Gesicht!" warf Frau von Trommlitz dazwischen.

„Nur eine der hervorragendsten und bezaubernsten möchte ich Ihnen nennen," fuhr Greifenstein nach einem



Aber Robert ließ sich nicht stören; er erfaßte sein noch unberührtes Champagnerglas und fing an:

(S. 197.)

listigen Blick auf die Unterbrecherin unentwegt fort. „Das ist der ihnen angeborene, alles belebende und erfrischende, gar nicht hoch genug zu schätzende Widerspruchsgeist der Frauen, der —"

„Aha! jetzt kommt der Fuchs aus dem Loch heraus," rief die alte Trommlitzen wieder.

„— der der Unterhaltung erst die rechte Würze verleiht, das attische Salz beimischt und sie zu einem fröhlichen Scharmützel macht, aus dem die Frauen mit ihrem unparteiischen Gerechtigkeitssinn und ihrer unwiderlegbaren Logik stets als Siegerin hervorgehen. Habe ich denn nicht recht, meine Herren," schloß er mit einem sarkastischen Lächeln um den feingeschnittenen Mund, „wenn ich behaupte, daß die Frauen die eigentliche Quintessenz unserer Geselligkeit sind?"

Die Nahesitzenden stimmten ihm mit verständnisvollen Blicken entschieden zu und lobten sein beredtes Eintreten für die freudebringende Gegenwart der Frauen, nur seine eigene Gemahlin nicht. Mit einem ihr gutstehenden mokanten Übermut sprach sie: „Ja, wenn das nur seine wahre Meinung wäre! aber ich protestiere gegen das ihm erteilte Lob, denn alles, was er da vorgebracht hat, ist eitel Ironie und Satire."

„Nun, liebe Freundin Ferdinande, da hätten wir ja den erfrischenden, nicht hoch genug zu schätzenden Widerspruchsgeist aus reinster und nächster Quelle," spöttelte Herr von Ravenhorst.

Alles lachte, sie selber auch, und die Erörterungen über die vielumstrittene Frage pflanzten sich auf dieser Seite der Tafel noch weiter fort.

Leo hatte dazu geschwiegen und an jene unbekannte Größe, von deren Existenz man sich hier keine Vorstellung machen konnte, mit der heimlichen Frage gedacht, ob wohl

auch in ihr der Geist des Widerspruchs wohnte. Zugleich hatte er unterdessen ein wachsames Auge auf seine Gäste an dem anderen Flügel des Tisches gehabt und mit Befriedigung wahrgenommen, daß man sich dort ebenso gut unterhielt und Scherz und Lachen erscholl. Mehrmals hatte er auch verstohlen zu Hüningen und Jukunde hinübergeschielt und die beiden in eifriges Gespräch vertieft gefunden mit lächelnden Lippen und redenden Augen.

Man war jetzt beim Fisch; es gab als Doppelgang, den sich die Mamsell Buschberg nicht hatte versagen können, Forellen und Seezunge und dazu in schön geformten, zierlichen Gläsern einen köstlichen Moselwein. Leo saß still und nachdenklich, bis ihn Frau von Trommlitz aus seinem Brüten mit der Ansprache aufrüttelte: „Sie maikäfern wohl, Bürden? Wenn Sie fertig sind, dann schießen Sie nur los! der Augenblick ist günstig und die Stimmung schon einigermaßen gehoben."

„Ich will nur warten, bis der Fischgang vorüber ist, um die Herrschaften nicht beim Essen zu stören," erwiderte er.

„Das gefällt mir von Ihnen," sagte sie. „Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich mitten im Essen die Gabel niederlegen und das Gericht auf dem Teller kalt werden lassen muß, um einen langatmigen Trinkspruch anzuhören. Das ist eine Unachtsamkeit und Ungeschicklichkeit mancher Tischredner, die den schärfsten Tadel verdient. Mein Mann begreift das nie, oder er denkt nicht daran und platzt mit seiner Standpauke los, wie es ihm beliebt."

Nachdem die Teller mit den silbernen Fischbestecken ringsum abgeräumt waren, schlug Leo ans Glas, erhob sich und sprach:

„Der Einsiedler tut sich neigen
Den edlen Herrn und Frau'n
Und seine Freude zeigen,
Euch hier am Tische zu schau'n.
Er fühlt die Gunst und Ehre,
Die ihr ihm heut erweist,
Als ob mit euch wiederkehre
Des Hauses guter Geist.

Lang ist durch diese Hallen
Keine seidne Schleppe gerauscht,
Lang hier kein Wort gefallen,
Dem Frauenohr gelauscht.
Doch nun seid ihr erschienen
In dem verwunschenen Schloß,
Und treulich will euch dienen
Des Stammes letzter Sproß.

Weit über all mein Hoffen,
Anwartschaft und Gebühr
Fand ich bei euch mir offen
Gastfreundlich Tor und Tür,
Auf daß an eurem Herde,
In eurem Kreise geschwind
Der Fremdling heimisch werde,
Kam er in Wetter und Wind.

Dafür euch Dank zu sagen
Lud ich zu mir euch ein,
Euch Hand in Hand zu schlagen,
Gut Freund mit euch zu sein.
Das Glas führ' ich zum Munde
In froher Gäste Schar
Und bring' aus Herzensgrunde
Den Willkommstrunk euch dar."

Die schlichten Verse und ihr ungekünstelter Vortrag hatten die Hörer angenehm berührt. Wer ihn vom Platz aus erreichen konnte, hielt Leo das Glas zum Anklingen hin, und die nächsten Herren drückten ihm die Hand,

während die ferner sitzenden ihm salutierend zutranken. Höchst verwundert sah ihn Hüningen an, als wollte er sagen: das ist mir ja ganz was Neues an dir! Leo, seinen Blick verstehend, nickte ihm lachend zu und schwang auch Jukunden sein Glas mit ritterlichem Gruß entgegen.

„Das haben Sie famos gemacht, lieber Freund!" sagte Frau von Trommlitz. „Aber nun habe ich eine Heidenangst vor meinem Alten, daß ihn Ihre poetischen Lorbeeren nicht schlafen lassen. In seinen jungen Jahren konnte er manchmal ganz hübsche Verse machen, wenn er sich Mühe gab und sich ordentlich vorbereitete, aber das hat er schon lange nicht mehr getan."

Der Oberstleutnant saß mitten zwischen den jungen Mädchen und unterhielt sie mit seinem jovialen Husarenhumor so ausgezeichnet, daß sie nicht aus dem Lachen herauskamen. Besonders mit Tosta, auf deren weißem Hals und runden Schultern er seine zwinkernden Äuglein mit Wohlgefallen ruhen ließ, stritt und neckte er sich, aber sie blieb ihm bei dem Geplänkel nichts schuldig, und sie wurden dabei gute Freunde.

Pastor Wallmann, der sich gern mit Botanik beschäftigte, sprach von den auf die Tafel gestreuten Blumen und nannte seiner Tischnachbarin, Frau von Hildeneck, die fremd klingenden Namen. Seine Frau aber sagte: „Die alten deutschen Blumennamen, die im Volksmunde noch fortleben, sind mir lieber, Namen wie Wegewart, Männertreu, Frauenschuh, Sonnentau, Maßholder, Himmelsschlüsselchen und viele andere."

„Ach ja! und Gänseblümchen, Vergißmeinnicht, Braut im Haar. Da haben Sie recht, Frau Pastorin, wie süß und hochpoetisch klingt das!" sprach Frau von Hildeneck mit schwärmerischem Augenaufschlag.

„Da Sie so gut mit den Pflanzen Bescheid wissen, Frau Pastorin, kennen Sie auch wohl die Namen unserer einheimischen Vogelarten, besonders unserer Singvögel?" fragte Herr von Hildeneck.

„Ei gewiß! das sind meine Lieblinge," erwiderte sie, „und im Winter streue ich ihnen fleißig Futter, damit die armen Tiere nicht verhungern und elend verkommen."

„Das ist brav von Ihnen," sprach Hildeneck. „Sie glauben gar nicht, von welch enormer Wichtigkeit die Vögel für die Landwirtschaft und Obstzucht sind, welchen ganz unberechenbaren Nutzen sie uns da stiften."

„O das weiß ich wohl, Herr von Hildeneck," sagte sie.

„Wenn nur die Italiener nicht wären," fuhr er fort, „die jährlich hunderttausende wegfangen, wenn sie auf ihrem Wanderzuge aus dem Süden heimkehren! Zentnerweise bringen diese Barbaren getötete Singvögel zu Markte."

„Der Mensch entvölkert überhaupt die Erde in unverantwortlicher Weise," fiel der Pastor ein. „Auch Waldblumen und Alpenpflanzen rauft er massenhaft mit den Wurzeln aus und vertilgt sie. Vor allem aber wie viele Tiergeschlechter hat er schon ausgerottet, und wie manche gehen, von erbarmungsloser Jagdwut verfolgt, ihrem baldigen Aussterben entgegen, unter anderen auch Pelztiere und Vögel mit prächtigem Gefieder, die der Eitelkeit und der Modenarrheit geopfert werden."

„So ist es," stimmte Hildeneck zu, „und wenn es sich noch bloß um Raubzeug handelte."

„Auch das sogenannte Raubzeug ist unentbehrlich im großen Haushalt der Natur, Herr von Hildeneck," entgegnete der Pastor. „Jedes Gottesgeschöpf hat ein ebenso heilig verbrieftes Recht auf das Leben wie es die sichere Aussicht auf den Tod hat, doch soll er ein natürlicher,

nicht gewaltsam herbeigeführter sein. Nur die Notwehr oder der Trieb zur Erhaltung des eigenen entschuldigt die Vernichtung eines anderen Daseins. Und soll denn alles, was existiert, nur danach abgeschätzt werden, ob es dem Menschen Nutzen oder Schaden bringt? Das grimmigste Raubtier auf Erden ist der Mensch."

Sie konnten das Gespräch nicht fortsetzen, denn Graf Minnersleben hatte sich erhoben, um dem Wirt und Schloßherrn für seinen freundlichen Willkommstrunk im Namen aller Gäste zu danken und ihn der aufrichtigen Freude zu versichern, mit der alle Nachbarn den Eintritt des liebenswürdigen Mannes in ihren Kreis begrüßt hätten. Er tat dies mit kurzen, wohlerwogenen Worten, die er in einem warmen Tone, jedoch mit diplomatischer Ruhe und Gelassenheit sprach und die vollen Beifall bei den Tischgenossen fanden, so daß seine gewandte Rede mit einem begeisterten Hoch auf den Gefeierten aufgenommen wurde.

Nun gab es an der ganzen Tafel einen allgemeinen Aufstand, alle drängten sich an Leo heran, denn jeder wollte mit ihm anstoßen. Auch Toska kam zu ihm; das Glas zitterte in ihrer Hand, und ihn traf ein liebeflehender Blick aus ihren blauen Augen, den er tapfer aushielt und mit einem verbindlichen Lächeln erwiderte.

Als Frau von Ravenhorst mit ihm anstieß, sagte sie: „Die ersten Gäste unter Ihrem Dache, Herr von Bürden, waren doch wir, ich mit meinem Mann und meiner Tochter. Wissen Sie es noch? es war am Tage der Beisetzung Ihres verunglückten Vetters. Ich bat Sie um das Aquarell, um es mir von Zukunden kopieren zu lassen, und Sie bewirteten uns mit einem kühlen Trunk auf der Veranda."

„Ich weiß es noch genau, gnädige Frau," erwiderte er, „und erlaube mir den Wunsch auszusprechen, daß Sie

lieben Weidenbrücker recht oft meine stets willkommenen Gäste sein mögen."

„Und Sie der unsrige! Darauf lassen Sie uns noch einmal extra anstoßen." Sie taten es, und er küßte ihr die Hand.

Sie konnte ihn jetzt zum öfteren Kommen auffordern, ohne sich dem Verdacht schwiegermütterlicher Absichten auszusetzen, denn sie wußte längst, daß weder er noch Jukunde an Verlobung dachten, und seit einer Stunde wußte sie noch mehr. Sie hatte beobachtet, wie sich hier zwei andere Herzen einander näherten, denen die Wege zu versperren sie nicht gesonnen war.

Die von Leo geschossenen Rebhühner waren an der Reihe verspeist zu werden und schienen in ihrer tadellosen Zubereitung den Gästen trefflich zu munden, als der Oberstleutnant ans Glas klopfte und aufstand.

„Da haben wir's!" rief seine Frau erschrocken, „mitten in die Rebhühner hinein! Aber Robert!"

„Was denn?" fragte er, einen wütenden Blick unter seinen buschigen Brauen auf sie schießend.

„Die Rebhühner!"

Aber Robert ließ sich nicht stören; er erfaßte sein noch unberührtes Champagnerglas und fing an:

„Hoch heb' ich das Glas mit dem schäumenden Sekt,
Und was sich im Grunde des Herzens versteckt,
Das sprudelt und sprüht nun zutage.
Mich drücken die Jahre mit schwerem Gewicht,
Doch zeigt mir die Welt noch ein freundlich Gesicht,
Zumal bei so frohem Gelage.

Weit hinter mir liegen Amouren und Kuß,
Und doch ist es mir noch ein wahrer Genuß,
Hold lächelnde Lippen zu sehen.
Liebreizenden Mädchen und minnigen Frau'n
Beglückt und entzückt in die Augen zu schau'n,
Die Lust wird mir nimmer vergehen.

Erinnerung taucht aus dem Strome der Zeit
Und singt zu schmeichelnder Töne Geleit
Mir längst verklungene Lieder.
Hier aber, von weiblicher Anmut umglänzt,
Da ist mir, als wär' ich mit Rosen bekränzt,
Als kehrte die Jugend mir wieder.

Ich fühle die Freude und spreche sie aus:
Es geht nichts darüber, sind mit uns zum Schmaus
Gesellige Frauen geladen.
Sie frischen uns auf und erhalten uns jung,
Das alternde Herz kommt noch einmal in Schwung,
Wenn sie uns mit Hulden begnaden.

Wohlauf nun, ihr Herren, nehmt darauf Bedacht,
Der zaubrischen, unwiderstehlichen Macht
Der Frauen woll'n wir uns ergeben.
Wir wollen sie feiern mit festlichem Klang
Und stets ihnen dienen aus innerstem Drang,
Drum also — hoch sollen sie leben!"

Hochrufen und Gläserklingen mischte sich laut durcheinander. Am kräftigsten stimmte Hüningen ein und stieß mit Jukunden so nachdrücklich an, als hätte das brausende Hoch ihr allein gegolten. Was er ihr dabei sagte, konnte niemand hören, aber Leo sah, wie sie erglühte und glückselig lächelnd die Augen niederschlug. Er selber leerte, Cornelias gedenkend, still sein Glas bis auf die Neige.

Frau von Trommlitz sprach: „Nun sehe mal einer an! das hätt' ich meinem lieben Alten gar nicht mehr zugetraut."

„Und ganz vortrefflich war es," sagte Leo.

„Aber bei dem Hoch auf die Damen sollen auch Sie nicht zu kurz kommen," fuhr sie fort, „und da eine Frau, Ihre Frau, hier noch fehlt, — hoffentlich nicht lange mehr — so wollen wir ganz unter uns auf das Wohl

der Dame trinken, die Ihnen am nächsten steht, Ihrer lieben Mutter, eine herrliche Frau, die ich schnell in mein Herz geschlossen habe."

„Ich danke Ihnen für dieses freundliche Wort, gnädige Frau, und werde es meiner Mutter schreiben, wie liebevoll Sie ihrer gedacht haben," sprach Leo.

Das Mahl näherte sich seinem Ende. Von dem mannigfachen Dessert wurde außer einigen Früchten wenig genossen, und als niemand mehr irgend etwas nehmen wollte, gab Daniel nach kurzer Frist seinem Herrn einen stummen Wink.

„Darf ich gehorsamst bitten, gnädigste Frau Gräfin, die Tafel aufzuheben?" sprach Leo zu seiner Tischdame.

„Sogleich, Herr von Bürden," erwiderte sie mit einem freundlichen Nicken und tauchte die Fingerspitzen in das silberne Wasserschälchen.

Bald darauf erhob sie sich und nach ihr die ganze Gesellschaft. Man begab sich paarweise wie man heraufgekommen war wieder zu den unteren Räumen hinab, wo im Musikzimmer der Kaffee genommen werden sollte und im Billardzimmer die Zigarren und Liköre bereitstanden.

Dort sonderten sich die Herren von der holden Weiblichkeit und blieben unter sich, um zu rauchen. Nur Hüningen hielt sich zu den Damen, was ihm von diesen hoch angerechnet wurde, obwohl nur zwei von ihnen wußten oder ahnten, warum er es tat.

Trommlitz nahm Leo beiseite und sprach: „Hören Sie mal, Bürden, der Rotwein, — alle Achtung! sehr noble Marke! haben Sie noch viel davon?"

„Ich hoffe, ja," lachte Leo, „helfen Sie mir nur dann und wann ein paar Flaschen davon zu leeren; allein mache ich mich doch nicht an ihn heran."

„Tu' ich, tu' ich, Bürden!“ erwiderte der feinzügige Kenner. „Sie sollen mich bald wieder auf meinem Schimmel hier einrücken sehen.“

Als Leo, nachdem er seine Zigarre weggelegt, das Musikzimmer betrat, kam ihm Frau von Trommlitz entgegen und sagte: „Gut abgeschnitten, lieber Freund! ich gratuliere Ihnen.“

„Und kommen auch wieder?“

„Immer, so oft Sie mich haben wollen; die alte Trommlitzen kann niemals nein zu einem Menschen sagen,“ erklärte sie. „Aber jetzt erbarmen Sie sich einmal der armen Toska. Das Kind läßt den Kopf hängen, weil Sie sich noch gar nicht um sie gekümmert haben.“

„Wie herzensgut Sie doch sind!“ sprach Leo, „aber Sie wissen wohl —“

„Jaja, ich weiß alles,“ fiel sie ihm in die Rede. „Vergeben Sie ihr den dummen Streich; man kann nur Mitleid mit ihr haben. Sie hat einen guten Fond, wird aber von ihrer einfältigen Mutter verdreht erzogen, auf rein Äußerliches, Oberflächliches dressiert, Gesellschaft, Vergnügen, Toilette, weiter nichts. Schade um das blühend schöne Mädchen! wer sie näher kennt, muß sie lieb haben, und ich wünsche ihr möglichst bald einen braven Mann. Machen Sie ihr die Freude und reden Sie ein paar Worte mit ihr.“

Und Leo, ebenso gutmütig wie die alte Trommlitzen, ging hin zu Toska und sprach eine Weile freundlich mit ihr, was sie sehr beglückte. Ihre Augen strahlten, und ihre Wangen glühten dabei.

Hüningen aber fragte Jukunden, ob sie nicht ein Lied singen wollte, sein Freund Bürden würde sie gewiß gern begleiten, denn er spielte alles vom Blatte, und Noten wären in großer Auswahl vorhanden.

„Erlassen Sie es mir heute," bat sie mit einem innigen Blick. „So nach Tische hat man die Stimme nicht recht in der Gewalt." Den wahren Grund, warum sie nicht singen wollte, weil sie zu erregt, zu glücklich war, konnte sie ihm doch nicht eingestehen.

„O dann will ich sie nicht quälen, aber ein andermal, nicht wahr?" sprach er.

„Mit Freuden!" gab sie ihm zur Antwort.

Hüningen ging zu den Herren ins Rauchzimmer, und nun trat Leo an Jukunden heran und sagte: „Hat Ihnen das Diner nicht etwas lange gedauert, gnädiges Fräulein?

„O bewahre! im Gegenteil!" erwiderte sie rasch und unbedacht, begriff aber sofort, welchen Sinn er diesen Worten unterlegen mußte, und geriet in Verwirrung.

„Das freut mich ganz außerordentlich," lächelte er und wandte sich mit einer leichten Verbeugung zu einer anderen, gerade vorbeistreifenden Dame, als hätte er dieser schnell etwas mitzuteilen. Er wollte Jukunden aus ihrer Verlegenheit ihm gegenüber befreien und hatte aus ihrer Antwort auch deutlich genug herausgehört, was er zu wissen gewünscht hatte.

Es war Nacht geworden, als die Wagen bestellt wurden, und die Gäste fuhren nach herzlichen Abschieds- und Dankesworten von Schloß Finkenwalde ab.

Als Leo mit Hüningen wieder allein war, fragte er: „Nun? wie war's?"

„Alles vorzüglich," versicherte Hüningen.

„Ach, das meine ich nicht," sprach Leo. „Hast du mir sonst nichts zu sagen?"

„Ich habe mich ganz ausgezeichnet unterhalten."

„Weiter!"

„Weiter?"

„Mein Gott, stelle dich doch nicht so unschuldig!"

„Ach so! nun, ich habe ein Vielliebchen mit ihr gegessen."

„Und?"

„Und hab' es ihr abgewonnen."

„Und?"

„Und der Gewinner darf drei Wünsche äußern, von denen ihm einer erfüllt werden muß. Aber nun, bitte, kein Und mehr; über meine Wünsche bin ich mir selber noch nicht klar."

„Ich wüßte nur einen für dich," lachte Leo.

Hüningen schwieg und dachte: Hast du mich mit der Toska gefoppt und genarrt, lasse ich dich auch zappeln und raten.

Sie saßen noch lange mit der Zigarre beim Münchener vom Faß und gingen dann, beide froh und zufrieden, schlafen.

„Der Tag war kein verlorener," sagte sich Leo, als er das Licht an seinem Bette löschte. „Die Wirtin freilich fehlte, aber auf Hüningen und Jukunden hat es heute Rosen geregnet."

Vierzehntes Kapitel.

Bevor Hüningen am Montag die Rückreise nach Berlin antrat, sagte er der Mamsell Buschberg viel Schmeichelhaftes über das Diner, jedes einzelne Gericht einer eingehenden, höchst anerkennenden Kritik unterziehend, was die also Belobte mit großer Genugtuung erfüllte. Dem Freund aber dankte er für die Einladung dazu in einer so herzlichen Weise, daß Leo nicht in Zweifel darüber blieb, wofür ihm der Scheidende vor allem andern dankte, für seinen Platz bei Tische. Zu irgendeiner Andeutung aber, ob sein Zusammensein mit Jukunden zu einem heimlichen Verlöbnis geführt hatte, ließ er sich auch heute nicht herbei, und Leo konnte nicht dahinterkommen, ob die beiden sich über ihre Herzensangelegenheit ausgesprochen hatten oder nicht. Auf seine noch am Bahnhof an ihn gerichtete Frage, wann er wiederkäme, antwortete Hüningen: „Das kann ich heute noch nicht bestimmen, werde dir darüber schreiben. Das Weihnachtsfest will ich bei meinen Eltern verleben. Was gedenkst du Weihnachten zu beginnen?"

„Ich? gar nichts. Am heiligen Abend will ich meinen Beamten und deren Frauen einen Weihnachtsbaum bei mir anstecken, und an den Feiertagen wird sich ja wohl

dieser und jener Nachbar meiner erbarmen. Zu Silvester aber möchte ich meine Mutter in Weimar besuchen."

„Kommst du nicht wieder einmal nach Berlin?"

„Wohl möglich; ich muß meinen Leuten doch ein paar kleine Geschenke unter den Baum legen; die könnte ich in Berlin einkaufen."

„Wenn ich dir etwas besorgen soll, verfüge über mich," erbot sich Hüningen.

„Du, das nehme ich vielleicht mit allem Dank an," versetzte Leo schnell; „ich habe keine rechte Lust mehr zum Reisen."

„Ein Vierteljahr außer Dienst und schon bequem geworden?" lächelte Hüningen. „Da bin ich doch mobiler; ein Wink von dir, und du hattest mich hier."

Dann war er abgedampft, und Leo war wieder einsam und allein.

Nach seinem fröhlichen Gastmahl und besonders nach dem ihn sehr erfrischenden und erheiternden Besuch Hüningens empfand er diese Einsamkeit doppelt schwer. Er konnte ja nicht wissen, welche überraschende Entdeckung ihm nahe bevorstand und ihn wieder in Unruhe und Aufregung versetzen sollte.

Gegen Ende der Woche erhielt er einen Brief, in dessen Aufschrift er Edwin von Raßkows Hand erkannte. „Was will er noch von mir? er soll mich in Ruhe lassen, wir sind fertig miteinander," murrte er, indem er den Umschlag mißmutig aufriß. Da las er denn zu seinem größten Erstaunen folgendes.

Lieber Leo!

Die Zeitungsblätter mit von mir geschriebenen, mit ‚Scirefiß' unterzeichneten Artikel, die ich Dir als Probe meines politischen Stils von der Reise aus zusandte, hast Du hoffentlich erhalten. Ich habe mich nach meinem Austritt aus dem Dienst als Journalist hier nieder-

gelassen und werde in meiner publizistischen Tätigkeit von der hiesigen Königlichen Regierung auf das Zuvorkommendste durch Informationen und Direktiven unterstützt, so daß ich in ihrem Sinne für mehrere große Zeitungen schreibe. Meine Unabhängigkeit habe ich mir aber nach jeder Richtung hin gewahrt und werde niemals etwas veröffentlichen, was gegen meine Überzeugung wäre.

Heute sende ich Dir durch Postanweisung fünfhundert Mark mit der Bitte, sie freundlich anzunehmen. Es ist freilich nur eine sehr geringfügige Abschlagszahlung im Verhältnis zu der Summe, mit der Du mir aus der Klemme geholfen und mir meine Ehre gerettet hast. Dennoch schicke ich Dir das Wenige, damit Du meinen guten Willen siehst, mit dem durch Arbeit ehrlich Erworbenen meinen Verpflichtungen gegen Dich allmählich nachzukommen. In der Folge hoffe ich Dir häufigere und immer größere Zahlungen leisten zu können; meinen Dank für Deine Hilfe kann ich Dir allerdings niemals abtragen, denn dieser ideale Teil meiner Schuld ist untilgbar. Wenn ich aber erst einmal ganz oder vielleicht schon ehe ich ganz aus ihr heraus bin, Du mir meinen Leichtsinn, ohne Deine Erlaubnis einen Wechsel auf Dich auszuschreiben, verziehen haben wirst und dann nichts Trennendes mehr zwischen uns steht, dann gewährst Du mir vielleicht ein versöhnliches Wiedersehen und reichst mir wieder Deine liebe Freundeshand.

Gönne mir eine Zeile, ob dies hoffen darf

Dein
Dir ewig dankbarer,
treu ergebener
Edwin von Raßkow.

Leo traute seinen Augen nicht. „Was ist das? — nichts Trennendes mehr zwischen uns steht? und seine Ehre gerettet? doch nur vor der Welt, die von der Fälschung nichts weiß. Was denkt er sich denn? ist denn so etwas jemals im Leben auszulöschen, wie wenn man eine Rechnung bezahlt, die einem mit ‚dankend erhalten' quittiert wird? Nein, mein Junge, wir sind nicht quitt und werden es niemals werden. Herr meines Lebens!" schrie er plötzlich auf und fuhr sich mit der Hand durchs Haar, „wenn — wenn ich ihm Unrecht getan hätte! — der Wechsel! der Wechsel! wo ist der Wechsel? — beim Bankier; ich muß ihn haben, schnell, nur schnell!"

Er warf den Brief auf den Tisch und stürzte zum Rentmeister, dem er den Auftrag gab, den Wechsel sofort vom Bankhause kommen zu lassen. „Bis wann kann er hier sein?" fragte er erregt.

„In drei bis vier Tagen," meinte Herr Specht.

„So lange dauert das? bitte schreiben Sie heute noch."

„Selbstverständlich, Herr Baron."

In sein Zimmer zurückgekehrt, nam er den Brief wieder zur Hand und entdeckte nun, was er beim ersten flüchtigen Lesen übersehen hatte, daß dieser aus Kassel datiert war. „In Kassel ist Edwin," rief er aus, „in Kassel! steht mit der Regierung in Verbindung, kennt vielleicht Hersfeld und — und Hersfelds Frau. Welche Perspektive eröffnet sich mir da! o wenn mich doch diesmal mein Hoffen nicht tröge!" —

Endlich, am vierten Tage nach der Einforderung, brachte ihm der Rentmeister den eingegangenen Wechsel, und teils zu seiner Beschämung, teils zu seiner großen Freude überzeugte sich Leo, daß dieser nicht sein nachgeahmtes Akzept trug, also keine Fälschung war. Es war ein einfacher Wechsel mit zwei Monate Sicht, gezogen auf

den Freiherrn Leo von Bürden, Majoratsherrn zu Finkenwalde. Der Manichäer, der das akzeptlose Papier, vermutlich nach Abzug von sehr hohem Diskont, gekauft hatte, mußte wohl von Leos reichem Besitz Kenntnis gehabt und sich gesagt haben, daß der Majoratsherr seinen bedrängten Freund gewiß nicht im Stich lassen, sondern den Wechsel prompt honorieren werde. Nur in dieser Hoffnung hatte er das gewagte Geschäft gemacht und, da es geglückt war, den wucherischen Gewinn schmunzelnd eingestrichen.

Leo bereute seinen schnöden Verdacht gegen den Freund aufs tiefste, zumal er ihn daraufhin gezwungen hatte, den Abschied zu nehmen, was, da keine unehrenhafte Handlung vorlag, nach Einlösung des Wechsels nicht nötig gewesen wäre. Daß jener sein ihm unter vier Augen gegebenes Versprechen nicht gehalten hatte, verzieh er dem Rückfälligen, denn mehr noch hatte Edwin jetzt ihm zu verzeihen, und das mußte Leo sühnen, aber wie? Dem Ahnungslosen gestehen, welches Verbrechens er ihn für fähig gehalten hatte, durfte er nicht. Das geringste, was er tun konnte, war, einen Strich durch die Schuld zu machen, auf deren Bezahlung er ohnehin nicht gerechnet hatte. Die gesandten fünfhundert Mark wollte er, um den Freund nicht zu kränken, annehmen, aber weiter keinen Pfennig. Edwin sollte von dieser Last befreit sein, damit er sich deshalb keine Sorgen machte und sich keine Entbehrungen auferlegte. In ganz anderer Weise aber wollte er ihn durch eine treue, hingebende Freundschaft zu entschädigen suchen, ihn zu sich einladen und ihm hier alles zugute und zuliebe tun, was er nur irgend vermöchte.

Gleich setzte er sich hin und schrieb einen sehr herzlichen Brief an Edwin. Er sollte sofort nach Finkenwalde kommen

und so lange hier bleiben, wie er Lust hätte; je länger je lieber wäre es Leo. Von der Schuld aber dürfte keine Rede mehr zwischen ihnen sein, die wäre ein für allemal abgetan und vergessen. Edwin sollte ihm den Tag seiner Ankunft melden und hier mit offenen Armen empfangen werden.

Daß bei dieser Einladung das Verlangen, etwas über Cornelia zu erfahren, eine große Rolle spielte, war sich der Briefschreiber voll bewußt, denn durch Edwins Mitteilung von der Wahl seines Wohnsitzes war Leos entschlummerte Sehnsucht nach der Geliebten plötzlich wieder aufgerüttelt worden. Es fragte sich nur, ob er dem in Liebessachen wenig Skrupulösen unbedingtes Vertrauen schenken und ihn zum diskreten Erforschen der Verhältnisse im Hersfeld'schen Hause veranlassen durfte. Daraufhin wollte er den Freund prüfen, sobald er ihn hier unter seinem Dache hatte, und danach sich entscheiden, was er etwa mit ihm wagen' könnte.

Über das Thüringer Land kamen jetzt unfreundliche Tage. Es regnete, regnete von früh bis spät. Mit eintönigem Rieseln und Plätschern strömte es ununterbrochen aus einem sackgrauen Himmel hernieder, als wenn es niemals wieder aufhören wollte. Ein Schleier hing zwischen Schloß und Park, daß die fast entlaubten Bäume nur undeutlich wie durch beschlagene Fensterscheiben zu sehen waren. Zuweilen fuhr ein Windstoß daher, schüttelte zum Überfluß auch noch das an den Zweigen entlang rinnende Wasser herab und streute nasse Blätter auf den nassen Boden, wo sie, die einst sonnendurchleuchtet, frisch und grün an ihren Stielen sich schaukelten, nun mit ihrem fahlen Gelb und Braun abgestorben neben- und aufeinander gehäuft lagen und verdarben, ein trübseliger Anblick.

Leo, in seiner unfreiwilligen Haft, trat oft ans Barometer und klopfte verdrossen daran herum, aber der Pfeil wich und wankte nicht von dem tiefen Standpunkte, auf den er gesunken war.

Für Edwins bevorstehenden Besuch waren das schlechte Aussichten, und jammerschade war es, daß der trotzdem mit Ungeduld Erwartete nicht wenigstens vierzehn Tage früher geschrieben hatte, als es noch gutes Wetter war. Dann hätte ihn Leo zu seinem Diner eingeladen und ihm Toska zur Tischdame gegeben. Wie dieser Don Juan der sehr Zugänglichen dann die Kur geschnitten hätte, und wie die zwei abgefeimten Herzensfänger miteinander fertig geworden wären, das zu beobachten wäre ihm ein Hochgenuß gewesen. Aber dieses Schauspiel konnte er sich ja immer noch bereiten, wenn er die beiden hier einmal zusammenbrachte.

Eine ganze Woche lang hielt der Regen an, dann drehte sich endlich der Wind, wehte von Osten, fegte die Wolken weg und klärte den Himmel, nun auch eine frühe Kälte mit sich bringend. An dem Vormittage erhielt Leo ein Telegramm aus Kassel: Komme heute, konnte nicht eher. Raßkow. „Was der Mensch für ein Glück hat!" sagte Leo. „So lange es gießt, kann er seine Artikel kritzeln, und sobald er frei wird, scheint die Sonne. Na, willkommen, federfuchsender Feirefiß!"

Und am Abend war er da. Seelenvergnügt sprang er aus dem Zuge in Leos Arme und rief: „Da bin ich! nun laß mich im verrufensten Spukzimmer deines Ahnenschlosses wohnen; ich habe noch nie einen Geist gesehen und graule mich nicht."

„Laß nur deinen eigenen Geist in meinen vier Wänden herumspuken; Gespenster gehen hier nicht um," erwiderte Leo freundlich. „Aber jetzt komm, die Rosse

scharren und wollen nicht mehr stehen, du hast Verspätung."

„Natürlich! wo hätte man die wohl nicht im Leben?" lachte Edwin.

Beim Schein der Wagenlaternen fuhren sie auf dem schon wieder getrockneten Wege rasch dahin, sich ohne jede Beklemmung beiderseits so lebhaft unterhaltend, wie es das Geräusch der Räder und der trabenden Hufe zuließ. Aber erst im hell erleuchteten Vestibül des Schlosses konnte Leo den Freund, den er seit Jahren nicht gesehen hatte, genauer betrachten und fand ihn unverändert. Edwin war von schlanker, muskulöser Gestalt und gesunder Gesichtsfarbe. Das von Natur leicht gelockte, ein wenig in die Stirn hängende Haar und der Schnurrbart über dem etwas sinnlich geformten Munde waren beinahe hellblond zu nennen, und die starken, gradlinigen Brauen verliehen dem durchdringenden Blick seiner stahlgrauen Augen einen seltsam bestrickenden Ausdruck, dessen sich Leo von früherher wohl erinnerte, der ihm aber jetzt aufs neue wie ein besonderes Kennzeichen auffiel uud ihn eigenartig berührte.

Der von der kurzen Reise nicht Ermüdete begab sich, von Daniel geführt, nach seinem im oberen Geschoß gelegenen Logis und ließ ziemlich lange auf sich warten, ehe er wieder zu Leo herunterkam.

Das Herrenzimmer war durch den geheizten Ofen genügend erwärmt, aber auch im Kamin flackerte ein offenes Feuer, was dem schönen Raume etwas ungemein Behagliches gab. Dort saßen die beiden nun bequem in den roten Juchtensesseln, rauchten und tauschten Fragen und Antworten über ihr gegenwärtiges Leben aus.

„Deine mir einst von München aus zugesandten Zeitungsmanifeste haben mich in hohem Grade interessiert,"

bemerkte Leo, „aber wie bist du nur auf das kuriose Pseudonym ‚Feirefiß‘ verfallen?“

„Feirefiß,“ sprach Edwin, „war, wie du weißt, der Halbbruder Parzivals und an seinem Körper scheckig wie eine Elster, denn er hatte eine zweifarbige Haut, und weil ich einst zweierlei Tuch auf dem Leibe getragen habe, wählte ich mir diesen literarischen Versteckmanen, um das edle Geschlecht derer von Raßkow durch mein sozialpolitisches Ausderartschlagen nicht zu kompromittieren.“

„Aha!“ machte Leo, „da hast du dir allerdings eine gute Maske vorgebunden, hinter der ich dich nicht gesucht hätte.“

„Redaktionsgeheimnis, lieber Leo!“

„Ich werde es streng im Busen bewahren,“ gelobte der nun darüber Aufgeklärte.

Sodann wollte Leo von seinem Gaste wissen, womit er ihm hier einiges Vergnügen bereiten könnte, ob Edwin reiten oder fahren möchte, einen Rehbock schießen, Billard spielen, zuweilen einen Abend in Gesellschaft der Gutsnachbarn verbringen, in deren Familien es auch hübsche und liebenswürdige Damen gäbe, usw.

„Mache mit mir nicht viel Umstände,“ bat Edwin. „Deine Gesellschaft allein bereitet mir die größte Freude, und ich bin mit allem zufrieden, was du vorschlägst, bis auf das Scharwenzeln mit unverheirateten jungen Damen. So ein Augenblicksflirt, kaum des Anbandelns wert, ist nicht meine Sache, das ist unpraktisch und hat keinen Zweck.“

Für ein ergötzliches Scharmützel mit Toska war er also nicht zu haben.

„Außerdem,“ fuhr Edwin zögernd fort, „ist dein Vergnügungsprogramm für den einen Tag, den ich hierbleiben kann, viel zu reichhaltig.“

„Was? einen Tag? länger nicht?“ rief Leo.

„Nein, leider nicht,“ erwiderte Edwin. „Ich bin dir von Herzen dankbar, daß du mir dieses Wiedersehen bereitet und mich so liebevoll hier aufgenommen hast, aber meine journalistischen Verpflichtungen gestatten mir keinen längeren Urlaub. Sei mir nicht böse darum!“ fügte er mit schmeichelndem Ton hinzu, als Leo, ohne zu antworten, verdrossen ins Feuer starrte, „es geht diesmal nicht anders.“

„Wie kann ich dir böse sein, wenn dich Pflichten zurückrufen! nur hatte ich mich auf einen längeren Besuch von dir gespitzt,“ sagte Leo mit Bedauern und zugleich in der Erkenntnis, daß da zum Reden von seiner Herzensangelegenheit keine Zeit zu verlieren war. Nun, vielleicht konnte er nachher bei Tische versuchsweise ein paar verschleierte Andeutungen machen.

Aber Edwin entfaltete während des Abendessens eine unbändige Gesprächigkeit, nicht etwa um sich über ein inneres Bedrücktsein hinwegzuhelfen, das er gar nicht empfand, sondern in seinem unverwüstlichen Humor, mit den er sich in jede vom Augenblick gegebene Lage fand. Er schien sich auch keineswegs als Schuldner oder gar Schuldigen Leo gegenüber zu fühlen und plauderte mit vor Fröhlichkeit strahlenden Augen so sorglos, als wenn niemals die kleinste Verstimmung zwischen ihnen beiden gewaltet hätte.

Als ihm Leo wieder einmal das Glas gefüllt hatte, schlürfte Edwin den edlen Pfälzer mit vollem Genuß und sagte mit einem sinnenden Blick auf das goldblinkende Naß im Römer: „Das glaub' ich: wo solch' ein spiritus familiaris im Kellergewölbe haust, da haben andere Geister keine Macht.“

„Was für andere Geister meinst du?“ fragte Leo.

„Nun, ich will dir nicht verhehlen," fing Edwin mit einem verschmitzten Lächeln an, „daß ich trotz deiner Versicherung, hier im Schlosse ginge nichts Übernatürliches um, schon gleich nach meiner Ankunft hier ein kleines gespenstisches Abenteuer zu bestehen hatte."

„Da bin ich doch neugierig," sprach Leo, „erzähle!"

„Als ich oben aus meinem Zimmer herausgetreten war und die Treppe suchte, um mich wieder zu dir hinabzubegeben, kam auf dem etwas dämmerigen Korridor eine schwarze Gestalt lautlos und langsam dahergeschwebt, die ich den Umrissen nach für eine weibliche nehmen mußte, denn das Licht der Wandlampe beschien sie von rückwärts, so daß ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Von einem prickelnden Grufthauch durchschauert grüßte ich sie ehrfurchtsvoll, wofür sie mir mit einer steifen, altfränkischen Verneigung dankte, die ich ihr wiederum mit einem graziösen Pas und einer noch tieferen Reverenz vergalt. Bis jetzt war alles in feierlichem Schweigen vor sich gegangen, und noch wußte ich nicht, ob die höfliche Dame eine mit ihrem Astralleib spukende Ahnfrau oder ein Wesen von Fleisch und Blut war, als sie mit einer klanglosen Grabesstimme anhub: ‚Ich wollte mich nur erkundigen, ob der Herr in seinem Zimmer alles in Ordnung gefunden und nichts vermißt hat.' ‚Alles höchst komfortabel und zum Empfange des vornehmsten Besuches aus der vierten Dimension bereit, gnädige Frau!' versicherte ich. ‚Bitte, Mamsell, nicht Frau!' entgegnete sie gekränkt. ‚Mademoiselle?' fragte ich erstaunt, ‚also aus dem achtzehnten Jahrhundert, ancien régime, — gut konserviert! mes compliments, Mademoiselle! Pflegen Sie immer schon zu vormitternächtiger Zeit Ihr Revier zu visitieren?' ‚Wenn Sie mich für eine Geistererscheinung aus dem achtzehnten Jahrhundert halten, so irren Sie sich, mein

Herr!' fauchte sie mich an, kehrte mir den Rücken und strich unhörbar von dannen, spurlos im Dunkel verschwindend und jedenfalls schwer beleidigt. Nun sage mir: wer war die schloßdurchwandelnde Jungfrau?"

„Das war die Mamsell Buschberg, die treffliche Vorsteherin meines Hauswesens," lachte Leo. „Ich werde ihr deinen abergläubischen Irrtum aufklären, dadurch entstanden, daß du auf einen Spuk in diesen alten Mauern von vornherein gefaßt warst."

„Aberglauben? sage nur dreist schlechten Witz," gestand Edwin ehrlich ein. „Jedenfalls entschuldige mich, bitte, bei deiner dame d'honneur, denn wenn ich es selbst versuche, passiert mir vielleicht wieder eine andere Dummheit, ein leider nicht seltenes Vorkommnis bei mir."

„Wirklich? wenn das ein anderer von dir sagte, würd' ich's nicht glauben," warf Leo ein.

„Doch, doch! man läßt sich gehen und platzt unbedacht mit einer dämlichen, höchst unpassenden Äußerung heraus, mit der man sich heillos blamiert, oder man kann sich nicht genügend beherrschen, um eine auf der Zunge schwebende Schnoddrigkeit herunterzuschlucken. Aber das sind ja kleine, verzeihliche Flüchtigkeiten im Vergleich mit der permanenten Stumpfsinnigkeit und undurchdringlichen Borniertheit, gegen die es keinen Mauerbrecher und keinen Sprengstoff gibt, die, ohne Takt und Feingefühl, nichts merkt, nichts versteht, weder eine leise Anspielung noch einen deutlichen Wink mit dem Zaunpfahl, und der gegenüber selbst eine mehr als himmlische Geduld in Verzweiflung gerät und zu den tödlichsten Mitteln greifen muß."

„Hast du von der Dummheit anderer schon viel zu leiden gehabt?" fragte Leo mit einem Anflug gutmütigen Spottes.

„Soll wohl heißen, ob mehr als von meiner eigenen?" lächelte Edwin, sich mit einer schlanken, weißen Hand den zierlichen Schnurrbart kräuselnd, „ja, das ist schwer zu sagen. Über eine selbstgemachte Dummheit ärgert man sich ja immer am meisten, aber eine quälerische Reue darüber ist eine unnütze, ganz überflüssige Kur, denn eine gründliche Besserung bringt sie doch nicht zuwege."

Ganz noch der alte Edwin von Raßkow! dachte Leo. aber sagen konnte er nichts, denn der wie ein Uhrwerk aufgezogene Freund ließ seiner Redseligkeit zügellosen Lauf und sprang unvermittelt von einem Gegenstand zum andern über, so daß ihm bei dem beständigen Sprechen die Zigarre ausgegangen war. Nachdem er sie, sich erhebend, über dem Zylinder der auf dem Tische stehenden Öllampe wieder in Brand gesetzt hatte, fing er an: „Weißt du, lieber Leo, eins muß ich dir doch sagen. So viel oder vielmehr so wenig ich auch von deinem grandiosen Herrensitz hier gesehen habe, alles ist schön und imposant, mit einem Worte echt feudal, aber nimm mir's nicht übel, diese vorsintflutigen Petroleumlampen gehören nicht hierher. Du solltest dir elektrische Beleuchtung anlegen."

„Damit du hier in dem Dämmerschein nicht wieder Gespenster siehst?" lachte Leo.

„Gewiß, auch das!" stimmte Edwin heiter ein. „Aber Scherz beiseite! Das ist wirklich heutzutage gar keine große Sache mehr. Eine kleine Dampfmaschine würde vollkommen als Motor genügen für eine Dynamo, die dir einen so starken Strom liefert, um alle Räume deines Schlosses in ein Meer von Licht zu tauchen, und bis Weihnachten könnte die ganze Geschichte hier fix und fertig sein. Soll ich dir vom Kasseler Elektrizitätswerk einen Ingenieur schicken, der die Aufmessungen vornimmt und dir einen Anschlag macht?"

„Nur sachte, sachte, du heißblütiger Stürmer und Dränger!" sagte Leo. „Da muß ich doch erst mit meinem Finanzminister, dem Rentmeister, Rücksprache nehmen, ob auch die Mittel dazu vorhanden sind."

„Einen Rentmeister hast du?" rief Edwin, nicht wenig verwundert seine dichten, blonden Brauen hochziehend, „kannst du lachen! Aber dann brauchst du dich doch nicht um die Aufbringung der Mittel zu kümmern, das ist doch seine Sache; wozu ist er denn Rentmeister? Sollst mal sehen, wenn du hier Gesellschaften und Bälle gibst, wie dann die Brillanten im Haar und auf den blendenden Nacken der ‚liebenswürdigen jungen Damen' deiner Nachbarschaft ganz anders blitzen und funkeln, wenn sich elektrische Strahlen in ihnen brechen und spiegeln! Und weiter noch! Früher sagte man: koche mit Gas! jetzt heißt es: koche mit Elektrizität! nun denke mal, wie sich die höchst vortreffliche Mademoiselle — wie heißt sie?"

„Mamsell Buschberg."

„— Mamsell Buschberg freuen würde, wenn sie mit elektrischer Energie kochen und braten könnte!"

„Elektrische Energie beim Kochen! Du bist ein Schwärmer," lachte Leo.

„Ich ein Schwärmer? nicht die Spur! praktisch bin ich," erwiderte Edwin und fuhr, immer eifriger werdend, fort: „Aber ihr stockkonservativen Agrarier wollt den Fortschritt der Zeit nicht verstehen, verachtet die moderne Technik und klebt am sogenannten guten Alten, als wäre der Stundenzeiger der Kultur auf dem Punkte eingerostet, auf dem er schon vor einem halben Jahrhundert gestanden hat. Na, prost, Leo! nichts für ungut! ich glaube, ich habe dich müde geschwatzt, und es ist schon spät, wenn meine Uhr richtig zeigt. Also gute Nacht, schlaf wohl und

habe Dank für deine Freundschaft und Güte und für deine Geduld mit mir!"

Auch Leo erhob sich und klingelte dem Diener. Als dieser erschienen war, fragte er: „Willst du morgen früh geweckt sein?"

„Ich bitte darum," sprach Edwin, „möchte den Tee mit dir zusammen einnehmen. Oder trinkst du Kaffee?"

„Nein, nein, Tee," versicherte Leo und warf Daniel einen Blick zu, den der schnell Verstehende mit einem leisen Nicken erwiderte.

Sie schüttelten sich die Hände, und Edwin ging mit Daniel. In der Tür wandte er sich aber noch einmal um und rief, mit erhobenen Fingern dazu knipsend: „Leo — mehr Licht!" Und übermütig lachend entschwand er.

„Jaja, Licht!" nickte Leo, als er allein war, vor sich hin, „stecke mir nur ein Licht an über das, was klar zu sehen mich einzig und allein verlangt!"

Fünfzehntes Kapitel.

Als Leo am Morgen seinen Gast zum Tee erwartete, stand sein Entschluß fest, ihn um eine orientierende Auskunft über Cornelias fragliches Eheglück zu bitten, die er ihm brieflich erstatten sollte, sobald er sich aus eigenem Augenschein ein Urteil darüber gebildet haben würde. Er hatte noch lange wach im Bett gelegen und im Hinblick auf sein Vorhaben über Edwins Brauchbarkeit zu diesem Freundschaftsdienste nachgesonnen. Das Endergebnis seiner Erwägungen war ein günstiges gewesen. Das Charakterbild des Freundes, wie es sich Leo aus früheren Erfahrungen und jetzigen Beobachtungen zusammenstellte, war ein ihm durchaus sympathisches. Sein bewegliches, in wechselnden Farben schillerndes äußeres Wesen barg trotz seiner etwas freien Lebensauffassung einen gesunden Kern von anständiger, ehrenhafter Gesinnung, und wenn ihm nicht seine schnell auflodernde Leidenschaftlichkeit einen Streich spielte, so war er nicht bloß ein liebenswürdiger, sondern auch ein verläßlicher Mensch, dem man in wichtigen Dingen wohl Vertrauen schenken durfte. Und das tat Leo, fest überzeugt, daß Edwin dieses Vertrauen nicht

täuschen, vielmehr den ihm erteilten Auftrag in strengster Verschwiegenheit und in geschickter, taktvoller Art zur Ausführung bringen würde.

Er wollte ihm seinen Wunsch im Laufe des Tages ganz gelegentlich als etwas nicht viel Bedeutendes mitteilen. Allein er sah wohl ein, wie vorsichtig er auch die Worte setzen mochte, dennoch würde der geriebene Praktikus das mehr oder minder verhüllte Geständnis heraushören, daß er die Frau eines andern liebte. Es kam nur darauf an, den einzigen, der ihm helfen konnte, auf die subtilste Weise in sein schüchternes Geheimnis einzuweihen.

Bald erschien auch Edwin im Gartenzimmer, wo sie nach frohem Morgengruß an dem mit allerlei lockenden Dingen besetzten Tische Platz nahmen und jeder nach dem griff, was ihm gerade mundgerecht war. Während dieser angenehmen Beschäftigung hielt Edwin mit dem Ausdruck seines wohligen Gefühles nicht zurück, einmal in aller Ruhe und Behaglichkeit frühstücken zu können, was ihm bei seinem ungemütlichen Tagesanfang zu Hause niemals vergönnt wäre. Da läge immer schon ein Haufen Zeitungen, die er Spalte für Spalte durchackern müßte, sich Notizen und Auszüge machend, worüber ihm oft der Tee in der Tasse kalt würde. Hier aber könnte er einmal fröhlich und sorglos genießend die Füße lang ausstrecken und Politik Politik sein lassen.

„Das tu, lieber, abgehetzter Tintenfisch, und freue dich deiner leider so knapp bemessenen Muße," sprach Leo. „Wir haben ungeheuer viel Zeit, uns beiden schlägt hier keine Uhr."

„Ja, du bist ein Glücklicher," rief Edwin. „Erzähle mir doch, wenn du willst, wie du in den Besitz des Majorats gekommen bist."

Gern berichtete ihm Leo, wie der grausame, launenhafte Tyrann aller Staubgeborenen, der Tod, dem einen genommen und dem andern gegeben hatte, was das Leben an irdischen Schätzen einem vom Geschick Begünstigten zu bieten vermag.

Aufmerksam folgte Edwin der kurzen Darlegung der Familien- und Erbschaftsverhältnisse und bat dann seinen freundlichen Wirt, ihm die Räume des Schlosses zu zeigen. Auch dazu war Leo sofort bereit. Nach beendetem Frühstück durchwandelten sie sämtliche Gemächer unten und oben, zuletzt auch den großen Speisesaal mit den Gemälden der Bürden'schen Ahnen, unter denen dem Verehrer weiblicher Schönheit besonders das der Feodora mit dem kostbaren alten Geschmeide um den Hals in die Augen stach. Leo gab ihm einige Auskunft über die im Bilde Dargestellte, erwähnte jedoch nicht, was ihm seine Mutter über die künftige Verwendung des prächtigen Goldschmuckes gesagt hatte, als sie ihn in dem Schranke entdeckten und er ihn ihr zum Geschenk machen wollte.

Den ausgiebigen Besuch der Bibliothek verschob Leo auf den Nachmittag und schlug einen Spazierritt vor, der Edwin sehr genehm war und auf den er sich in Voraussicht dieses Anerbietens auch mit seiner Kleidung notdürftig eingerichtet hatte. Er sollte den ruhigeren, leicht trabenden Braunen reiten, der Baron Clemens' Leibroß gewesen war, während Leo seinen feurigen Schweißfuchs wählte, den er einem Ulanenoffizier in der Kreisstadt abgekauft hatte.

Eine halbe Stunde später saßen sie im Sattel und ritten hinaus ins Feld dem Walde zu. Da blies und schnob ihnen aber ein heftiger Wind grad ins Gesicht und erschwerte ihnen das Reden dermaßen, daß sie sich die wenigen gewechselten Worte fast zuschreien mußten. An

vertrauliche Mitteilungen war dabei natürlich nicht zu denken, und als sie in den Wald kamen, wo es oben in den blätterlosen Baumgerippen brauste und knarrte, unten aber stiller war als auf dem freien Felde, tat Edwin so viele land- und forstwirtschaftliche Fragen, die zum Teil sehr ausführliche Antworten erheischten, daß Leo mit dem Thema, das ihm zumeist im Sinne lag, nicht einspringen konnte. Auf dem Heimritt aber, wo sie, den Wind im Rücken, scharf zutraben mußten, um rechtzeitig zum Mittagessen nach Hause zu kommen, war eine zusammenhängende Unterhaltung ausgeschlossen, und nachher, als sie unweit des Schlosses die Pferde im Schritt gehen ließen, war es zu spät dazu.

Wie nahe sich jedoch die Gedanken der Reiter auf ihrem gezwungen schweigsamen Hinwege zum Walde begegnet waren, ahnten sie beide nicht. Vor Leos innerem Auge schwebte die holde Gestalt der fernen, heiß ersehnten Frau, zu der er den Freund schicken wollte, daß er ihr ins Antlitz und ins Herz schaue, um zu erspähen, wie es dort um ihr Wohl oder Weh bestellt war. Edwin aber hatte nach der Besichtigung des Schlosses die sich ihm aufdrängende Empfindung, daß da eine schöne, anmutige Frau fehlte, die in den prächtigen Räumen als anordnende Herrin schalten und walten, bei glänzenden Festen die Honneurs machen und dem sie auf den Händen tragenden Manne das Dasein mit dem Sonnenschein hingebender Liebe verklären müßte. Den Anzeichen nach war indessen eine Abhilfe dieses einzigen Mangels hier in nächster Zeit nicht zu erwarten. Wie ein glücklich Liebender, freudig hoffender sah Leo nicht aus. In seinem Blick lag zuweilen etwas Düsteres, Schwermütiges, als stünde ihm vor dem vollen Genusse des Lebens ein nicht zu beseitigendes Hindernis im Wege oder als trüge er ein bitteres

Leid in sich verborgen. Was konnte das sein? fragte sich Edwin mit dem Wunsche, dem offenbar von irgend etwas Bedrückten eine wirkliche oder nur eingebildete Sorge zu nehmen, deren Ursache er sich nicht vorzustellen vermochte. War es doch nicht eitel Neugier, was ihn raten und wittern ließ, sondern aufrichtige Teilnahme an dem scheinbar so beneidenswerten Lose des hochherzigen Freundes, der für ihn mehr getan hatte als ihm jemals zu vergelten war. Denn mit Rückzahlung seiner Schuld, wovon Leo nichts wissen wollte, wäre das nicht ausgeglichen; womit aber sollte er dem dienen und danken, der alles besaß oder dem alles zu Gebote stand, was menschlichem Begehren zu erlangen möglich ist, außer dem einen, höchsten Glücke, das ihm kein anderer als allein er selber sich verschaffen konnte.

So kehrten sie ins Schloß zurück, ohne daß es zu einer Aussprache zwischen ihnen gekommen war. Was der eine gern erfahren und der andere gern kundgegeben hätte, blieb ungefragt und ungesagt, aber jeder lauerte auf eine günstige, sich von selbst darbietende Gelegenheit dazu.

Nachdem sie sich umgezogen hatten, setzten sie sich an den gedeckten Mittagstisch mit einem von dem rauen Herbstwinde geschärften Appetit, der einem lecker bereiteten Mahle alle Ehre anzutun fähig und geneigt war. Nach dem Verspeisen der Suppe, wobei keiner von ihnen ein Wort gesprochen hatte, lehnte sich Edwin auf seinem Stuhle weit zurück und begann tief aufatmend, wie von einer abgeworfenen Last befreit: „Ah! diese köstliche, durch nichts gestörte Ruhe hier ringsumher ist ein wahres Labsal für jemand, der wie ich aus einer doch immerhin ziemlich lebhaften Stadt kommt und nun auf einmal kein anderes Geräusch mehr hört als das Brausen des Windes

und dann und wann eine Vogelstimme, kein Wagengerassel und Geklingel von Straßenbahnen, kein Geschrei und viel Lärm um nichts. Wie muß das erst auf dich gewirkt haben, Leo, der du aus dem nervenzerrüttenden Treiben und Tosen einer Weltstadt hierher versetzt wurdest, hätt' ich bald gesagt."

„Ganz recht, auf allerhöchste Verfügung des Schicksals hierher versetzt," lächelte Leo, „und ich bin zufrieden mit dem Tausch."

„Das glaube ich wohl," sprach Edwin, „aber anderseits wirst du in bezug auf ästhetische, künstlerische und besonders gesellschaftliche Freuden und Genüsse hier auch viel vermissen, was dir die Großstadt auf Schritt und Tritt entgegenbrachte. Ist es dir nicht schwer geworden, dich in diese Landeinsamkeit zu finden?"

„Ich kam grade zur Erntezeit her, hatte also von vornherein alle Hände voll zu tun, mußte mich fleißig in die ökonomischen Verhältnisse hier einarbeiten und war den ganzen Tag draußen auf dem Felde oder auf dem Wirtschaftshof inmitten meiner Leute; da empfand ich die Einsamkeit nicht," erwiderte Leo.

„Du sprachest gestern von deinen Gutsnachbarn, mit denen du mich bekannt machen wolltest. Stehst du in einem regen Verkehr mit ihnen? und sind es nette Leute?" fragte Edwin mit einem gespannten Blick in Leos unbewegtes Gesicht.

„Auf beides kann ich dir mit ja antworten. Hier wohnen in nicht zu weitem Umkreis vier adlige Familien, mit denen ich einen bequem freundschaftlichen Umgang pflege. Es ist auch noch eine fünfte da, die mich jedoch weniger anzieht. Die vier aber sind fein gebildete, liebenswürdige Menschen, die Männer wie die Frauen und die Fräulein, mit denen allen es sich ganz vergnügt leben läßt," sagte

Leo mit einem Gleichmut, der Edwin belehrte, daß er mit diesem ersten, behutsam ausgestreckten Fühler den dunklen Punkt in Leos Gemütsverfassung noch nicht getroffen hatte. Auf der richtigen Spur aber glaubte er zu sein: cherchez la femme!

„O da hast du in deiner Weltabgeschiedenheit hier vielleicht eine angenehmere Geselligkeit als du in Berlin hattest, wo es für einen unverheirateten Offizier nicht leicht sein soll, in näheren Verkehr mit distinguierten Familien zu kommen," tastete er langsam weiter.

„So ist es in der Tat," erwiderte Leo, der nicht im entferntesten daran dachte, daß Edwin mit diesen Fragen und Bemerkungen eine bestimmte Absicht verfolgen könnte. „Ich habe dort fast ausschließlich mit Kameraden verkehrt und bin während der zwei Jahre nur selten in Gesellschaft von Damen gewesen, habe mich allerdings auch nicht darum bemüht, denn es lag mir nichts daran."

Hm! es lag ihm nichts daran, wiederholte sich Edwin. Sollte ich doch auf falscher Suche sein? Er schwieg und machte sich nachdenklich über das Gericht her, das er vor sich auf dem Teller hatte. Von der Redseligkeit und dem sprudelnden Humor des gestrigen Abends war heute nichts bei ihm zu spüren. Ihn beschäftigte seit diesem Morgen Leos auffallend unruhiges und zerstreutes Wesen, für das er immer noch keinen stichhaltigen Grund entdecken konnte.

Leo aber nahm den für kurze Zeit fallen gelassenen Gesprächsfaden wieder auf indem er fragte: „Nun, und du? wie steht es denn mit deiner Geselligkeit? Hast du außer den beruflichen auch schon private, persönliche Verbindungen in Kassel angeknüpft?"

„Fast noch gar nicht," versetzte Edwin. „Ich verkehre mit einigen Redakteuren und Journalisten und ein paar

einzelnen Herren von meinem Junggesellenstammtisch, mit denen ich mich zuweilen auch abends zu einem Glase Bier treffe. Das ist alles, denn zu einem Familienverkehr hatte ich noch keine Gelegenheit."

„Du schriebst mir doch, du hättest Beziehungen zur dortigen Regierung und erhieltest von ihr maßgebende Instruktionen. Die wirst du doch nicht von Subalternbeamten entgegennehmen."

„Nein, Hintertreppen benutze ich nicht," lachte Edwin. „Meine Informationen empfange ich von zwei Räten, einem geheimen und einem noch nicht geheimen."

„Und stehst auf gutem Fuße mit ihnen?"

„Ja, durchaus; freilich nur auf dem Höflichkeitsfuße, sozusagen in geschäftlichem, literarischem Verhältnis, denn ihnen meinen Besuch in ihrer Behausung zu machen haben sie mich bis jetzt noch nicht aufgefordert, und mich ihnen gesellschaftlich aufdrängen will ich nicht," erwiderte Edwin. „Der eine, der Geheime Rat, ist ein älterer, sehr wohlwollender Herr, für mich immer zu sprechen und zu jeder erbetenen Auskunft stets freundlich bereit."

„Und der andere?"

„Auch der ist in den äußeren Formen korrekt und tadellos, etwas von oben herab, ein eingefleischter Bureaukrat und Streber, bei seinen Kollegen wenig beliebt, wie man sagt," berichtete Edwin und fügte hinzu: „Ich habe ihm schon einmal einen nicht unwesentlichen Dienst geleistet. Er war in einer Zeitung wegen eines von ihm herrührenden Entwurfes zu einer neuen Polizeiordnung heftig, aber mit Unrecht angegriffen. Da habe ich mich seiner in einem längeren Artikel meiner Überzeugung gemäß warm und nachdrücklich angenommen. Obwohl er weiß, daß ich der Verfasser bin, hat er mir doch mit keinem

Worte gedankt, — so weit läßt er sich nicht herab — aber seitdem ist der Herr Regierungsrat Hersfeld viel zugänglicher und aufgeknöpfter mir gegenüber."

„Hersfeld?" fragte Leo schnell, als wäre er bei der Nennung dieses Namens überrascht.

„Regierungsrat Hersfeld. Kennst du ihn etwa?"

„Ja, er ist ein alter Jenenser Korpsbruder von mir."

„O, dann verzeihe mein abfälliges Urteil!" sprach Edwin.

„Hat nichts zu sagen, ich denke ungefähr ebenso über ihn," beruhigte ihn Leo. „Ende dieses Sommers war ich einen Abend in Frankfurt mit ihm zusammen, erkannte aber den flotten Burschen von ehemals in ihm nicht wieder und fand statt dessen einen trockenen Aktenmenschen und von seiner Unfehlbarkeit durchdrungenen Egoisten, daß es mich ganz traurig stimmte."

„Er soll übrigens eine schöne Frau haben," warf Edwin so beiläufig ein.

„Die kenne ich auch, kannte sie schon, als sie noch Cornelia von Giersberg hieß," sprach Leo gelassen, während ihm doch das Herz gewaltig dabei klopfte.

„Richtig, du standest ja eine Zeitlang in Kassel."

„Ob die Frau wohl mit ihrem Manne glücklich ist?" sagte Leo mit gedämpfter Stimme, denn ihm war, als schnürte ihn etwas an der Kehle.

„Warum nicht? wenn sie von demselben Schlage ist wie er, hochmütig, kühl und —"

„Das ist sie aber nicht, im Gegenteil, ganz anders, ganz anders geartet," unterbrach ihn Leo fast heftig.

„Dann bedauere ich sie," bemerkte Edwin und fuhr, neugierig geworden, fort: „Interessierst du dich denn für sie?"

„Ja!" erwiderte Leo fest und mit einem Blicke, der dem schnell begreifenden Edwin von Raßkow alles auf einmal sagte.

Aha! da hätten wir sie ja, die Frau! frohlockte er innerlich. Dann sprach er ernsthaft: „Du hast sie geliebt."

„Ja!"

„Und — darf ich weiterfragen?"

„Nein!"

„Ist auch nicht nötig. Aber wenn du mich, um etwas über sie zu erfahren, brauchen kannst, so gebiete über mich, bedingslos, unbeschränkt; ich will alles tun, was du verlangst."

Leo drückte die ihm hingestreckte Hand und sagte: „Ich danke dir und verlange nicht viel von dir. Geh' zu Hersfelds ins Haus, ich werde dir eine Empfehlungskarte mitgeben. Besuche sie öfter, laß dich einladen und beobachte, wie er die Frau behandelt und wie sie sich gegen ihn benimmt, mit einem Worte, ob sie an seiner Seite glücklich und zufrieden ist oder nicht. Dann berichte mir darüber und halte mit deiner Meinung mir gegenüber nicht zurück."

„Darf ich ihr von dir erzählen?"

„Wenn sie nach mir fragt, soviel du willst."

„Und sie von dir grüßen?"

„Ja! — ehrerbietigst. Bliebest du länger hier, könnt' ich sie dir zeigen."

„Wie denn, mir zeigen? Weilt sie denn jetzt hier in deiner Nähe?" fragte Edwin verwundert.

„Sie selber nicht, aber ihr leibhaftiges Ebenbild," sprach Leo. „Denke dir, die Tochter eines meiner Gutsnachbarn gleicht ihr in Gestalt und Gesicht fast Zug für Zug. Die Ähnlichkeit der beiden ist so groß, daß ich beim

ersten Erblicken des Fräulein von Ravenhorst ganz verblüfft war, und so oft ich der jungen Dame begegne, erinnert sie mich mit packender Gewalt an die Frau meines Freundes in Kassel. Es ist ein merkwürdiges Spiel der Natur, die sich gewiß sehr selten in einer so genauen Kopie ihrer selbst gefällt. Entschuldige mich eine Minute; das Konterfei der Frau Hersfeld sollst du wenigstens zu sehen bekommen," schloß er, stand auf und verließ das Zimmer.

Edwin murmelte vor sich hin: „Er wünscht sie zu besitzen, und ich soll ihm dazu verhelfen. Schön! fragt sich nur, wie sie darüber denkt." An der Lippe nagend versank er in tiefes Sinnen.

Bald kam Leo zurück und reichte, nachdem er sich gesetzt hatte, dem andern Cornelias Photographie hinüber.

„Ah!" rief Edwin, das Bild betrachtend. „Ein herrlicher Kopf! und wie frei und stolz er auf dem Halse und dem kräftigen Nacken sitzt!"

„Nicht wahr?" nickte Leo. „Nun mußt du dir dieses edel geformte Antlitz mit der geraden Nase und dem runden Kinn nicht bleich, aber auch nicht rosig, sondern mit einem südländisch warmen Kolorit vorstellen. Die dunklen Augen im Kranz der langen Wimpern blickten früher nicht so ernst und schwermütig wie jetzt."

„Ist sie groß?" fragte Edwin.

„Ja, größer als Hersfeld, von schlankem, jugendlich blühendem Wuchs. Etwas voller scheint sie geworden zu sein, seit ich sie nicht gesehen habe."

„Hast du das Bild von ihr selber?"

„Nein, von ihrem Mann."

„Von ihrem eigenen Mann?"

„Ja, — er weiß nicht, was ich einst für sie fühlte."

Fühlte? wollte Edwin sagen, tat es aber nicht, sondern fragte, Leo das Bild zurückgebend: „Weiß sie es denn?“

„Gestanden hab' ich es ihr nie,“ antwortete Leo, „und o wie gern hätt' ich es getan! aber ich war ja damals nicht in der Lage, um sie werben zu können.“

Da hob Edwin sein Glas. „Noch einmal, Leo, — dein auf Leben und Tod!“

Leo stieß mit ihm an und sagte: „Tu alles, was du kannst, Edwin, mir den heißen Wunsch zu erfüllen, den ich dir ausgesprochen habe.“

Und den noch heißeren, den du mir verschwiegen hast, mein Freund! dachte Edwin.

„Und nun still davon!“ fügte Leo hinzu. „Nun laß uns trinken und fröhlich sein, daß wir wieder einmal beisammen sind.“

Sie waren beim letzten Gange. Leo leerte sein Glas jetzt häufiger als bisher und schenkte auch seinem Gaste fleißig ein, aber eine unbefangene Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen. Der Wortkargere von beiden war Edwin, der manchmal dasaß, als wäre er mit seinen Gedanken ganz wo anders als hier in dem Schlosse seines einsamen Freundes, dessen Schicksal ihm zu Herzen ging.

Endlich erhoben sie sich, um den Kaffee im Billardzimmer einzunehmen, und spielten dort eine Partie nach der anderen, von denen Edwin als der Geübtere und Geschicktere die weitaus meisten gewann.

Später, bei dem einfachen Abendbrot kamen sie wieder in ganz heitere Stimmung. Der nachhaltige Eindruck ihrer bedeutungsvollen Unterredung beim Mittagsmahle, die beide, jeden auf seinem dabei eingenommenen Standpunkte, erregt hatte, war mittlerweile überwunden und

hatte sich mehr und mehr verflüchtigt, so daß sie nun wieder harmlos plaudern und scherzen konnten.

„Hast du auch nicht vergessen, mich bei der Mamsell Buschberg zu entschuldigen?" fragte Edwin im Laufe des hin- und herflatternden Gesprächs.

„Nein, ich habe mit ihr gesprochen," erwiderte Leo. „Sie war noch empört über dich, daß du sie für ein Gespenst gehalten hättest, und hat mich vor dir gewarnt, ich sollte dir nicht trauen."

„Was? mir nicht trauen, hat sie gesagt?"

„Jawohl, du hättest so einen brennenden, verwunschenen Blick, meinte sie, und Hellseher, die mit bösen Geistern im Bunde stünden, wären höchst gefährliche Subjekte und zu allem fähig, was frommen Christenmenschen Schaden und Verderben stiften könnte."

„Na, die wird mir hier einen feinen Leumund anrichten!" lachte Edwin. „Und was ist schuld daran? die polizeiwidrig mangelhafte Flur- und Treppenbeleuchtung mit Petroleum. Also schaffe dir elektrisches Licht an, Leo, das in alle Winkel dringt, jeden Spuk verscheucht und vorwitzige Nachtwandlerinnen in ihrer wahren Gestalt erkennen läßt."

„Ich bin ja bereit, deinem verführerischen Rate zu folgen, du höchst gefährliches Subjekt," stimmte Leo lustig ein. —

Als Edwin am andern Morgen nach Kassel zurückreiste, blickte Leo vom Bahnsteig aus dem abgehenden Zuge nach, froh, seine Bitte um den Beistand des Freundes in seiner Herzensangelegenheit glücklich an den Mann gebracht zu haben. Daß er jene Frau noch immer leidenschaftlich liebte, konnte zwar seinem klugen Gesandten nicht verborgen geblieben sein, aber das machte ihm keine Sorge. Er verließ sich auf Edwins Verschwiegenheit und

hatte für die ängstliche Warnung der guten Buschbergen nur ein spöttisches Lächeln.

Edwin aber las im Wagen Leos ihm mitgegebene Empfehlungskarte zu seiner Einführung in das Hersfeldsche Haus und sagte sich: Das hätt' ich mir, als ich herfuhr, nicht träumen lassen, daß ich mit einer so pikanten Mission betraut heimkehren würde. Vollmacht zu Verhandlungen hat mir Leo nicht erteilt, aber ich werde ja sehen, was ich als stiller Beobachter ergründen und als freiwilliger Vorkämpfer für ihn tun kann, daß die schöne Frau sein eigen wird.

Sechzehntes Kapitel.

In Kassel an einem grauen Vormittage Ausgangs November saß Frau Cornelia Hersfeld an ihrem mit allerhand zierlichem Gerät und hübschen Kunstsächelchen bestellten Schreibtisch und rechnete in ihrem Ausgabenbuche. Sie führte es bei Heller und Pfennig genau, obwohl sie zu einer ängstlich abwägenden Sparsamkeit keine Ursache hatte, denn ihr Gatte versah sie mit einem mehr als auskömmlichen Wirtschafts- und Nadelgelde und verlangte von ihr, daß sie eine gute Küche führe und geschmackvoll Toilette mache. Diesen Wünschen kam sie nach. Jetzt — es war noch nicht zehn Uhr — trug sie einen eleganten, moosgrünen Kaschmirmorgenrock mit Schleppe, der sich in weichen Falten um ihre Glieder legte. Ihr dunkelbraunes Haar war aber schon fertig frisiert, am Hinterkopf in einen griechischen Knoten geschlungen und um Stirn und Schläfen leicht gewellt.

Das Ehepaar bewohnte den ersten Stock eines Miethauses im Hohenzollernviertel, und das kleine, nach der Kaiserstraße blickende Zimmer war das ausschließliche Bereich der Frau, das Hersfeld selten betrat. Es hatte einen um zwei Stufen erhöhten Erker mit lederbelegten

Bänkchen, zwischen denen ein Nähtisch stand, und mit einem breiten und tiefen Doppelfenster, in welchem sich die eigenhändig gepflegten Topfgewächse lange blühend erhielten. Eine Ottomane, zwei niedrige Lehnsessel, beides mit einem feingemusterten, resedafarbigen Seidenstoff bezogen, und noch ein viereckiger Tisch bildeten das übrige Mobiliar. Ein weicher Perserteppich bedeckte den Fußboden, und an den mit einer gelblichen Tapete bekleideten Wänden hingen wertvolle Kupferstiche und die Photographien von Cornelias verstorbenen Eltern. Das mit wählerischem Geschmack eingerichtete und doch wohnlich anheimelnde Gemach war wie geschaffen zu ernst nachdenklichem oder still vergnügtem Alleinsein wie zu traulicher Zwiesprach unter vier Augen.

Heute war es hier innen erst recht mollig und behaglich, denn draußen schien es windiges, naßkaltes Wetter zu sein, und als Vorbote des Winters fiel der erste Schnee. Große, weiße Sterne wirbelten wie vom Himmel gestreute Daunen hernieder und breiteten über die Dächer, die Straßen und Vorgärten eine leichte Decke, die sich aber auf dem Pflaster des Fahrdammes nicht halten konnte und bald wieder schmolz und zerfloß. Doch bot der lustige Flockentanz ein anziehendes Schauspiel, zu dem Cornelia über ihre Blumen hinweg, als wäre es ihr etwas Neues, emporschaute, sich wie ein Kind darüber freuend.

Da hörte sie den Schritt ihres Gatten, der vom andern Ende des Flurs aus seinem nach hinten, dem Garten zu gelegenen Arbeitszimmer kam, um sich, wie täglich zu dieser Stunde, nach dem Regierungsgebäude zu begeben. Heut aber trat er gegen seine Gewohnheit mit Hut und Überzieher bei ihr ein und begann: „Ich habe ganz vergessen, dir mitzuteilen, daß sich in diesen Tagen hier ein Herr vorstellen wird, dessen Besuch mehr dir als mir gilt."

„Ein Herrenbesuch, der mehr mir gilt als dir?" fragte Cornelia, sich erstaunt auf ihrem Hocker am Schreibtisch umwendend.

„Es ist ein Herr von Raßkow, ein sehr begabter und gescheiter Publizist, der Informationen von uns erhält und danach in einem der Regierung genehmen Sinne schreibt," erklärte er ihr.

„Wofür ihr ihn doch wohl bezahlt," bemerkte sie.

„Pardon! wir bezahlen ihn nicht," wies er sie zurecht. „Ich kenne ihn offiziell als einen Mann von guter Erziehung und den besten gesellschaftlichen Formen, dem man eine Subvention nicht anbieten darf. Wir haben uns natürlich nach seinem Vorleben erkundigt und erfahren, daß er jahrelang Gerichtsassessor gewesen ist, der aus keinem anderen Grunde als Schulden halber den Abschied nehmen mußte."

„Ein wegen Schulden verabschiedeter Assessor —"

„Jaja, dagegen hätte auch ich meine Bedenken," unterbrach er sie ungeduldig, „aber mein Korpsbruder Leo von Bürden, ein intimer Freund von ihm, empfiehlt ihn mir sehr warm, und auf den kann ich mich verlassen, der schickt uns niemand ins Haus, der unseres Umganges nicht in jeder Beziehung wert wäre. Folglich müssen wir Herrn von Raßkow freundlich aufnehmen und ihn zuweilen einladen. Ich habe ihm, vorgestern schon, als er mir nach einer Konferenz die Empfehlung Bürdens überreichte, gesagt, daß er dir seinen Besuch machen möchte und uns dann jederzeit willkommen sein würde."

„Ich werde ihn also mit aller Höflichkeit empfangen," sagte sie scheinbar ruhig.

„Gut! adieu! ich muß fort," sprach Hersfeld, von dieser Antwort befriedigt, und enteilte.

Cornelia stand auf, trat an das Fenster im Erker und starrte zerstreut in das Schneegeflimmer hinaus, denn die Mitteilung hatte sie seltsam erregt. Von Bürden empfohlen und sein intimer Freund, — das spricht für den Fremden, klang es in ihrem Innern. Gewiß konnte er ihr manches von jenem erzählen, dessen Lebensschiff ihrem sehnsüchtig nachschauenden Blick in der Ferne entschwunden war. Daß er Majoratsherr geworden und noch unvermählt war, hatte sie von ihrem Manne gehört, der ihr nach seiner Begegnung mit ihm in Frankfurt einen Gruß oder so etwas Ähnliches von ihm bestellt hatte. Weiter wußte sie nichts von ihm, erinnerte sich aber noch deutlich und wörtlich des wehmütigen Abschiedes, den sie beide hier auf dem Friedrichsplatz voneinander genommen hatten vor — wie lange war es her? schon über zwei Jahre, und wie freudlos waren die an ihr vorübergegangen!

Als, schon bald nach Bürdens Abgang von Kassel, auch ihr Vater gestorben war, hatte die nun ganz Verwaiste bei einer älteren, unverheirateten Cousine, Betty von Giersberg, eine Zufluchtsstätte gefunden. Die Einkünfte der beiden fortan gemeinsam Wirtschaftenden waren aber so geringe, daß sie sehr eingeschränkt und zurückgezogen leben, jede nicht durchaus notwendige Ausgabe vermeiden und sich jedes kostspieligere Vergnügen versagen mußten. Jetzt, wo sie eine stets gefüllte Börse hatte, ließ es sich Cornelia nicht nehmen, mit Wissen ihres Mannes zu Bettys Garderobe in zartester Form freigebig beizusteuern, und es machte ihr die größte Freude, der nun wieder einsam Hausenden aus ihrem Überfluß wohltun zu können. Was fragte sie sonst nach all dem Luxus, der sie umgab und bei dem sie sich im Herzen doch arm und elend fühlte! Mit der bescheidensten Existenz würde sie

ihn vertauschen, wenn ihr das Glück geworden wäre, den Geliebten zum Gatten zu bekommen, mit dem sie, ach wie gern! alles, auch Sorgen und Not, geteilt hätte.

Ein Seufzer hob und senkte ihre Brust. Sie schritt die Stufen hinab, aber an den Schreibtisch setzte sie sich nicht wieder; sie konnte jetzt nicht Ausgaben buchen und Zahlen addieren. Aus dem Arbeitskörbchen auf dem Nähtisch nahm sie eine angefangene Stickerei und ließ sich damit in einem Sessel nieder, aber Nadel und Faden gingen nicht ein und aus durch das feine Gewebe; es blieb in müßigen Händen ungefördert auf ihrem Schoße.

Weshalb beunruhigte sie der angekündigte Besuch? Er kam doch nicht selber, den wiederzusehen sie mehr fürchtete als wünschte. Nur sein Bote kam, — ach nein! auch nicht einmal sein Bote. Was für eine Botschaft sollte er ihr denn senden? Sein Schützling war der jetzige Journalist, dem er durch seine Empfehlungen einigen geselligen Verkehr hier erschließen wollte. Dachte denn Leo von Bürden überhaupt noch an sie — wie sie an ihn? Sie sah im Geiste noch seine ragende, männlich kraftvolle Gestalt in Uniform, hörte noch seine volltönige Stimme und fühlte noch seinen beredten, treuherzigen Blick, mit dem er sie immer angesehen hatte. Freilich kam ihr dieses seiner Gedenken manchmal wie ein Unrecht gegen ihren Gatten vor, aber war denn Hersfeld ohne Fehl ihr gegenüber? Nein, wahrlich nicht! Sie hatte ihm in seinem Verhalten von Anfang ihres Zusammenlebens in Kassel vieles vorzuwerfen, was für sie kränkend und von ihm unverzeihlich war. Kaum daß die Koffer von der Hochzeitsreise ausgepackt waren, hatte er sich Hals über Kopf auf seine Arbeit gestürzt, sich von Tage zu Tage kühler und gleichgültiger gegen sie benommen, sich immer weniger um sie gekümmert, und nun vernachlässigte er sie gerade-

zu. In Anderer Gegenwart spielte er gern den aufmerksamen, galanten Ehemann, machte ihr auch zuweilen kostbare Geschenke, führte sie ins Theater und in ein vielbesuchtes Restaurant, um sich mit der schönen, auf sein ausdrückliches Begehr dazu besonders reich geschmückten Frau den Leuten zu zeigen. Im übrigen war und blieb er jedoch der herrische, selbstsüchtige Bureaukrat, der seelisch ihr nicht näher kam wie sie nicht ihm. Gleich nach seiner Frankfurter Reise war er eine Weile rücksichtsvoller und freundlicher zu ihr gewesen, was sie Bürdens Einfluß zuschrieb. Aber lange hatte diese kaum merkliche Besserung nicht vorgehalten; bald war er wieder in seine kurz angebundene Art und sein gespreiztes Wesen zurückgefallen. Da hatte sie endlich wohl eingesehen, daß ihre schüchternen Versuche, ihn an sich heranzuziehen, vergebliche waren, hatte ihre Enttäuschung niedergekämpft und sich schweigend in ihr Schicksal ergeben.

Hatte sie in beklagenswerter Übereilung den verhängnisvollen Schritt getan? war sie ohne die geringste Neigung Hersfelds Weib geworden, die Ehe mit ihm nur als eine annehmbare Versorgung betrachtend? O das nicht; sie hatte es sich reiflich überlegt, mit ihrem Jawort lange gezögert. Immerhin mußte sie aber auf ihre Zukunft Bedacht nehmen, die, falls die Vermögenslose unvermählt blieb, eine recht kümmerliche zu werden drohte. Hersfeld, von ihrer reizvollen Erscheinung gefesselt, hatte immer dringender um sie geworben, und der sicher auftretende, sich ihr von seiner liebenswürdigsten Seite zeigende damalige Regierungsassessor hatte ihr Respekt eingeflößt und Sympathien erweckt mit der Hoffnung, daß nach der Hochzeit sich zu diesen Gefühlen allmählich auch das der Liebe bei ihr einstellen würde; allein die war ausgeblieben, und nun wartete das verirrte Herz nicht mehr auf ihr

Kommen. Sie war nichts weniger als die nervöse, anspruchsvolle Frau, die verzogen und verzärtelt, beständig angeschwärmt und angebetet sein will, aber immer nur Stein zu erhalten, wenn man mit stummen Blicken um Brot bettelt, — das war hart, demütigend, ja erniedrigend. Wenn sie sich dessen wieder einmal so recht klar bewußt wurde, dann konnten ihre Augen zornig funkeln, dann zeigte sich zwischen ihren dichten Brauen eine kleine trotzige Falte, und um ihre roten Lippen schwebte ein Zug von Bitterkeit und Stolz. Und dann sprach Cornelia sich frei von aller Schuld gegen den Menschen ohne Herz, von dem sie nur eiskalte Abweisung erfuhr, der von Liebe nichts wußte und nichts wissen wollte.

Sie sprang auf und schleuderte die zerknüllte Stickerei mit einer unwilligen Gebärde auf den Nähtisch, als wollte sie damit etwas ihr Widerwärtiges von sich wegwerfen. Schon öfter hatten diese trübseligen Gedanken sie heimgesucht, und jedesmal hatte sie sich gelobt, ihnen keinen Einlaß mehr in ihr Inneres zu gewähren. Heut aber, als von ihrem Gatten der Name ausgesprochen war, mit dem sie untrennbar zusammenhingen, waren sie wie böse Geister auf ein Zauberwort doch wiedergekommen, und Cornelia suchte nun einen Ausweg, ihnen zu entrinnen. Sie fand einen sehr naheliegenden: sie wollte sich ankleiden, recht hübsch kleiden, denn — man konnte doch nicht wissen ...

Bevor sie indessen zur Anwendung dieses gefälligen Beschwichtigungsmittels gelangte, sollte sie auf andere Weise von dem Banne trostloser Betrachtungen über ihr Eheleben erlöst werden.

Während sie Buch und Rechnungen verschloß und im Begriff war, sich nach ihrem Schlafzimmer zu begeben, ertönte die Flurglocke. Cornelia erschrak, aber ein Blick



Nun saßen sie sich gegenüber, jedes bestrebt, aus dem anderen herauszuholen, was ihn zu wissen verlangte.
(S. 246.)

auf die bronzene Stutzuhr über ihrem Schreibtisch belehrte sie, daß es zwar schon ziemlich spät, jedoch für den Besuch jenes Herrn von Rabkow eigentlich noch zu früh war. Sie hörte das Mädchen zur Tür gehen und öffnen, lauschte und glaubte die Stimme ihrer Verwandten zu erkennen, die nach ihr fragte. Und richtig, „Fräulein von Giersberg" meldete die Jungfer. „Sehr willkommen!" antwortete Cornelia, und das war ehrlich gemeint. Betty erschien ihr in dieser Stunde wie eine Retterin und Befreierin, obgleich sie es war, die Cornelia mit nachdrücklichen Vorhaltungen und mit Vorspiegelung einer glänzenden Zukunft zu dem Entschlusse, Hersfeld ihre Hand zu reichen, bewogen hatte. Dennoch und gerade deswegen verschwieg sie der Freundin ihr tiefes Leid und wollte sie auch nicht zur Mitwisserin ihrer teuersten Erinnerungen und ihrer geheimsten Sehnsucht machen.

Betty trat ein. „Guten Tag! noch nicht angezogen?" rief sie verwundert. „Womit hast du denn deinen Vormittag vertrödelt?"

„Ausgaben notiert und gerechnet, daß mir der Kopf brummt," erwiderte Cornelia schnell gefaßt, „aber eben wollte ich mich anziehen."

„Lieber Gott! man sieht dir's an, du bist echauffiert," sprach Betty. „Bleibe nur, wie du bist; es wird niemand kommen, denn draußen ist's greulich. Wenn ich mir auf dem Wege zu dir einen tüchtigen Katarrh geholt hätte, wär's kein Wunder."

„Nimm Platz!" bat Cornelia, „was gibt's Neues?"

„Schnee, weiter nichts," lachte Betty. „Doch!" verbesserte sie sich, „in der Morgenzeitung steht eine Zensur Ia für unsere hochlöbliche Regierung, äußerst geschickt und taktvoll geschrieben und wieder mit, Seirefiß' unterzeichnet. Seirefiß, verrückter Name!"

„Wird wohl ein Pseudonym sein."

„Natürlich! aber ein Eingeweihter muß es sein, ein feiner Kopf, und ich muß wissen, wer so schreibt, ich ruhe nicht, bis ich heraushabe, wer dahintersteckt."

„Und nun bist du dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen auf der Jagd nach dem deine Neugier reizenden Unbekannten?" spöttelte Cornelia, die sich wohl denken konnte, wer dahintersteckte.

„Dann käme ich nicht zu dir; dein Bär von Mann sagt dir ja nichts," erwiderte Betty. „Ich komme wegen des Weihnachtsbasars und soll dich auffordern, unserm Damenkomitee beizutreten."

„Gern tu ich's nicht, Betty, aber wenn ihr mich brauchen könnt und Rod nichts dagegen hat, meinetwegen!" sprach Cornelia. Sie nannte ihn bei seinem studentischen Kneipnamen, weil er sie bald nach der Verlobung darum gebeten hatte. „Jetzt aber entschuldige mich," fuhr sie fort, „ich möchte mir nur ein Kleid anziehen; in wenigen Minuten bin ich wieder hier." Damit schlüpfte sie hinaus. —

Bettina von Giersberg war die Tochter eines viel älteren Bruders von Cornelias Vater, ungefähr in der Mitte der Dreißig, und hatte eine von jeder eigennützigen Regung freie, aufrichtige Zuneigung zu Cornelia. Wenn diese aber glaubte, Betty ahne nichts von ihrem Gram und Leid, so irrte sie sich. Die scharf Beobachtende hatte den Herzenszustand der jüngeren Freundin längst durchschaut und die Ursache ihrer verschwiegenen Trauer richtig erkannt.

Jetzt saß sie auf einem der Erkerbänkchen und betrachtete die Blumen im Doppelfenster, wo Chrysanthemen, Orchideen, Kamelien, Bigonien und anderes in prangender Blüte standen. „Ich gönne sie ihr," sprach

sie leise vor sich hin, „es ist ihr lange kärglich genug ergangen, daß sie nicht so schöne Blumen halten konnte, und es ist das einzige Verdienst, das der steifleinene Pedant sich um seine Frau erwirbt, daß er mit dem Gelde nicht knausert und ihr mehr gibt als sie braucht und verlangt, denn nie würde sie ihn für sich um einen Hundertmarkschein bitten. Gerechnet will sie haben? hat sie ja gar nicht nötig, sich darüber einen heißen Kopf zu machen, ob ihre Kasse stimmt oder nicht stimmt. Ihr Buch hat sie weggeschlossen, — schade! ich bin manchmal ganz gern ein bißchen indiskret, in aller Unschuld natürlich, möchte nur wissen, wie sich ihre Menage in Zahlen ausnimmt, denn die anderen Dinge gehen hier im Hause nicht so glatt wie sie gehen sollten. Das Häufchen Stickerei da sieht auch nicht nach liebevoller Behandlung aus, wie in Grimm und Groll zerknittert und zerknautscht liegt es da. Laß sehen! keinen Stich hat sie daran getan; genau so weit, bei dieser halb aufgebrochenen Rosenknospe war sie vor drei Tagen schon. Gegrübelt und geseufzt wird sie haben, am Ende geweint, nein! weinen tut sie nicht, beißt die Zähne zusammen, würgt und schluckt herunter, was so gallenbitter ist. Wie sie mich jammert, das holde Geschöpf, dem ich gern alles zuliebe täte, was ich wüßte und könnte, und das an diese Schreibmaschine gekettet ist! Ich hab' ihn ihr aufgeredet, hab's gut gemeint, und jetzt — jetzt möcht' ich sie wieder freimachen von ihm, aber wie? unüberwindliche Abneigung zieht nach dem B.G.B. nicht mehr, und eine geschiedene Frau hat keine günstige Position in unserm durch hohe Tugend und Prüderie ausgezeichneten Stande, und dann — wovon leben nachher? Ihr fehlt, was ihr Herz beschäftigen und beglücken könnte, wenn's auch, bon gré mal gré, ein verbotenes und verhohlenes Glück sein müßte. Wie sagt Mephisto? ist's

nicht ein Mann, sei's derweil ein Galan. Aber ein Haus machen sie nicht, gehen auch wenig aus, kein ritterlicher Held und Tröster kann sich ihr nahen, na, — ich sollte an ihrer Stelle sein! Ob der Frosch wohl eifersüchtig würde? ich trau's ihm nicht zu, nicht einmal das! dem ist alles schnuppe, was nicht von oben aus höheren Regionen auf ihn herabträufelt oder nicht schwarz auf weiß in seinen heiligen Akten steht."

Cornelia kam wieder herein und setzte sich Betty gegenüber in den Erker. Sie sah jetzt frischer und munterer aus als vorher und trug ein maulwurffarbenes Tuchkleid mit seidener Bluse, das gut gemacht war und ihr „entzückend, bezaubernd" stand, wie das sachverständige Urteil Bettys lautete, die sogleich fragte: „Erwartest du Besuch?"

„Nein, nein," erwiderte Cornelia ein wenig verlegen, „jetzt wollen wir gemütlich plaudern; erzähle mir etwas."

„Meine Zeit ist heute knapp, ich habe noch mehr Wege," sprach Betty. „Frage mich aus nach dem, was du wissen möchtest, aber schnell."

„Nun also, wie steht's bei Elisen?"

„Den Umständen nach gut; gestern abend ist der Storch dagewesen."

„So? was hat er gebracht, Jungen oder Mädchen?"

„Beides, Jungen u n d Mädchen."

„Gleich Zwillinge? o weh!"

„Ja, da hilft kein Ach und Weh. Hast du schon im Schaufenster der Friedensohn die neuesten Hüte gesehen? großartig! mit Goldtressen, Goldschnallen, mit Federn besetzt, mit Pelz verbrämt und was weiß ich!"

So ging das noch eine Weile fort, bis die Uhr schlug. „Himmel, schon zwölf!" rief Betty und sprang auf. „Um ein Uhr soll ich bei Frau von Deenhardt, unserer Vor-

sitzenden, sein und ihr über meine Erfolge Bericht erstatten. Ich sehe sie schon vor mir, wie sie ‚züpp!‘ macht, um ihren Mund möglichst klein zu modeln. Adieu!“

Cornelia mußte laut auflachen über das unbeschreiblich komische Gesicht, das die allzeit Spottlustige geschnitten hatte, und geleitete sie auf den Flur hinaus. Dort sagte Betty: „Wo habe ich denn nun meine Galoschen gelassen? ach! da stehen sie ja.“ Sie zog sie an und stampfte sie sich an den Füßen fest. „Ich darf dich doch wohl Ihrer Grandezza, unserer ewig jungen Basarkommandeuse, bestens empfehlen, nicht wahr?“

„Ich bitte darum.“

„Sobald wir die erste Sitzung haben, erhältst du Nachricht. Nochmals adieu! — züpp!“ Fort war sie und raschelte wie ein Wirbelwind die Treppe hinunter.

Siebzehntes Kapitel.

Tage vergingen, und kein Herr von Raßkow ließ sich bei Cornelia melden. Vom einen zum andern erwartete sie ihn und blieb um die Besuchszeit stets zu Hause, damit er sie nicht verfehle. Sie wollte ihn sehr freundlich empfangen um dessentwillen, der ihn ihr zuschickte. Warum zögerte er mit seinem Kommen? Bei jedem Ertönen der Glocke fuhr sie zusammen, und mit ihrer Ungeduld wuchs ihre Spannung, ihn kennen zu lernen, wie er aussehen, wie er sich benehmen und was er ihr sagen würde. Immer trug sie jetzt das Maulwurffarbene, das sie nach Bettys Ausspruch so vorzüglich kleidete. Ihrem Manne fiel das nicht auf; dergleichen sah er nicht, fragte auch nicht, ob Raßkow dagewesen wäre. Ihm war es nicht eilig mit dessen Antrittsvisite, obschon auch er gewillt war, den Empfohlenen gut aufzunehmen, nicht weil er ein Freund Leos war, sondern um die gewandte Feder des Journalisten sich auch fernerhin dienstbar und gefällig zu erhalten.

Edwin aber wußte, was er tat, indem er auf sich warten ließ. Er wollte Cornelias Neugier steigern und hoffte, sie um so mitteilsamer zu finden, je länger er seinen Be-

such hinausschob. Und dann wollte er bei der Beobachtung und Prüfung ihres Gefühlslebens sehr vorsichtig zu Werke gehen, wollte sie mit Fragen und Bemerkungen sich kommen lassen und daraus auf die Art ihres Empfindens für Hersfeld einerseits und für Bürden andererseits seine Schlüsse ziehen. Zunächst wünschte er, sie einmal allein zu treffen und wählte deshalb zu seiner Einführung bei ihr eine Stunde, in der, wie er wußte, Hersfeld im Regierungsgebäude in Anspruch genommen war.

Da saß Cornelia gegen Mittag an ihrem Schreibtisch, als ihr zwei Karten gebracht wurden, auf denen in Steindruck der Name Edwin von Rasztow stand. Durch einen stummen Wink verständigte sie das Mädchen, daß sie den Herrn empfangen wolle, blieb aber, wie von einer heimlichen Angst gebannt, noch sitzen. In dem Augenblick jedoch, da Edwin das Zimmer betrat, erhob sie sich erregt und hastig und hatte dabei das Mißgeschick, mit ihrem langen Ärmel eine niedliche Tanagrafigur umzustoßen, daß sie vom Tisch herabfiel und zerbrach.

„O mein Gott, gnädige Frau! — Scherben!" rief Edwin erschrocken aus. „Beim ersten Schritt über Ihre Schwelle verursache ich Ihnen Bruch und Splitter. Wie sehr bedaure ich das!"

„Sind Sie abergläubisch, daß Sie in diesem Zufall ein böses Omen sehen?" sprach sie mit ihrer klangvollen Stimme, durch den unerheblichen Vorgang sofort von dem auf ihr liegenden Drucke befreit. „Scherben bedeuten ja Glück."

„Mögen es die Götter zum Guten wenden!" erwiderte er, bückte sich und nahm die beschädigte Figur vom Boden auf. „Ein lieblicher Eros! wie schade! der ganze rechte Arm ist abgebrochen und in zahllose Stücke zertrümmert; nur der Finger, den er zum Zeichen des Schweigens auf

den lächelnden Mund legt, ist unversehrt geblieben. Gnädige Frau," fuhr er fort, „schlagen Sie mir die erste Bitte, die ich an Sie zu richten wage, nicht ab! Mein Kommen trägt doch die Schuld an dem Unfall; nun gestatten Sie mir auch huldvoll, Ihnen einen anderen Eros zu beschaffen; er wird genau nach demselben Modell zu haben sein, daß niemand den Tausch merkt."

„Da es Ihre erste Bitte ist, so sei sie gern gewährt," erwiderte sie. „Aber nehmen Sie endlich Platz und seien Sie mir willkommen, Herr von Raßkow."

„Tausend Dank, gnädige Frau!"

Nun saßen sie sich gegenüber, jeder bestrebt, aus dem andern herauszuholen, was ihn zu wissen verlangte. Beide waren sich fremd; nur hatte Edwin den Vorsprung, Cornelias Äußeres schon aus dem Bilde zu kennen, das ihm Leo in Finkenwalde gezeigt hatte und dessen wohlgetroffenes Original er nun leibhaftig hier vor sich sah. Auf Cornelia machte die Erscheinung Edwins einen sehr angenehmen Eindruck, und sie fand in ihm nach Haltung, Bewegung und Sprache einen vollkommenen Gentlemann.

„Gnädige Frau," begann er, „Ihr Herr Gemahl, der mir die gütige Erlaubnis erteilte, Ihnen meine gehorsamste Aufwartung zu machen, hat Ihnen wohl auch gesagt, welchem besonderen Umstande ich diese Ehre verdanke."

„Jawohl, ein Schulkamerad von Ihnen hat die nähere Bekanntschaft zwischen Ihnen und meinem Manne vermittelt."

„Ganz recht, mein lieber Freund Leo von Bürden, nebenbei gesagt ein glühender Verehrer von Ihnen, gnädige Frau, hat mich dem Herrn Regierungsrat empfohlen. Erinnern Sie sich seiner?"

„Gewiß, er hat ja hier in Kassel gestanden, und da sind wir uns zuweilen in Gesellschaften begegnet. Mich wundert nur, daß Herr von Bürden sich auch meiner noch erinnert," warf Cornelia so leicht hin.

„Sich Ihrer erinnert? o gnädige Frau, er sprach von Ihnen mit einer Begeisterung, die auf ein viel wärmeres Gefühl schließen läßt, als es die bloße Erinnerung lebendig erhält. Ich glaube, er denkt sehr viel an Sie, und hat mir einen ehrerbietigen Gruß an Sie aufgetragen."

„Wirklich? o das freut mich," fiel sie schnell ein, und aus ihren Augen brach ein leuchtender Glanz und Schimmer, daß Edwin sie mit stillem Entzücken betrachtete. Sie fühlte sich erröten, fuhr aber sich zusammennehmend fort: „Sie sagten, Herr von Bürden hätte von mir gesprochen. Haben Sie ihn denn kürzlich gesehen?"

„Ei freilich! ich war in diesem Herbst ein paar Tage auf Schloß Finkenwalde bei ihm zu Gaste."

„Ein Schloß hat er?"

„Und was für eins! von einem großen, herrlichen Park umgeben."

„Ach ja, er hat ja das ihm unverhofft zugefallene Erbe eines alten Familienbesitzes angetreten, wie mein Mann mir gelegentlich einmal erzählte. Die beiden sind nämlich Korpsbrüder."

„So, ein Korpsbruder Ihres Herrn Gemahls ist Bürden?" sprach Edwin, sich überrascht stellend, als wäre ihm das etwas Neues. „Nun, da werden Sie besser über ihn unterrichtet sein als ich, der ich seit Jahren von ihm getrennt bin."

„Nein, sonst weiß ich nichts von ihm," entgegnete sie. „Mein Mann ist hier zu Hause sehr schweigsam, und ich sehe ihn eigentlich wenig. Wenn er nicht im Amt ist, hockt er beständig in seinem Arbeitszimmer, und ich —

nun, ich vegetiere hier in diesen vier Wänden fast so stumm wie meine Blumen da."

Hm! sehen sich wenig, sprechen sich kaum, leben jeder für sich, also keine glückliche Ehe, nahm Edwin achtsam bei sich zu Protokoll. „Ein reizendes Asyl, dieses trauliche Erkerstübchen!" sprach er, sich darin umschauend.

„Ein Asyl nennen Sie es; nun ja, das ist das rechte Wort dafür," sagte sie mit einem leisen Seufzer, lenkte aber dann von dem heiklen Gesprächsstoff ab und fragte: „Sie sind noch nicht lange in Kassel; wie gefällt es Ihnen hier, Herr von Rakkow?"

„Im allgemeinen gut," erwiderte er, „nur fehlt es mir noch an einem mir zusagenden Umgang."

„Da müssen Sie eben hie und da Besuch machen, um sich einen geselligen Verkehr zu schaffen. Ein Mann von Kenntnissen und Geist ist in gebildeten Familien überall willkommen."

„Es wird wohl hier kein Mangel an unterhaltsamen Leuten sein," sprach Edwin. „Eine große Garnison, Regierung, Gerichte und andere Behörden stellen gewiß ein zahlreiches Kontingent von frisch, fromm, fröhlichen Junggesellen."

„Das wohl," mußte sie ihm zugeben, „aber ein Schriftsteller gilt in vielen Kreisen als star, zumal wenn er auch Dichter ist."

„Aus der kastalischen Quelle habe ich noch niemals einen Trunk geschöpft. Die Musen würden mich auslachen, wenn ich käme, und an meinen Durst nach ihrem parnassischen Gesprudel nicht glauben," lachte er selber.

„Wer weiß! versuchen Sie sich doch einmal im Roman oder in der Poesie," ermutigte sie ihn.

„Ich lebe lieber Romane, als daß ich welche schreibe."

„Ich hörte sagen, das ginge Hand in Hand; nur wer viel erlebt hätte, könnte etwas schreiben."

„Sehe ich so aus, als hätte ich schon viel erlebt?" fragte er belustigt.

„Das habe ich damit nicht sagen wollen," lächelte sie, daß ihre kleinen, weißen Zähne blinkten. „Aber ich beneide jeden, der etwas erlebt hat, wenn es nicht gar zu Trauriges war."

„Haben Sie schon Trauriges erfahren, gnädige Frau?"

„O ja, das habe ich!" antwortete sie mit einem Tone, der ihr aus tiefster Seele zu kommen schien. Dabei sah sie über Edwin hinweg, wie verloren in Erinnerungen und Gedanken, die wohl nicht frei von schmerzlichen Empfindungen sein mochten.

Edwin schwieg und sann: ist es Vergangenheit oder Gegenwart, was jetzt mit trüben Bildern vor ihren Augen steht? „Nicht rückwärts schauen, liebe, gnädige Frau, sondern vorwärts!" sprach er innig.

Wer sagt Ihnen, daß ich rückwärts schaue? wollte sie auffahren, bezwang sich aber und erwiderte, ihn träumerisch anblickend, nichts weiter als: „Vorwärts? — ach!" ... und schüttelte langsam das Haupt, als wollte sie hinzufügen: da ist nichts. Es war ihr wieder aus dem vollen Herzen entschlüpft, und sie bereute dieses wenig verhüllte Geständnis ihrer Hoffnungslosigkeit.

„Das klang nicht sehr tröstlich, gnädige Frau," konnte Edwin sich nicht enthalten zu bemerken. „Warum nicht der Zukunft vertrauen, daß sie die Freuden spenden wird, die man mit Recht von ihr erwarten darf? Mit tatkräftigem Zugreifen und etwas leichtem Sinn, um nicht zu sagen Leichtsinn, kommt man besser durch die Welt als mit zwecklosem Grübeln über Dinge, die sich nicht ändern, wenn man zu ihrer Wendung nicht selber Hand anlegt.

Corriger la fortune ist kein übles Prinzip, sofern man's nicht gerade auf die Praxis des Monsieur Riccaut de la Marlinière überträgt."

Er erschrak fast über die Kühnheit, mit der er das verwegene Wort über die Lippen gebracht hatte. Zum Glück hatte Cornelia die zweideutige Anspielung nicht so aufgefaßt, wie sie vorwitzigerweise von Edwin gemeint war, sondern in aller Unschuld dahin verstanden, daß man sein Schicksal, wenn's einem nicht behagt, zu verbessern trachten solle ohne falsches Spiel dabei zu treiben und auf Abwege zu geraten. Darum sagte sie ruhig: „Solche Korrektur, Herr von Raßkow, liegt nicht immer in des Menschen Macht, und habe ich denn behauptet, daß ich mit meinem Lose unzufrieden wäre?"

„Mit keinem Worte, gnädige Frau!" beeilte er sich sie zu versichern, dachte jedoch: behauptet nicht, aber dich hinlänglich verraten, schöne Evatochter! auf Rosen bist du nicht gebettet. Und weiter sprach er: „Aber, gnädige Frau, wo sind die Glücklichen zu finden, die mit ihrem Lose vollkommen zufrieden sind und nicht dieses oder jenes anders wünschen? Zu diesen Ausnahmemenschen gehört auch mein Freund Leo von Bürden nicht, der reich und frei wie ein Fürst auf seinem Grund und Boden herrscht und — einsam, ganz einsam in seinem prächtigen Schlosse haust. Glauben Sie, daß der wunschlos glücklich ist?"

„Wie kann ich das wissen!" erwiderte sie, die Beantwortung der Frage kurz und kühl ablehnend, während es in ihrem Innern glomm und gärte, als sie von Leos Einsamkeit hörte, über die er also wohl geklagt haben mußte.

Edwin hatte mit Absicht das Gespräch wieder auf ihn gebracht und fuhr fort: „Haben Sie denn kein Mitleid mit dem armen Einsiedler?"

„Was nützt einem andern unser Mitleid, wenn wir ihm nicht helfen können!" erwiderte sie mit einem kaum merklichen Beben der Stimme.

„Wenn ich ihm helfen könnte, ich täte ihm alles zuliebe, was er von mir verlangte!" rief Edwin. „Ich gehe für Leo von Bürden durchs Feuer, ich gehe, wenn's sein muß, in den Tod für ihn!"

Sie sah ihn groß an, und viel fehlte nicht, so hätte sie ihm für dieses Wort die Hand gedrückt; nie wollte sie es vergessen. „Wohl dem, der einen so treuen Freund besitzt!" sagte sie. Ihr war, als wäre Raßkow in diesem Augenblick mit einem Schlage auch ihr Freund geworden.

„Er verdient es, Freunde zu haben, und hat sie jetzt nötiger denn je," sprach Edwin ernst und nachdrücklich.

Cornelia erwartete, daß er ihr nun etwas von jenem erzählen würde, von seinem großen Besitz, seiner Lebensweise, seinem Zeitvertreib. Das tat er aber nicht, und sie scheute sich, ihn auszufragen, so heiß sie auch wünschte, Näheres darüber zu erfahren. Um jedoch seine letzte Bemerkung nicht ganz unbeachtet zu lassen, sagte sie: „Der bedauernswerteste Mensch ist gewiß der, der keinen Freund auf Erden hat, aber so unglücklich ist Herr von Bürden wohl zu keiner Zeit gewesen. Übrigens kenne ich ihn zu wenig, um in seine Herzensbedürfnisse eingeweiht zu sein," fügte sie in einem fast wegwerfenden Tone hinzu. Sie schämte sich vor sich selber, daß sie den ihr so hochstehenden Manne hier geradezu verleugnete, aber wozu brauchte Raßkow zu wissen, mit welcher hingebenden Liebe und Sehnsucht sie dessen noch gedachte, auf den sie einst gehofft hatte wie auf ihrer Seele Seligkeit!

Was für ein Gedanke blitzte aber jetzt durch Edwins Hirn, daß sich seine Züge plötzlich aufhellten wie beim Empfang einer willkommenen Nachricht? Er maß die

junge, schöne Frau, die mit niedergeschlagenen Augen saß, mit einem eigentümlich fragenden, berechnenden Blick, in welchem sich zurückhaltende Bewunderung mit wagelustigem Verlangen seltsam vereinte.

Dann erhob er sich, denn er glaubte, diesen ersten Besuch schon über die Gebühr ausgedehnt zu haben, obwohl ihm die Zeit im Fluge vergangen war. „Also, gnädige Frau," sprach er, „Sie erlauben mir, den durch mein Eindringen bei Ihnen gestürzten Eros in seinem so anmutig geschmückten Heiligtum hier wieder aufzurichten, nicht wahr?"

„Wenn es durchaus Ihr Wunsch und Wille ist, so nehme ich das kleine Götterbild als ein freundliches Weihegeschenk, mehr dem Unsterblichen als mir gewidmet, gern von Ihnen an," erwiderte sie.

„Und ich darf es Ihnen auch selbst überbringen?"

Sie neigte zustimmend das Haupt und sagte: „Ich hoffe, Sie bald einmal als unsern gebetenen Gast bei uns zu sehen."

„Sehr gütig, gnädige Frau! ich stehe Ihnen und Ihrem verehrten Herrn Gemahl jederzeit zu Befehl." Dann küßte er ihr mit ritterlicher Verbeugung die Hand und ging.

Cornelia blickte nach der Tür, die sich hinter ihm geschlossen hatte. „Wie war das? ein viel wärmeres Gefühl als es die bloße Erinnerung lebendig erhält? O mein Gott! wär's möglich, wär's denkbar und faßbar?" Ein Gefühl namenloses Glückes durchschauerte sie. —

Nach dem inhaltvollen Gespräch mit Cornelia, das ihm allerlei zu denken gab, konnte sich Edwin nicht an den Stammtisch setzen und mit seinen täglichen Genossen dort Politik treiben, öffentliche Meinung machen, spotten und lachen. Er mußte jetzt allein sein, um ungestört über

das nachzusinnen, was er in dem lauschigen Erkerstübchen erfahren und erwittert hatte. Zu diesem Zwecke wählte er sich ein einsames Plätzchen in einem anderen Restaurant, wo er sich ein Mittagsmahl nebst einer Flasche guten Rotwein bestellte.

Hauptsächlich waren es zwei Entdeckungen, die ihn beschäftigten. Die eine galt ihm als unumstößlich sicher: Cornelia ist nicht glücklich mit ihrem Mann. Auch die andere schien ihm fast außer allem Zweifel, doch wollte er sich hier noch vollends darüber klar werden, ob kein Fehler war in dem Urteil, das er sich in dem Satze formulierte: wenn es auch nicht gänzlich ausgeschlossen ist, daß Cornelia wirklich Leo einmal geliebt hat, so liebt sie ihn doch jetzt nicht mehr. Sie hatte seiner in aller Ruhe und Unbefangenheit wie eines alten Verehrers gedacht, an dessen Schicksal sie nicht den geringsten Anteil nahm. Der ihr von ihm gesandte Gruß hatte sie allerdings sichtlich gefreut, aber das war wohl nur eine kleine weibliche Eitelkeit und Genugtuung gewesen, von einem nicht völlig vergessen zu sein, mit dem sie vor Jahren ein paarmal getanzt hatte. Wenn in ihr noch eine Spur von Neigung zu ihm vorhanden wäre, würde sie doch mehr nach ihm gefragt und anders von ihm gesprochen haben als in einem so kühlen, gleichgültigen Tone. Dies waren seine Folgerungen, an deren Logik er auch bei näherer Prüfung nichts auszusetzen fand.

Es tat ihm leid um Leo, und seine Anhänglichkeit an den Freund sträubte sich dagegen, ihm diese Wahrnehmung rückhaltlos mitzuteilen, doch wollte er ja ohnehin mit seinem Bericht so lange warten, bis er einmal in der Lage gewesen war, die Ehegatten in ihrem persönlichen Verkehr miteinander zu beobachten. Aber auch heute schon war er davon überzeugt, daß in Cornelias

Herzen eine Lücke war, die auszufüllen für jeden nicht fischblütigen Mann viel Verlockendes haben mußte und auch für ihn hatte, der in Frauenherzen sich einzuschmeicheln nicht ungeübt und dabei selten einem unbeugsamen Widerstande begegnet war. Wie mochte es nun bei Cornelia damit bestellt sein? Sie war eine junge, blühende Frau von lebhaftem Temperament, die auf Liebe und Liebesglück ein angeborenes, unbestreitbares Recht hatte und von ihrem Gatten offenbar vernachlässigt wurde. War da wohl eine schroffe Zurückweisung zu befürchten? gab es überhaupt in der ganzen Welt eine absolut bombenfeste Tugend, die jeder Versuchung auf die Dauer unüberwindlich standhielt? Seines Wissens und seines Glaubens nicht, von seinen Erfahrungen gar nicht zu reden. „Sie liebt ihn nicht, also nehme ich ihm nichts, wenn ich sie mir selber erringe," spekulierte er. Und doch schlug ihm das Gewissen dabei, denn wenn auch Cornelia Leo nicht liebte, so liebte Leo doch sie, und Leo war sein Freund, dem er unendlichen Dank schuldete, für den er durchs Feuer gehen wollte, wie er Cornelia vor einer Stunde noch erklärt hatte, und der ihn zu ihr geschickt hatte mit einem so entscheidungsvollen Auftrage, wie man ihn nur dem zuverlässigsten Freunde auf die Seele binden kann. Sollte er den schmählich hintergehen und betrügen, indem er der von ihm heißgeliebten Frau mit Verführungsgedanken nahte? Nein, nun und nimmermehr!

„Darauf zur Besiegelung einen ehrenfesten Tugendtrunk!" sprach er halblaut und griff zum vollen Glase. Als er es aber an die Lippen setzen wollte, passierte ihm etwas sehr Merkwürdiges, nie Gesehenes. Er erblickte auf der roten Weinesflut sein Spiegelbild, das ihm durch die schwappelnde Bewegung der Flüssigkeit verschoben

und verzerrt erschien, als ob es ihn spöttisch angrinste. Betroffen stellte er das Glas nieder, und nun zeigte sich sein Gesicht in regelmäßiger Form und ruhiger Deutlichkeit auf dem purpurnen Grunde. „Was willst du von mir, feuchtverklärtes Konterfei meiner selbst?" flüsterte er. „Steigst du aus dem edlen Rebenblut auf, mich über meine philiströsen Bedenken zu verhöhnen oder mich vor frevelhaftem Beginnen zu warnen? Siehst mich so fromm und unschuldig an, aber darf man dir trauen, leichtfertiger Patron? Traust du dir selber die moralische Kraft zu, daß dein besseres Ich in dem Kampfe zwischen Freundespflicht und begehrlicher Leidenschaft Sieger bleiben und dir dein anderes Ich nicht einen dummen Streich spielen wird, wenn die schöne Frau mit ihrem verführerischen Liebreiz wieder vor deinen erregten Sinnen steht und du ihr in die dunkel glühenden Augen, auf die wonnig atmenden, schwellenden Lippen schaust? Entweder darfst du sie nie wiedersehen, oder — oder es gibt ein Unglück. Ein Unglück? warum denn Unglück? Scherben bedeuten ja Glück, hat sie gesagt. Du bringst ihr einen neuen Eros für den alten, den sie bei deinem Erscheinen vom Postamente stieß, weil er ihr seine Macht nicht bewiesen hat!" —

Er erhob das Glas. „Diesen Schluck dir, Leo! — diesen dir, Cornelia! — und diesen dir, großgünstige Göttin Gelegenheit!" Langsam, in drei bedächtigen Zügen leerte er es, aber ein Gelübde tat er nicht dabei.

Achtzehntes Kapitel.

Als Edwin eines Nachmittags in der auf seinen Besuch bei Cornelia folgenden Woche von dem Kaffeehause, wo er seinen Mokka zu trinken und Zeitungen zu lesen pflegte, nach Hause kam und die Gaslampe auf seinem Arbeitstische angezündet hatte, fand er einen Brief und eine Visitenkarte vor. Die Visitenkarte, nach der er zuerst griff, war die Hersfelds und an einer Ecke eingekniffen, also von dem Regierungsrat selber abgegeben. Darauf geschrieben stand die Bitte, am Samstag ein frugales Abendbrot bei ihnen einzunehmen und Hersfeld dazu um halb acht aus dem, Edwins Wohnung nahe gelegenen Regierungsgebäude abzuholen, wo er eine Sitzung hätte. Edwin möchte ihm nur seine Karte hineinschicken, dann könne er sich freimachen, was ihm sehr erwünscht wäre. U. A. w. g.

„Sieh mal da! Gegenbesuch und Einladung auf einen Hieb; mehr kann man billigerweise nicht verlangen. Werde mir also mit großem Vergnügen die Ehre geben, Herr Regierungsrat!" sprach Edwin mit einer Verbeugung gegen die Zimmertür.

Nun erst nahm er den Brief zur Hand. „Von Leo!" rief er, die Schrift des Freundes auf dem Umschlag er-

kennend. „Wird wohl ein Mahnbrief sein, und ein Recht hat er dazu; hab' ich ihn doch schon allzulange warten lassen." Er öffnete und las.

Lieber Edwin!

Hast du mich denn ganz und gar vergessen? oder hast du von meiner Empfehlung an H. noch keinen Gebrauch gemacht? Ich vergehe vor Ungeduld nach Mitteilungen von dir über das, was zu ergründen ich dir so dringend ans Herz gelegt habe. Bitte, schreibe mir bald, recht bald und befreie mich von meinen Zweifeln, so oder so. Aber verschweige mir nichts, sage mir die Wahrheit, wie sie auch lauten möge! Du weißt, ich vertraue dir.

Lebewohl! Deiner Antwort harrend

Dein

getreuer

Leo.

„Von Zweifeln soll ich ihn befreien, — doch nur von dem einen, unausgesprochenen, ob sie ihn liebt oder nicht. Und die Wahrheit will er wissen. Armer Kerl! wäre nur die Antwort erst geschrieben! Am Sonntag soll's geschehen, nach dem frugalen Abendbrot."

Edwin schritt, die Hände auf dem Rücken, gedankenvoll in seinem Zimmer auf und ab, das keineswegs üppig eingerichtet, aber für einen weder vermögenden noch verwöhnten Junggesellen mit hinreichenden Bequemlichkeiten versehen war.

Leos Brief, aus dessen schlichten Worten die Herzensbedrängnis des Freundes so deutlich herausklang, ging ihm sehr nahe. Wie sollte er es anfangen, den Harrenden zu trösten, wie es über sich bringen, den Hoffenden zu täuschen! Und nicht allein darauf kam es an, was er ihm

offenbaren und was er ihm verschweigen, sondern viel mehr darauf, wie er mit seinen eigenen Gefühlen für Cornelia fertig werden sollte. Ihre Erscheinung, ihre Stimme, ihr ganzes bestrickendes Wesen hatte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er von Sehnsucht nach ihr erfüllt war. Wie sollte er diese dämpfen und überwinden? Die Holdselige auf immer fliehen und meiden? davon konnte keine Rede sein. Zunächst mußte er der Einladung folgen und dann — der Eros, den er nach einer ihm gut gelungenen Skizze bei einer Kunsthandlung bestellt hatte, den durfte er ihr nicht schicken, mit dem mußte er selber kommen. Vielleicht aber war gerade ein öfteres Wiedersehen mit ihr das beste Mittel, sich an ihren Anblick zu gewöhnen und sich dadurch Selbstbeherrschung, Gelassenheit und Ruhe zu erringen. Unparteiischer und unbeteiligter Zuschauer freilich konnte er in dem Drama mit unberechenbarem Ausgang, das vor seinen sehenden Augen wie ein am Horizont aufsteigendes Gewitter drohend heranzog, nicht bleiben. Hier gab es nur ein Für und ein Wider. Wenn er für Leo handeln wollte, mußte er gegen Hersfeld operieren, und zwar mit der einzig möglichen Taktik, die zu dem Ziele führen konnte, für Leo freie Bahn zu schaffen, der dann offen und ehrlich um Cornelias Liebe werben durfte. Er wollte es durch ein absichtlich Hersfelds schlimmsten Verdacht erweckendes Benehmen gegen Cornelia zu einer Scheidung der doch nicht glücklich miteinander lebenden Eheleute bringen und glaubte dies um so eher vor seinem Gewissen verantworten zu können, als er dabei seinen eigenen, ihn mächtig versuchenden Regungen entsagte. Schwer würde ihm das werden, aber er hoffte, daß es ihm glückte, wenn das gefährliche Spiel seine Kraft nicht überstieg und ihn, von seiner Rolle hingerissen, nicht aus einem

nur scheinbaren zu einem wirklichen Verführer werden ließ. Um der heiß begehrten Frau selbstlos eine Waffe gegen seine andringende Leidenschaft auszuliefern, wollte er ihr noch einmal zu verstehen geben, daß Leo sie liebte. Alles Weitere hing dann von ihrem Verhalten ab, ob sie seinen Plan, sie von Hersfeld freizumachen, durchschaute und ihm bei seinem Vorgehen auf halbem Wege entgegenkam. Allerdings ein sehr gewagtes Unternehmen, bei dessen Inszenierung sich der Regisseur und selber Mitwirkende keineswegs verhehlte, welchen Möglichkeiten er sich in der vorwärtsschreitenden Handlung aussetzte, denn es konnten Ereignisse und Zwischenfälle eintreten, die eine friedliche Beilegung ausschlossen und am Ende das Opfer von ihm forderten, zu dem er sich sowohl Leo wie Cornelia gegenüber großmütig erboten hatte.

Bei allen diesen hin und her schwankenden Erwägungen, die er sich in diesen Tagen wiederholt durch den Kopf gehen ließ, stand auf Grund seines nie schlummernden Dankgefühles die Rücksicht auf Leo in vorderster Reihe, und so sah er der nächsten Begegnung mit Cornelia, von den besten Vorsätzen durchdrungen, sorglos entgegen.

Am Sonnabend punkt halb acht war er im Regierungsgebäude und schickte durch einen Amtsdiener seine Karte in das Sitzungszimmer. Hersfeld kam heraus und begrüßte den auf dem Korridor Wartenden mit den Worten: „Vielen Dank, daß Sie mich befreit haben! sonst wäre ich noch lange nicht losgekommen. Wenn's also gefällig ist, ich bin bereit."

Sie durchwandelten mitsammen die schmutzigen, schlüpfrigen Straßen, in denen die Laternen nur trübe durch den feucht niedergehenden Nebel schienen und die Menschen fröstelnd und verdrießlich sich eilends aneinander

vorbeischoben. „Ein abscheuliches Wetter!“ murrte der Regierungsrat und schlug sich den Rockkragen hoch.

„Desto behaglicher werden wir uns in Ihrer schönen Behausung fühlen,“ tröstete Edwin.

„Wollen's hoffen, Herr von Raßkow!“ sprach Hersfeld. „Wir sind heute abend ganz unter uns; nur eine Cousine meiner Frau, Fräulein von Giersberg, wird die Vierte am Tische sein, ein zierliches Persönchen mit spitzer Nase, einem Mund wie ein Knopfloch und unruhig flackernden Augen, was ihren Zügen etwas Listiges und Lauerndes gibt. Boshaft, wie viele meinen, ist sie aber nicht, nur mokant und rechthaberisch, renommiert überall mit nobeln Bekanntschaften, die sie mit zudringlichen Visiten belagert und berennt, um eingeladen zu werden, und ist stets darauf bedacht, sich ein Air zu geben und bemerklich zu machen.“

„Ob dem gnädigen Fräulein bei diesem Signalement wohl die Ohren klingen, Herr Regierungsrat?“ lächelte Edwin.

„Kann schon sein,“ lachte Hersfeld. „Ich für mein Teil liebe es, über die Leute, die ich irgendwo treffen soll, etwas informiert zu sein, und in der Voraussetzung, das wäre vielleicht auch Ihnen angenehm, gab ich Ihnen dieses kleine Renseignement.“

„Ich bin Ihnen nur dankbar dafür,“ sagte Edwin. „Fräulein von Giersberg ist oft Ihr Gast?“

„Sie besucht meine Frau jede Woche ein paarmal, und die beiden sind sehr intim miteinander, während ich mich gelegentlich mit ihr herumzanken muß, weil sie mich ärgert, mich reizt und herausfordert.“

„Und doch wird sie Ihnen nie lästig?“

„Ich sehe sie ja selten,“ sprach der Regierungsrat gleichgültig, „und habe nichts dagegen, daß meine Frau,

da ich selbst mich ihr so wenig widmen kann, die geschwätzige, neugierige, über alle Vorkommnisse in der Stadt bestunterrichtete alte Jungfer als amüsante Gesellschafterin bei sich empfängt."

„Ihre Frau Gemahlin betreibt mit Vorliebe und großer Sorgfalt die Blumenpflege, wie mir scheint," bemerkte Edwin.

„Nun, Zeit hat sie ja dazu," erwiderte Hersfeld. „Ich weiß aber wahrhaftig nicht, was sie Blühendes jetzt in ihrem Fenster hat; nahm es sich denn einigermaßen präsentabel aus?"

„O ganz vortrefflich; namentlich die herrlichen Orchideen erregten meine Bewunderung. Ich verstehe nur leider nicht viel davon."

„Ich auch nicht, kümmere mich auch nicht darum und überlasse es meiner Frau, ihr Steckenpferd zu reiten, wenn ich es ihr nicht zu satteln brauche," warf Hersfeld teilnahmslos hin.

Edwin schwieg und dachte sich sein Teil.

Bald langten sie in der Hersfeld'schen Wohnung an und fanden Betty in dem mit feinem Geschmack eingerichteten Empfangszimmer, das durch eine Tür mit dem Erkerstübchen Cornelias verbunden war, mit dieser bereits anwesend. Nachdem Edwin in der höflichsten Form Cornelia begrüßt hatte, stellte Hersfeld die beiden Gäste einander vor und fügte hinzu: „Ich habe Herrn von Raßkow unterwegs schon alles Wissenswürdige von Ihnen mitgeteilt, liebe Betty, so daß Sie ihm in keiner Weise mehr fremd sind."

„Dann wehe mir!" seufzte Betty und fuhr kopfschüttelnd fort: „Schade, daß Sie nun schon ein arges Vorurteil gegen mich haben, Herr von Raßkow! denn wie ich meinen verehrten Freund Hersfeld kenne, wird er

Ihnen eine nichts weniger als schmeichelhafte Meinung von mir beigebracht haben."

„Die allergünstigste, mein gnädiges Fräulein! der Herr Regierungsrat war Ihres Lobes voll," heuchelte Edwin, wobei sich Hersfeld kaum das Lachen verbeißen konnte.

Betty blickte Edwin durchdringend an und sagte: „Hoffentlich wohnen Sie nicht jenseits der Fulda, daß Sie heut abend noch über eine Brücke müssen."

„Über jede Brücke will ich gehen ohne an einem Steine des Anstoßes zu stolpern," vermaß sich Edwin.

„Ich glaube Ihnen doch nicht," entgegnete sie trotzig. „Hersfeld," wandte sie sich an diesen, „was für Anzüglichkeiten, Bosheiten und Niederträchtigkeiten haben Sie dem Herrn über mich gesagt? gestehen Sie's!"

„Keine, die Sie nicht schon selber von mir gehört hätten, teure Betty," versicherte der Regierungsrat schmunzelnd; „Sie wissen ja, was sich liebt, das neckt sich."

„Was sich liebt! lieben wir uns etwa?"

„Aber Betty! welche Frage!" sprach er affektiert, die Hand aufs Herz legend.

„Hm!" sie verzog den Mund zu einer höhnischen Grimasse und antwortete nicht.

„Übrigens lautet der Spruch, wenn ich nicht irre, umgekehrt: was sich neckt, das liebt sich," fiel Cornelia ein.

„Die eine wie die andere Lesart findet ihre Nutzanwendung, doch möchte ich nicht behaupten, daß beide die gleiche Berechtigung hätten," äußerte Edwin. „Nicht alle, die sich lieben, necken sich; manche, die sich nach einander sehnen, gehen sich aus dem Wege oder können nicht zueinander kommen wie die zwei Königskinder, weil das Wasser oder sonst eine unüberspannbare Kluft zwischen ihnen viel zu tief ist."

Der ernste Ton, mit dem er das gesagt hatte, fiel den andern auf. Cornelia starrte sinnend vor sich hin. Betty aber sprach: „Zwischen Hero und Leander wogte ein Meer, und sie kamen doch zueinander."

„Pah!" machte Hersfeld, „weil er ein guter Schwimmer war und sie ihm drüben eine Laterne ansteckte. Werdet mir nur nicht mythologisch sentimental! Wir können zu Tisch gehen, Cornelia," fuhr er fort, als jetzt das Mädchen die Schiebetür zum Eßzimmer öffnete.

„Sehr gern, — gewiß!" fuhr Cornelia wie aus Träumen auf. „Darf ich bitten, Herr von Raßkow?" Sie nahm Edwins Arm und schritt mit ihm voran.

Hersfeld folgte mit Betty und sie sagte zu ihm: „Das war Ihnen wohl schon wieder zu ‚poetisch', nicht wahr? das fällt Ihnen auf Ihre beständig zitternden Nerven."

„Sehr richtig bemerkt, meine hochästhetische Gönnerin!" lachte er. „Das griechische Altertum ist für mich ein überwundener Standpunkt!"

„Barbar!" schalt sie.

„Kratzbürste!" gab er ihr zurück.

Das Speisezimmer war ein langgestreckter Raum von mäßiger Breite, in dessen Mitte unter der Gaskrone der gedeckte, für vier Personen fast zu große Tisch stand. Die Damen nahmen zwischen den beiden Herren Platz, so daß jede Seite des Tisches besetzt war. Sehr bald erhob der Regierungsrat sein Glas und sprach: „Mit diesem ersten Trunk, Herr von Raßkow, ein für allemal willkommen in unserem kleinen Kreise!" Edwin verneigte sich dankend gegen die mit ihm Anstoßenden, und nachdem die Gläser erklungen waren, fuhr Hersfeld fort: „Heute wollen wir einmal von angenehmeren Dingen reden als von Sozialpolitik und Verwaltung, und zwischen

uns, liebe Betty, proklamiere ich hiermit dauernden, unverletzlichen Burgfrieden."

„Auf die ewige Dauer von zehn bis zwanzig Minuten, meinen Sie doch wohl," erwiderte sie schnippisch. „Ist es erlaubt, von Literatur und Kritik zu sprechen, hochgebietender Herr des Hauses?"

„Gewiß, gelehrteste aller Musen! Sie haben das Wort."

„Dann frage ich Sie, Herr von Rathkow," wandte sie sich an diesen, „kennen Sie einen Schriftsteller, der in der Zeitung unter dem Namen Feirefiß mit der Regierung durch dick und dünn geht?"

„Halt, Betty! dagegen erhebe ich Einspruch," rief Hersfeld. „Ein Journalist weiß zwar alles und noch viel mehr, aber nach Geheimnissen darf man ihn nicht fragen, und hinter einem Pseudonym steckt immer ein Geheimnis. Ich entbinde Herrn von Rathkow von der Beantwortung dieser indiskreten Frage."

„Indiskrete Frage! schon wieder ein Tadel, und das nennt er Burgfrieden halten!" klagte Betty.

„Ich muß dem Herrn Regierungsrat beipflichten, gnädiges Fräulein," sprach Edwin mit einem pfiffigen Lächeln. „Wer unter einem Versteckaamen schreibt, will unerkannt bleiben."

„Aha!" frohlockte Betty. „Nun, sollten Sie den Herrn einmal kennen lernen, dann, bitte, sagen Sie ihm, daß eine aufmerksame Leserin sich an seinem flüssigen, eleganten Stil aufrichtig erfreut, wenn sie auch seinem uneingeschränkten Lob aller Maßnahmen und Verordnungen unserer hochwohlweisen Regierung durchaus nicht immer ‚beipflichten' kann."

„Das soll soviel heißen als: es ist die höchste Zeit, daß wir auch noch weibliche Regierungsräte bekommen," spottete Hersfeld.

„Sie erraten doch stets meine innersten Gedanken," schmollte Betty empfindlich.

„Vertragt euch endlich!" mahnte Cornelia. „Das kann ich heute wohl ausnahmsweise von euch verlangen, denn hier am Tische führt die Frau vom Hause den Vorsitz, nicht der Mann."

„Bitte, Frau Präsidentin!" — „Doch erst in spe, Herr Regierungsrat!" schaltete Betty immer noch streitlustig ein — „Ganz zu Ihren Befehlen!" versetzte Hersfeld lächelnd und mit einer devot fügsamen Handbewegung gegen seine Frau. „Dann stelle ich bei dem hohen Präsidium den Antrag, daß es Herrn von Raßkow bitte, uns etwas von seinem und meinem Freunde Leo von Bürden zu erzählen, den er ja kürzlich auf seinem Majorat besucht hat."

Cornelia zuckte in sich zusammen, selber nicht wissend, ob vor Schreck oder vor Freude. Sie sollte Raßkow bitten, von Leo von Bürden zu sprechen! Doch ehe sie ein Wort über die Lippen brachte, trat Betty schnell mit der Frage dazwischen: „Von Bürden? den müssen wir doch kennen, Cornelia! Stand nicht ein Herr von Bürden als Oberleutnant hier in Garnison? ein sehr stattlicher, hübscher Mann, blond, wenn ich nicht irre, und Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle."

Cornelia nickte ihr klopfenden Herzens, aber äußerlich unbefangen zu, und statt ihrer antwortete Edwin: „Ganz recht, gnädiges Fräulein, das ist er. Er war nachher zwei Jahre in Berlin auf der Kriegsakademie, und dort war es, wo ihm die große Erbschaft gänzlich unerwartet in den Schoß fiel."

Ihm kam Hersfelds Aufforderung sehr gelegen, Cornelia nun noch einen deutlicheren Wink über Leos Liebe zu geben als sein Hinweis auf die zwei Königskinder

gewesen war. Er fuhr daher fort: „Ihrem Antrage, Herr Regierungsrat, leiste ich gern Folge; nur habe ich von unserem gemeinschaftlichen Freunde, den ich liebe und verehre wie keinen Zweiten auf Erden und dem ich unermeßlichen Dank schulde, leider nicht viel zu berichten. Sein Grundbesitz scheint ein sehr ausgedehnter und wertvoller zu sein, und die Einrichtung seines schönen, alten Schlosses ist eine überaus prächtige und gediegene, reich an Schmuck und Kunstgegenständen jeder Art. Er hat mich auf mein Ersuchen durch alle Räume geführt, und ich habe mit meiner lauten Bewunderung des Gesehenen nicht gekargt. Ihm zusagenden Umgang hat er auch und steht mit seinen Gutsnachbarn, meist adligen und gebildeten, auch mit Töchtern gesegneten Familien, in einem regen, sehr angenehmen Verkehr, aber —". Er hielt inne, als nähme er Anstand, sich noch weiter unverhohlen auszusprechen.

„Nun? was für ein Aber ist dabei?" forschte Hersfeld.

„Ich glaube, er ist trotz seines Reichtums, seiner Unabhängigkeit und seiner bevorzugten Stellung unter den Standesgenossen doch nicht zufrieden und glücklich, weil er — weil er sich in seinem Herzen vereinsamt fühlt," vollendete Edwin.

„Ja, zum Kuckuck! warum heiratet er denn nicht?" platzte Hersfeld los. „Ihm fehlt eine Frau; das habe ich ihm schon vor Monaten gesagt."

„Auch ich habe ihm das andeutungsweise nahegelegt," erwiderte Edwin, „aber er ging nicht darauf ein. Ich kann mir daher keinen anderen Grund seines freiwilligen Zölibats denken, als daß ihn eine unglückliche Liebe zeitlebens innerlich gebunden hält."

„Hat er sich einmal einen Korb geholt?" fragte Betty. Edwin zuckte die Achseln.

„Bürden sich einen Korb holen? kaum denkbar!“ sagte Hersfeld. „Wißt Ihr etwas davon?“ wandte er sich an die beiden Damen.

„Mir ist nichts davon zu Ohren gekommen,“ sprach Cornelia.

„Mir auch nicht,“ stimmte Betty zu. „Hier wenigstens ist nie die Rede davon gewesen, aber es könnte ihm ja in Berlin passiert sein.“

„In Berlin war er noch gar nicht in der Lage, heiraten zu können, falls er nicht eine sogenannte gute Partie hätte machen wollen, und das hat er niemals gewollt. Ein Leo von Bürden freit nicht um des schnöden Mammons willen,“ erklärte Edwin entschieden.

Cornelia saß wie auf Kohlen bei diesen Verhandlungen über das Herzensgeheimnis des Geliebten, denen sie doch mit fieberhafter Spannung und in der beseligenden Gewißheit lauschte, daß Leos Liebe keinem anderen weiblichen Wesen gehörte als ihr. Sie wagte nicht, Raßkow in die Augen zu sehen, weil sie überzeugt war, daß er dies ebensogut, wenn nicht besser wußte als sie, und plötzlich sprang ihr der Gedanke auf, daß Leo den Freund an sie abgeschickt haben könnte mit dem Auftrage, ihr seine unwandelbare Liebe in vorsichtiger, klug verhüllter Weise kundzutun. Aber welchen Zweck konnte das haben? doch nur den, daß sie seine Treue, die er ihr nie gelobt hatte, erfahren und den grenzenlosen Schmerz ewig unstillbarer Sehnsucht mit ihm teilen und tragen sollte. Mit keinem Wort und keiner Miene aber verriet sie, wie himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, ihr zumute war.

„An eine unglückliche Liebe Leos glaube ich nicht, Herr von Raßkow,“ knüpfte Hersfeld nach einem kurzen Schweigen wieder an. „Ich kenne ihn seit fünfzehn Jahren, und schon im Korps waren wir innig befreundet

miteinander. Hoffnungslosen Gefühlen nachzuhängen war niemals seine Sache; täte er es jetzt, müßte er sich in der letzten Zeit doch sehr verändert haben, und bei unserem Zusammensein in Frankfurt hatte ich diesen Eindruck nicht von ihm."

„Möglich, daß ich mich täusche, Herr Regierungsrat, und in Bürdens Interesse kann ich das nur wünschen," erwiderte Edwin.

Damit war dieser Gegenstand des Gespräches erschöpft, und Cornelia, nun frei aufatmend, lenkte es anderen Gebieten zu, deren Erörterung dem Gaste Gelegenheit bot, sein Licht leuchten zu lassen und seine gesellschaftlichen Talente so zur Geltung zu bringen, daß beide Hersfelds sowohl wie Betty von seiner bestechenden Art gleichsam gefangengenommen wurden.

Infolgedessen ward die Stimmung im Verlauf des keineswegs frugalen, durch guten Wein unterstützten Mahles immer angeregter und heiterer. Auch Cornelia ging jetzt mehr aus sich heraus, beteiligte sich lebhafter an der Unterhaltung, hatte besonders auf Ratzkows Anreden stets eine freundliche, treffende Antwort und konnte über seine drolligen Bemerkungen und Einfälle frohmutig lachen.

Da geschah es, daß er sich dem Zauber ihres Wesens, das sie unbewußt und ungewollt auf ihn ausströmte, widerstandslos hingab, zumal er, durch ihre scheinbare Gleichgültigkeit irregeführt, wieder zu dem falschen Schlusse gelangte, daß sie Leo nicht liebte. Schnell ward er sich klar darüber, daß ein öfteres Wiedersehen mit ihr und die Gewöhnung ihres Anblickes nicht, wie er erwartet hatte, das Mittel war, sich Ruhe und Gelassenheit zu bewahren oder zu verschaffen, denn die entgegengesetzte Wirkung trat ein, erneutes Auflodern seiner leiden-

schaftlichen Gefühle und der brennende Wunsch, die liebenswerte Frau so oft wie möglich zu sehen. Bei alle der Glut in seinem Innern hielt er sich jedoch fest im Zügel und suchte wenigstens eine huldigende Auszeichnung Cornelias vor den andern zu vermeiden. Trotzdem entging es Betty nicht, daß er das Wort am meisten und am verbindlichsten an Cornelia richtete und daß ihre Augen fast unverwandt, bald träumerisch, bald hell aufblitzend an den Lippen des geistvollen Plauderers hingen, worüber sich die zu einer gegenseitigen Annäherung der beiden gern Hilfsbereite schon ihre eigenen Gedanken machte.

Die Stunden waren dahingeflogen, und es war Zeit zum Aufbruch. Betty erhob sich und mit ihr auch Edwin, um sich von ihren zuvorkommenden Wirten zu verabschieden. Er dankte Cornelia für den genußreichen Abend, und als er sich Hersfeld empfahl, sprach dieser: „Lassen Sie sich öfter abends bei uns sehen, Herr von Raßkow, auch ungeladen, und sollte ich dann noch beruflich in Anspruch genommen sein, so leisten Sie meiner Frau so lange Gesellschaft, bis ich fertig und frei bin."

„Sehr gütig, Herr Regierungsrat!" erwiderte Edwin, hoch erfreut über die ihm damit offiziel erteilte Erlaubnis, Cornelia besuchen zu dürfen.

Betty, die das mit angehört hatte, sagte: „Jaja, Sie können, wenn Sie wollen, hier Hausfreund werden, Herr von Raßkow, wie ich Hausfreundin bin. Man wird hier immer gut aufgenommen, aber eins merken Sie sich: Widerspruch kann der Herr Regierungsrat nicht vertragen, man muß stets seiner Meinung sein."

„Ach, wenn ich doch das einmal erlebte, daß Sie mit mir einerlei Meinung wären, Betty!" lachte Hersfeld.

„Wollen wir wetten?" fragte sie. „Wer von uns

beiden zuerst dem andern widerspricht, hat verloren. Soll's gelten?"

„Soll gelten, um was?"

„Ich stifte Ihnen eine riesengroße Aktenmappe mit der in Perlen gestickten Aufschrift: Lebe und strebe! Und was kriege ich, wenn ich gewinne?"

„Ein Paar kniehohe Wasserstiefel, die durch dick und dünn auf allen Wegen gehen."

„Kann ich brauchen," sagte sie, „muß durch manches hindurch, was nicht mit Rosen bestreut ist."

Auf dem Flur beim Anziehen der Mäntel wandte sich Edwin an Betty: „Darf ich mir die Gunst erbitten, Sie nach Hause zu geleiten, gnädiges Fräulein?"

„Nötig ist's nicht, aber ich nehme Ihr ritterliches Anerbieten mit allem Dank an, Herr von Rakkow," antwortete sie.

Dann nochmals adieu hinüber und herüber. „Auf Wiedersehen!" sprach Hersfeld, und auch Cornelia reichte dem Freunde Bürdens noch einmal mit leisem Drucke die Hand.

Das Wetter hatte sich etwas aufgeklärt, es näßte nicht mehr, war kälter und daher auf den Straßen auch trockener geworden. Nachdem die zwei eine Weile stumm nebeneinander hergegangen waren, fing Edwin an: „Gestatten Sie mir eine Frage, gnädiges Fräulein. Meinen Sie, daß ich der Aufforderung des Regierungsrats, mich auch einmal ungeladen einzustellen, Folge geben darf?"

„Gewiß dürfen Sie das," erwiderte Betty. „Hersfeld läßt meine Cousine viel allein, kommt nie vor zwei oder drei Uhr zu Tisch, arbeitet den ganzen Nachmittag wieder, und wenn er wirklich des Abends noch ein paar Stunden bei ihr sitzt, so hört sie auch noch nichts Gescheites von ihm. Schweigend raucht er seine Zigarre und überläßt

sich seinen Gedanken und seine arme Frau den ihrigen, und dann begibt sich jeder in sein stilles Schlafgemach. So empfängt sie weder persönliche Freundlichkeit noch geistige Förderung von ihm und wird ihm innerlich immer fremder."

„Hat sie das Bedürfnis nach Anregung und Zerstreuung?"

„Und wie hat sie das! Sie ist eine vielseitig gebildete Frau und eine im Grunde lebenslustige Natur, die sich nach einem das Herz und den Verstand beschäftigenden Umgang sehnt, nicht rigorös und prüde ist und mit ihren vierundzwanzig Jahren noch eine Menge Wünsche und viel wärmeres Blut in den Adern hat, als man bei ihrem äußeren Gleichmut, zu dem sie sich gewaltsam zwingt, annehmen sollte."

„Also glauben Sie, daß ich Frau Cornelia nicht unwillkommen wäre, wenn ich ihr dann und wann —"

„Im Gegenteil, Sie würden ihr eine wahre Freude damit bereiten, wie Sie dies schon mit Ihrem ersten Besuche getan haben," fiel Betty rasch ein. „Cornelia hat mir davon erzählt und mir, — ja, ich darf Ihnen gar nicht alles sagen, was sie mir davon erzählt und wie sympathisch, nein, wie enthusiastisch sie mir von Ihnen gesprochen hat."

„Fräulein von Giersberg, — jetzt frage ich Sie, wie Sie mich bei Hersfelds gefragt haben: müssen wir noch über eine Brücke?"

„Nein," lächelte sie, „zu Ihrem Heile nicht, denn ich brauche mich vor keiner Brücke zu fürchten, aber Sie habe ich wohl mit Fug und Recht davor gewarnt."

Edwin konnte sich dagegen nicht verteidigen in seinem Schuldbewußtsein, sie mit den ersten zu ihr gesprochenen Worten ganz schauderhaft angelogen zu haben. In seiner

Verlegenheit griff er zu der Ausrede: „Sie wissen doch, gnädiges Fräulein, daß uns die Sprache gegeben ist, unsere Gedanken zu verbergen."

„Ja, das weiß ich," entgegnete sie, „und würde Sie gern ein wenig examinieren, welchen vielleicht ausgiebigen, praktischen Gebrauch Sie von dieser spitzfindigen Theorie zu machen pflegen, wenn noch Zeit dazu wäre. Aber hier sind wir schon, hier wohne ich." Ihm die Hand bietend, fuhr sie fort: „Schlafen Sie wohl, Herr von Raßkow, und haben Sie Dank für Ihre liebenswürdige Begleitung."

Auch er wünschte ihr angenehme Ruh', blieb aber stehen, bis sie die Haustür erschlossen hatte. Als sie aber schon im Hause drin war, steckte sie noch einmal den Kopf heraus und rief neckisch: „Gute Nacht, Herr — Feirefiß!" und bauß! schlug die Tür zu.

„Ein tolles Frauenzimmer!" lachte er in sich hinein, als er seines Weges ging, „aber was sie mir alles gesagt, mir halb zu verstehen und halb zu erraten gegeben hat, ist doch des Nachdenkens wert."

Daß er heute abend seine Absicht, Cornelia Leos Liebe begreiflich zu machen, vollkommen erreicht hatte, ahnte er nicht, denn er hatte sie mit Augen angeblickt, die, von glühender Leidenschaft geblendet, zur Erkenntnis des wahren Eindrucks seiner Mitteilungen lange nicht scharf genug gesehen hatten.

Neunzehntes Kapitel.

Heute war Sonntag und helles Wetter mit einem stahlblauen Himmel und einem gelinden Frost, der über Nacht die kleinen Lachen und Tümpel in der Stadt mit Eis bedeckt hatte. Die Zweige der Bäume längs der Bürgersteige waren mit dichtem Rauhreif überzogen, der im Sonnenschein wie Silber und Diamanten glänzte und glitzerte. Die Läden und Schaufenster waren geschlossen, aber die Menschen wandelten, sauber gekleidet und geputzt, durch die gefrorenen Straßen und zeigten dem schönen Wintertage vergnügte Gesichter.

Cornelia kam mit sanft geröteten Wangen aus der Kirche nach Hause in einer so gehobenen und frohen Verfassung, wie sie sich seit langer, langer Zeit nicht befunden hatte. Sie war keine regelmäßige Kirchgängerin, aber heute hatte sie ein Gefühl von Glück in das Gotteshaus getrieben und der Drang, dem Allmächtigen dort oben für das zu danken, was sie gestern aus Raßkows Munde gehört hatte, die nur ihr verständliche Versicherung, daß Leo sie noch liebte. Sie hatte an heiliger Stätte inbrünstig für das Geschick und den Herzensfrieden des geliebten

Mannes gebetet, der fern von ihr zur selben Stunde im Herrenstuhl seiner kleinen Dorfkirche vielleicht auch ihrer mit frommen Segenswünschen gedacht hatte.

Nun war eine wohltätige, weihevolle Ruhe in sie eingekehrt, die sie von betörenden, sinnberauschenden Hoffnungen und sündigen Gedanken, wie sie die halb schlaflose Nacht ihr zugeflüstert hatte, befreite und doch nichts mit einer bitteren, weltschmerzlichen Entsagung gemein hatte. Als sie Hut und Pelzjackett abgelegt hatte und in ihrem Erkerstübchen allein war, schlug sie im Gesangbuch den Choral ‚Befiehl du deine Wege' auf, den die Gemeinde vor der Predigt gesungen hatte, und las das herrliche Lied mit seinen vielen Strophen jetzt noch einmal, weil ihr der erbauliche Text so tief und so trostreich zu Herzen gegangen war, als wäre er eigens für sie vom Geistlichen heute gewählt worden. Dann stellte sie das Buch an seinen Platz in dem kleinen Regal, das an einer Wand des Zimmers hing, und widmete sich der Pflege ihrer Blumen.

Dabei gedachte sie des gestrigen Abends. Sie hatte an Edwins origineller Weise, sich zu geben und die Gesellschaft zu unterhalten, großen Gefallen gefunden, und er war ihr wegen seiner doch zumeist für sie bestimmten, mit aller Schonung gemachten Mitteilungen über Bürden und besonders wegen seines entschiedenen Eintretens für den Freund, als von Empfang eines Korbes die Rede gewesen war, lieb und wert geworden. Daher freute sie sich schon auf seinen nächsten Besuch und hoffte zugleich, daß er ihr dann, unter vier Augen, mehr von jenem erzählen und seine verhüllten Andeutungen durch andere, offenherzigere noch ergänzen würde. —

An demselben Sonntagvormittage stand Edwin neben seinem Schreibtisch, blickte unschlüssig und unlustig auf den

weißen Bogen Papier, den er sich dort zu einem Brief an Leo zurecht gelegt hatte, und stöhnte: „Was schreib' ich ihm nun? Tatsachen hab' ich ihm wenig zu melden, Hoffnungen kann ich ihm nicht vorspiegeln, und mit einer Entschuldigung muß ich beginnen." Endlich setzte er sich und schrieb.

Lieber Leo!

Verzeihe, daß ich Dich so lange auf Bescheid harren ließ, aber ihn Dir früher zu geben war ich nicht in der Lage. Denn obwohl ich auf Deine Empfehlung sehr freundlich von H...s aufgenommen worden bin, hatte ich doch erst gestern abend Gelegenheit, sie beide in ihrem Zusammensein zu beobachten. Das Resultat: Frau Cornelia ist mit ihrem Manne nicht glücklich.

„So, da steht's," sagte er, sich in seinem Rohrsessel zurücklehnend, „die reine Wahrheit, wie er sie von mir verlangt und wie er sie, aus seinen Äußerungen zu schließen, wohl nicht anders lautend erwartet. Nun die Begründung."

Sie ist gegen ihren Gatten nicht gerade schroff abweisend, aber doch sehr zurückhaltend und kühl, und das eheliche Verhältnis zwischen ihnen ist, mit dem mildesten Ausdruck bezeichnet, ein nichts weniger als herzliches. Das habe ich nicht allein selber deutlich gemerkt, sondern auch sowohl aus C.s eigenem wie aus dem Munde ihrer Cousine und intimsten Freundin, einem Fräulein Betty von Giersberg, vernommen. H. ist ein Arbeitstier und ein Streber ersten Ranges, der von früh bis spät bei seinen Akten sitzt und darüber seine Frau vernachlässigt, ohne sie indessen schlecht oder unfreundlich zu behandeln. Sie ist immer allein und hat

außer mit besagter Cousine, einer klugen, mokanten alten Jungfer, fast gar keinen Umgang. Übrigens hat mich H. aufgefordert, öfter, auch ungeladen, zu ihnen zu kommen, was ich auch zu tun gedenke.

Wieder hielt er mit schreiben inne und fuhr in seinem Selbstgespräch fort: „Das wäre nun wohl eigentlich alles, was ich für Leo auskundschaften sollte. Die andere Frage, die mir nicht seine Lippen, wohl aber seine Augen aussprachen, ist die, ob ihn Cornelia noch liebt. Ihm darauf mit einem kurzen, harten Nein zu antworten, wie ich es, streng genommen, müßte, wäre eine Grausamkeit, die ich nicht übers Herz und nicht aus der Feder bringe. Aber ich mag mich drehen und wenden, wie ich will, er wird es doch heraushören, man spricht vergebens viel, um zu versagen. Versuchen wir's wenigstens, um diesen heiklen Punkt herumzukommen ohne grob zu lügen."

Deinen ehrerbietigen Gruß habe ich Frau C. bestellt und hinzugefügt, daß Du ihrer noch manchmal innig gedächtest und Dich eures früheren angenehmen Verkehrs hier mit Freuden erinnertest. Dies geschah, als ich sie bei meinem Antrittsbesuch allein traf. Rot ist sie dabei geworden, aber gefragt hat sie nicht und mit keinem Worte Auskunft über Dich verlangt. Ich vermag nun nicht zu entscheiden, ob Du diese Schüchternheit oder Diskretion von ihrer Seite zu Deinen Gunsten auslegen darfst oder nicht.

Jetzt durchlas er das Geschriebene und murmelte: „Etwas trocken, trocken und nüchtern. Und ein bißchen gelogen ist doch dabei, denn sie hat allerdings nach ihm gefragt und von ihm gesprochen, aber lieben — nein, lieben tut sie ihn nicht. Da ist nichts zu beschönigen, und mit dämlichen Phrasen und ungeschickten Vertröstungen

auf die Zukunft kann ich ihm doch nicht kommen. Muß ich ihm aber nicht wenigstens mein Bedauern aussprechen? Ach was! Leo ist ein ganzer Mann, der nicht bemitleidet sein will, auch vom besten Freunde nicht; also Schluß!"

Mehr und anderes habe ich Dir leider nicht zu melden, lieber Leo. Sollte sich aber im Laufe der Zeit hier irgend etwas ereignen, das Dich interessieren könnte, so werde ich nicht verfehlen, es Dir sofort zu berichten.

Lebewohl für heute und sei herzlich gegrüßt von

Deinem

getreuen

Edwin.

Er stand auf, reckte sich und sprach: „Gottlob, das wäre besorgt, kein leichtes Stück Arbeit!" Zur Belohnung steckte er sich ein Zigarre an und fuhr, im Zimmer auf und nieder schreitend, fort: „Ich habe das meinige getan, sie über seine Gefühle aufzuklären, aber sie wollte nichts davon wissen. Das konnte ich ihm doch nicht schreiben. Sonst aber habe ich ihm nichts verschwiegen; nichts? doch! noch etwas; das —" er blieb stehen und preßte die Faust aufs Herz — „das, was hier innen rumort und sich nicht hemmen und dämmen läßt in seiner Begier, verbotene Frucht zu pflücken. Zwischen zwei Männern stehe ich als dritter und erhebe die Augen zu dem schönen Weibe, das der eine mit ganzer Seele liebt und der andere nach Recht und Gesetz sein eigen nennt. Ich aber, der Räuber, will sie beiden entreißen, und der sie liebt, ist mein Freund, und der sie besitzt, bei dem war ich zu Gaste, unter seinem Dache, an seinem Tische. Das sollte ein stärkerer Schutz für sie sein als Wall und Graben einer unnahbaren

Festung. Und ist's nicht, und ist's nicht!" Seine Schritte wurden immer schneller aus einer Ecke des Zimmers in die andere, und er qualmte, ohne es zu wissen, dicke Rauchwolken aus seiner Zigarre, die den Raum wie ziehende Nebel durchwallten.

Den raffiniert ausgeheckten, frevelhaften Plan, den Leo aufs schärfste verdammt haben würde, durch Erregung von Hersfelds Eifersucht und Verdacht gegen seine Frau eine Scheidung der Gatten herbeizuführen, hatte er aufgegeben, in dem schon tief bei ihm eingenisteten Wahn befangen, daß Leo, auch wenn Cornelia für ihn frei würde, doch keine Aussicht hätte, sie einst für sich zu gewinnen. Er würde also mit Anwendung dieses Mittels jetzt einen großen Fehler begehen, der unter allen Umständen ihn selber um den erhofften beglückenden Dank für seine befreiende Tat bringen würde.

„Und sie?" fing er wieder an, „merkt sie nichts von meinem heißen Sehnen und Verlangen, das sich an sie heranschleicht wie der Panther an die friedlich äsende Gazelle? Ich werde nicht klug aus ihr; ist sie kalt wie Eis oder unergründlich tief wie stilles Wasser? Sie liebt weder Hersfeld noch Bürden. Ja, in aller Teufel Namen! wen liebt sie denn? niemand? ist in dieser aphroditischen Brust kein Raum für Hangen und Bangen, für Liebesweh und Liebeswonne? Das mache mir keiner weis, daß eine gesunde Frau von vierundzwanzig Jahren nicht den Trieb empfände, dem Eros zu opfern — Halt' einmal!" unterbrach er sich, „Eros, schönster der Götter, wo steckst du? wo habe ich denn den Pappkasten hingetan, den ich diese Nacht nicht mehr öffnen wollte?"

Er sah sich im Zimmer um und fand das Gesuchte oben auf einem Schranke, nahm den länglichen Karton

herab und begann ihn aufzuschnüren. „Komm heraus, du listiger, nie fehlender Schütz mit dem Pfeil und Bogen!" Aus Watte und Seidenpapier wickelte er die Figur vorsichtig aus und hob sie mit ausgestrecktem Arm in die Höhe seiner Augen. „Donnerwetter! ein famoser Bengel! aber das ist doch all mein Lebtag keine Tanagrafigur; schad't nichts, dieser ist viel schöner."

Es war ein Gebild aus Elfenbeinmasse, und der Liebesgott legte nicht wie Cornelias zerbrochener den Finger auf den Mund, sondern der rechte Arm hing ruhig am Leibe nieder, während die linke Hand an der Hüfte den Riemen umfaßt hielt, an dem er Bogen und Köcher auf dem Rücken trug. Er war auch größer als der verunglückte, eine Jünglingsgestalt in all ihrer entzückenden Nacktheit mit lockigem Haupt und einem schelmischen Ausdruck in dem anmutvollen Antlitz. Edwin stellte den liebeerweckenden Olympier auf den Tisch und sah jetzt erst den Brief, der dabei gelegen hatte und den er nun las. Die Kunsthandlung bedauerte darin, daß der ‚Amor' nach dem vorgeschriebenen Modell leider nicht aufzutreiben gewesen wäre, erklärte sich jedoch bereit, falls der ergebenst beifolgende dem geehrten Herrn Besteller nicht genehm sein sollte, usw. „Ist mir genehm, meine Herren!" lachte Edwin, „und wird es zweifellos auch der angebeteten Frau sein, für die er bestimmt ist. Schwebe hin zu ihr, Eros, ziele gut und triff sie mitten ins Herz!"

Vorläufig aber packte er den Götterjüngling wieder ein und sperrte ihn in den Schrank, denn so schnell durfte er doch wohl seinen Besuch bei Cornelia nicht wiederholen.

Fast die ganze Woche ließ er vergehen, ehe er sich mit seinem Geschenk nach der Hersfeld'schen Wohnung auf

den Weg machte, wünschend und hoffend, die Herrin daheim zu finden.

In seine Hoffnung mischte sich jedoch die Besorgnis, daß ihn bei diesem Wiedersehen Haltung und Besonnenheit verlassen und er sich in Worten und Wendungen Cornelia gegenüber vergessen könnte, so fest er sich auch vorgenommen hatte, sie mit keiner voreiligen Liebeserklärung zu überraschen und zu bestürmen, um sich nicht einer Abweisung auszusetzen, die alles verderben und dem lustigen Minnespiel ein Ende mit Schrecken bereiten konnte, ehe es einmal angefangen hatte.

Zwar wenn er sich Bettys ihn ermutigende Äußerungen über Cornelia vergegenwärtigte, daß sie keineswegs engherzig und spröde wäre, sich sehr sympathisch über ihn ausgesprochen hätte und ihr sein Besuch zur größten Freude gereichen würde, glaubte er einen niederschmetternden Abfall bei ihr nicht befürchten zu müssen. Dennoch wollte er sicher gehen, Schritt für Schritt sich der Ersehnten nähern, tändelnd und schmeichelnd um ihre Gunst werben und ihre Hingebung ohne Widerstand erringen. Von Leo wollte er nicht wieder mit ihr reden, sie an dessen Liebe nie wieder erinnern; nur ihm sollten fortan ihre Gedanken gehören, für sich allein wollte er sie haben, sollte er der Erfüllung seiner Wünsche auch noch so langsam und behutsam lavierend zusteuern müssen.

Wird er aber die dazu nötige Ruhe und Geduld behalten? wird die explosive Gewalt der Leidenschaft, die unter der leichten Hülle eines weltmännischen Benehmens ihre hochgespannte, kaum noch zu fesselnde Kraft in seinem Innern barg, ihn nicht zu einem unbedachten Angriff hinreißen? Er mußte sich angesichts der verführerisch schönen Frau auf einen erneuten Kampf mit sich gefaßt

machen, der schwerer zu bestehen war als der, den er im stillen, fern von ihr, mit sich durchgefochten hatte und in dem er, obwohl mit guten Vorsätzen gewappnet, jämmerlich erlegen war. Trotzdem wollte er sich der Versuchung, im Drang der Gefühle zu früh loszuschlagen, kühnlich stellen. Möchte das Götterbild, das er hier unter dem Arme trug, ihn vor jeder Torheit bewahren und ihm zu einem fröhlichen Siege verhelfen!

Zwanzigstes Kapitel.

„Die gnädige Frau läßt bitten, einzutreten und sie zwei Minuten zu entschuldigen; sie wird sogleich erscheinen." So lautete auf Edwins Anmeldung der Bescheid durch Cornelias Zofe, die dem Besuche dabei die Tür zum Erkerzimmer öffnete und dann wieder verschwand.

Edwin legte ab, nahm schon draußen im Flur den Eros aus der Pappschachtel und begab sich damit in das ihm bekannte Gemach. Es war ihm sehr lieb, hier kurze Zeit allein zu bleiben, um sein Geschenk heimlich aufstellen zu können. Er gab ihm einen gut gewählten Platz auf dem obersten Bord von Cornelias Schreibtisch, wo sich die helle, schlanke Figur zwischen einigen anderen Kunstgegenständen trefflich ausnahm, ohne doch aufdringlich in die Augen zu fallen.

Kaum war er mit dem Hin- und Herrücken fertig, als Cornelia vom Empfangszimmer aus eintrat und Edwin mit den Worten begrüßte: „Verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ; ich hatte in der Küche zu tun."

„In der Küche?" frug er mit etwas ungläubigem Ton.

„Ja, wundert Sie das? eine Hausfrau muß sich um ihre Wirtschaft kümmern. Dafür hat ein sorgenloser Junggeselle wie Sie natürlich kein Verständnis."

„Gott sei Dank! nicht das geringste," lachte er, auf ihre Einladung Platz nehmend.

„Nun?" fragte sie, „haben Sie inzwischen einige Besuche abgestattet, wie ich Ihnen riet?"

„Nein," erwiderte er zögernd, „und, offen gestanden, mich verlangt auch nach gar keinem andern Verkehr als dem in Ihrem gastfreien Hause, wo ich jüngst einen so köstlichen Abend verleben durfte, für den Ihnen vielmals zu danken ich —"

„Sie haben für nichts zu danken," unterbrach sie ihn, „denn daß der Abend ein vergnügter war, ist zumeist Ihr Verdienst, Herr von Raßkow. Sie haben uns alle auf das Angenehmste unterhalten."

„Ich? ich habe ja kaum den Mund aufgetan, habe immer nur Ihnen gelauscht."

„So! mir! sonderbar!" lächelte sie, „und ich dachte, ich wäre die Schweigsamste von uns vieren gewesen. Nun, gut zuhören können ist auch ein Talent."

„Das die wenigsten Menschen besitzen," fiel er ein. „Aber es gibt zweierlei oder besser gesagt, ein doppeltes Hören, eins mit dem Ohr und eins mit dem Herzen. Zwischen den Zeilen eines Briefes zu lesen, was der Schreiber verschwiegen hat, ist schon nicht leicht, noch viel schwerer aber ist es meines Erachtens, neben und zwischen den gesprochenen Worten auch die ungesprochenen zu hören. Können Sie das, gnädige Frau?"

Sie glaubte, er bezöge das auf seine am Sonnabend gemachten Andeutungen über Bürden und wollte damit ausführlichere Mitteilungen einleiten. Etwas verlegen antwortete sie: „Wenn ich das wollte, könnte ich es wohl

auch, doch scheint es mir nicht erlaubt, den Reden eines anderen einen Sinn unterzulegen, den sie nicht klar ausdrückten und vielleicht gar nicht haben sollten. Man verirrt sich dann unversehens zu Mißverständnissen und falschen Schlüssen, die ein verkehrtes Tun zur Folge haben können."

„Diese Gefahr läuft jede Interpretation," entgegnete er. „Allein man kann doch nicht alles frank und frei heraussagen, was man denkt und fühlt."

„Das kann man und das soll man immer, wenn der andere wissen darf, was man denkt und fühlt," sprach sie bestimmt. „Man soll nicht Rätsel aufgeben und mit seiner Meinung hinter dem Berge bleiben. Ich wenigstens bin keine Freundin von langen Umschweifen und schonenden Vorbereitungen."

„Nun setzen Sie aber einmal den Fall, verehrte, gnädige Frau, jemand wollte Ihnen etwas sehr Wichtiges anvertrauen, wäre jedoch in Zweifel, wie Sie es aufnehmen würden, und Sie merkten das. Wie würden Sie sich dem gegenüber verhalten?"

„Das läßt sich nicht vorausbestimmen und würde sich nach der Person des Mitteilenden und nach dem Inhalt und der Form seiner Mitteilung richten," sagte sie mit einem forschenden Blick. „Übrigens bin ich auf die Geheimnisse anderer durchaus nicht neugierig."

„Wenn nun aber das Geheimnis den Hörer genau soviel angeht wie den Sprecher, was dann?"

Jetzt erwartete er sehnlichst die gebieterische Aufforderung von Cornelia: zur Sache! was haben Sie mir Wichtiges anzuvertrauen?

Aber ruhig lächelnd erwiderte sie: „Was dann? Das Herr von Rabkow, wollen wir denen überlassen, die Ge-

heimnisse miteinander auszutauschen haben, was ja bei uns beiden nicht der Fall ist."

Diese nicht unfreundliche, aber entschiedene und von einem fein ironischen Beiklang angehauchte Weigerung ihrerseits, das sich bedenklich zuspitzende Problem noch weiter und bis zu seiner Lösung zu verfolgen, brachte den kühn Gewordenen zur Besinnung. Mit Schrecken ward er sich bewußt, daß er nahe daran gewesen war, mit einem zügellosen Erguß seiner leidenschaftlichen Gefühle der nichts ahnenden Frau gegenüber va banque! zu spielen. Nun verstummte er; der Faden war abgeschnitten und entstand eine etwas schwüle Pause.

Cornelia fragte sich, welchen Zweck das seltsame Zaudern und ängstliche Vorbeugen des mit dem Worte sonst so schnell Fertigen hatte. Zur Übermittlung noch so überraschender Nachrichten von Bürden brauchte es doch nicht solcher Umwege, und den Gedanken, der sich fünf Herzschläge lang ihrer bemächtigte, daß Raßkow ihr Eröffnungen zu machen hätte, die ihn selbst, ihn und sie gemeinschaftlich betrafen, wies sie als unannehmbar zurück.

Da streifte ihr Blick von ungefähr den Schreibtisch und entdeckte dort die Statuette. „Was ist denn das?" rief sie, sich erhebend und mit einem freudigen Erstaunen darauf zuschreitend. „Herr von Raßkow! ist das mein neuer Eros?"

„Zu Befehl, gnädige Frau! das ist Seine Olympische Hoheit Prinz Eros, der Göttersohn," erwiderte Edwin lächelnd und sehr erleichtert, daß die peinliche Verlegenheit, in die er durch Cornelias Ablehnung geraten, überstanden war. Eros erwies sich ihm als aus einer kritischen Lage erster Ordnung ihn rettender deus ex machina, dem er zum Dank dafür einen begeisterten Hymnus hätte anstimmen mögen. „Sie wollen verzeihen, gnädige Frau,"

fuhr er fort, während Cornelia den Liebesgott vom Tische nahm und aufs genaueste besichtigte, „verzeihen, daß es nicht die gleiche Tanagrafigur ist, die ich Ihnen — doch doch, ich! ich bin's gewesen," behauptete er auf ihr verneinendes Kopfschütteln — „bei meinem ersten Besuch hier zertrümmert habe. Dasselbe Modell war leider nicht zu beschaffen, und so bitte ich Sie, mit diesem wohlgebildeten Jüngling freundlich fürliebnehmen zu wollen."

„Fürliebnehmen? er ist ja wunderschön, viel schöner als der vorige. Wie soll ich Ihnen danken, Herr von Raßkow, für dieses graziöse Gebild!" sagte Cornelia mit einem flüchtigen Erröten. „Sehen Sie nur den reizenden Kopf mit dem träumerischen Blick und dem schlauen Lächeln auf den Lippen und die anmutige, abwartende Haltung, wie er sinnend dasteht, als überlege er sich, auf welches schlechtbewachte Mädchenherz" — oder Frauenherz, ergänzte Edwin im stillen — „er den Pfeil lenken soll."

„Es freut mich unendlich, gnädige Frau, daß er Ihnen gefällt," frohlockte der beglückte Darbringer. „Aber ich glaube, gegen seine Pfeile schützt die schärfste Wachsamkeit nicht; sie dringen auch in eine mit dreifachem Erz gepanzerte Brust."

„Meinen Sie? nun, dann seien Sie auf Ihrer Hut, Herr von Raßkow!" sprach sie, indem sie den Eros wieder auf seinen Platz stellte. „Es gibt hier in Kassel viel hübsche Mädchen, die einem Manne gefährlich werden können. Oder hat Sie der Pfeil der Liebe schon getroffen?"

„Unheilbar verwundet!" gestand er mit einem so überaus komischen Seufzer, daß Cornelia hell auflachen mußte.

„Was Sie sagen!" rief sie, die Hände zusammenschlagend und ihn höchst verwundert anblickend. Ihr ging

plötzlich ein Licht auf: Aha! das ist's, das hat er mir beichten wollen, aber für so zaghaft und schüchtern hätte ich ihn nicht gehalten. „Kommen Sie! setzen wir uns wieder, und dann erzählen Sie mir von Ihrer Liebe." Sie rückte sich recht bequem in eine Ecke des Diwans, und als auch er ihr wieder gegenübersaß, fuhr sie in völliger Unbefangenheit fröhlich fort: „So! nun erzählen Sie! ich kann schweigen, keinem Menschen werde ich ein Sterbenswörtlein von dem Geheimnis Ihres Herzens verraten." Das will ich hoffen! dachte Edwin. „In Kassel kann Ihre Angebetete nicht wohnen, denn Sie haben hier außer uns noch keine Bekanntschaften. Ich will auch gar nicht wissen, wo sie wohnt und wie sie heißt; aber wie sie aussieht, welche Tugenden Sie an ihr schätzen, kurz, was für ein Engel, für ein unvergleichliches Juwel sie ist, das müssen Sie mir sagen."

Da kam Edwin ein seiner Meinung nach genialer Gedanke. Er erinnerte sich dessen, was ihm Leo von der großen Ähnlichkeit Cornelias mit einer jungen Dame seiner Nachbarschaft erzählt hatte. Wenn so etwas überhaupt im Leben möglich war, so konnte er dieses Vorkommnis als vermittelndes Element hier einschmuggeln und als Dolmetsch seiner Gefühle dergestalt benutzen, daß er Cornelia unter dem Vorwande einer sprechenden Ähnlichkeit mit derjenigen, die er zu lieben behauptete, die aber außer ihr gar nicht existierte, ihr eigenes Bild wie in einem Spiegel zeigte, ob sie sich darin erkennen und dann inne werden würde, daß sie selbst seine Angebetete war und keine andere. Nach einem prüfenden Blick in ihr Antlitz begann er: „Nun denn, gnädige Frau, da Sie mir so freundlich die Lippen öffnen, will ich Ihnen, so gut ich vermag, ihr Äußeres schildern. Die, die ich liebe, mehr als mein Leben, ist von hohem, schlankem und blü-

hendem Wuchs mit einem edel geformten, etwas bleichen Gesicht; ihr welliges Haar ist dunkelbraun, ihr Mund fein geschnitten und lieblich gewölbt, und wenn sie lächelt, ist es zum Entzücken."

„Und wenn sie küßt," schaltete Cornelia neckisch ein.

„Dieser Seligkeit bin ich noch nicht teilhaftig geworden," erwiderte er mit stockendem Atem.

„Nun die Augen; was hat sie für Augen?"

„Ja, die Augen! Können Sie mir sagen, gnädige Frau, was Ihre beste Freundin, Fräulein Betty, für Augen hat, ob blaue, braune oder graue?"

„Nein, das wüßt' ich Ihnen im Moment wahrhaftig nicht zu sagen," mußte Cornelia gestehen.

„Sehen Sie! ich weiß es auch nicht, was — die andere für Augen hat. Sie sind groß und erscheinen dunkel, aber ihre Farbe genau zu bezeichnen wäre ich nicht imstande, und wenn ich sie jetzt hier vor mir hätte. Sie können sehr traurig blicken und können auch lustig blitzen und blinken; für mich liegt eine ganze Welt in diesen Augen."

„Schwärmer!" lächelte sie, „aber recht so! schlimm, wenn's anders wäre. Ein passionierter Sanguiniker, der das Herz auf der Zunge hat wie Sie, ist mir lieber als ein stocksteifer Philister, der jedes Wort auf die Goldwage legt und sich mit seinem bißchen Gefühl nicht heraustraut. Aber weiter! jetzt kommt das Innere an die Reihe, Charakter, Gemüts- und Denkungsart. Wie steht's damit?"

„Die weibliche Psyche, gnädige Frau, ist ein sehr scheues und zart beschwingtes Wesen, dessen schillernden Falterstaub und Schmelz man kaum in der Nähe betrachten, geschweige denn berühren und auf seine Bestandteile untersuchen darf."

„Gut gesagt! ein anderer würde die geistreiche Bemerkung machen: das Weib ist ein ewiges Rätsel, das man im ganzen Leben nicht ergründet," spottete Cornelia. „Wie Sie sich ausdrücken, gefällt mir besser. Mit dem philosophischen Senkblei kommt man uns freilich nicht auf den Grund. Wer aber den ehrlichen Willen hat, uns zu begreifen, dem gelingt es auch, besonders wenn ihm die Liebe die Augen dazu auftut."

„Die Liebe sieht alles im goldigsten Lichte."

„So? schade, daß Sie das schon wissen, denn es heißt die Möglichkeit zugeben, sich in der Vollkommenheit der Geliebten irren zu können. Dann lassen Sie mich eine andere, einfachere Frage stellen: hat sie was gelernt? kann sie was?"

„O sie ist eine hochgebildete F... junge Dame," erwiderte Edwin lebhaft und war gleich darauf ein wenig verwirrt, weil er sich beinah versprochen hätte. „Ob sie hervorragende Talente besitzt, musikalisch und auch noch einer anderen Kunst beflissen ist, kann ich aus eigener Wahrnehmung nicht bezeugen, setze es aber als selbstverständlich voraus."

„Sie sind doch verlobt mit ihr?"

„Verlobt? Gott bewahre!" prallte Edwin, unbedacht aus seiner Rolle fallend, entsetzt zurück.

„Was schaudern Sie denn? das ist doch eine sehr natürliche Frage."

„Gewiß, gewiß! aber — so weit sind wir noch nicht," stotterte er, sich in sein Truggewebe immer mehr verwickelnd.

„Weiß Ihre Angebetete, daß Sie sie lieben?"

„Gesagt hab' ich's ihr noch nicht."

„Nicht? warum denn nicht? aber doch wenigstens angedeutet, ihr zu verstehen gegeben?"

„Ach ja! angedeutet hab' ich's ihr schon, sogar sehr, aber mit dem Andeuten ist das so eine eigene Sache. Sie ist ja sehr klug, aber ich glaube, verstanden hat sie mich doch nicht."

„Dann wissen Sie also noch gar nicht, ob Ihre Auserkorene Sie wiederliebt?"

„Nein!!" stieß er in heller Verzweiflung aus. „Das ist es ja, was mir Tag und Nacht keine Ruhe läßt; ja, wenn ich dessen sicher wäre —"

„Nun, dann?"

„Dann wüßte ich wohl, was ich täte."

„So? was denn?"

„Ihr zu Füßen, nein, um den Hals fallen und ihr meine rasende Liebe gestehen," rief Edwin und machte unwillkürlich eine Bewegung, als wollte er aufspringen und tun, was er eben gesagt hatte.

„Oh! nur ruhig Blut! nicht gleich rasen!" mahnte Cornelia, mit einem Blick den Heißsporn niederhaltend, der sie in seiner erregten Phantasie mit der andern, der Abwesenden zu verwechseln schien. „Bedenken Sie doch, wie Sie die zartbeschwingte Psyche mit solchem Ungestüm erschrecken würden. Nein, erst opfern Sie auf dem Altar des Eros einen Berg von Rosen und rufen Sie mit erhobenen Händen den Allüberwinder an, daß er der Dunkeläugigen einen seiner zündenden Pfeile mitten ins Herz schießt."

„Den Auftrag hat er schon von mir, aber ausgeführt hat er ihn, wie es scheint, noch nicht," murrte Edwin.

„Ja, dann weiß ich Ihnen weiter keinen Rat," sprach sie achselzuckend. „Also Glückauf! und verzeihen Sie, daß ich Sie so scharf ins Verhör genommen habe."

„O meine liebe gnädige Frau, wie können Sie von verzeihen sprechen!" erwiderte er in seinem Eifer. „Ich wünschte nur, Sie nähmen mich ein wenig in die Schule."

„Ich Sie in die Schule?" lachte sie. „Tun Sie doch nicht so, als wären Sie ein blöder Schäfer, der von mir das mindeste lernen könnte."

„In so subtilen Dingen sind die Frauen unsere bewundernswerten Meister und wir Männer unbeholfene Kinder, die, wenn's drauf ankommt, das rechte Wort nicht finden können," versetzte er. „Sehen Sie mir's denn nicht an, daß ich noch etwas auf dem Herzen habe?"

„Noch etwas?" fragte sie beklommen.

„Ja! eine Bitte, die zweite schon, die ich Ihnen vorzutragen kaum wage."

„Reden Sie!" sprach sie in steigender Bangnis vor dem, was sie zu hören bekommen würde.

„Soll ich? auf jede Gefahr? auf Gnade und Ungnade?" rief er pathetisch. „Wohlan! wer nicht wagt, gewinnt nicht. Dann erlauben Sie mir zuvor eine Frage. Als ich Ihnen die äußere Erscheinung meiner Angebeteten beschrieb, ist Ihnen da nicht eine frappante Ähnlichkeit aufgefallen?"

„Eine Ähnlichkeit? mit wem?"

„Herr Gott! mit Ihnen! Haben Sie denn das nicht gemerkt? Sie wissen wohl gar nicht, wie schön Sie sind!" sprudelte er sich überstürzend hervor.

Sie kraufte die Stirn. „Mit mir?" sagte sie betroffen; „daran habe ich nicht gedacht. Das wäre ja ein seltsamer Zufall."

„Nicht wahr, ein merkwürdiger Zufall!" lächelte er gezwungen. „Und nun die Bitte! eine sehr kühne Bitte, gnädige Frau! Nämlich — weil ich von — von der Bewußten noch kein Bild besitze, möchte ich Sie flehentlich bitten, mir — bloß der Ähnlichkeit wegen — mir Ihre Photographie zu verehren."

Cornelia, die auf ein anspruchsvolleres Begehren gefaßt gewesen war, erwiderte nach einem kurzen Besinnen kühl und gemessen: „Ich schulde Ihnen eine Revanche für den Eros; also sei's drum, aber nur leihweise!" Sie ging zum Schreibtisch, nahm aus einem Schubfach einige Photographien in Kabinettformat und reichte ihm eine davon. „Unter der Bedingung, daß Sie sie niemand zeigen," fügte sie nachdrücklich hinzu.

„Keinem menschlichen Auge!" schwur Edwin und steckte das Bild mit zitternder Hand in die Brusttasche. „Tausend Dank!" gnädige Frau, konnte er nur noch sagen und wollte sich schnell verabschieden, weil er fühlte, daß er wieder auf dem Punkte angekommen war, wo es mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende ging.

Aber Cornelia bat: „Bleiben Sie doch noch; wir haben wohl beide Zeit, noch ein wenig zu plaudern, und ich habe so selten Gelegenheit zu einer harmlos heiteren Unterhaltung, die, wenn ich sie mir einmal gewähren kann, Tage lang in mir nachklingt."

Bei den zuweilen etwas verfänglichen Wendungen, die sich in das Gespräch von Anbeginn eingeschlichen hatten, war sie doch wieder ein paarmal stutzig geworden, worauf das alles hinaus sollte und ob manche von Ratzkows Reden nicht direkt auf sie gemünzte Anspielungen wären. Sein zuletzt vorgebrachter Hinweis aber auf ihre große Ähnlichkeit mit jener Ungenannten, ein Umstand, den sie bei der Schilderung seiner Herzenskönigin wirklich nicht beachtet hatte, den sie aber als eine wunderliche Laune der Natur in gutem Glauben hinnahm, verscheuchte jeden Argwohn und erklärte ihr die Ergriffenheit und den oft überschwenglichen Ton des offenbar sterblich Verliebten, dessen ergötzliche Gesellschaft sie nunmehr sorglos noch länger genießen konnte und wollte.

Er aber betrachtete ihre freundliche Aufforderung als ein Zeichen ihrer Gewogenheit und blieb nur allzugern noch bei ihr, sich an ihrem Anblick zu weiden, sie sprechen zu hören, sie lächeln zu sehen. Wie berauscht saß er ihr gegenüber, halb mit dem schweren Bemühen, an sich zu halten, und halb mit dem fast unzähmbaren Verlangen, sie in seine Arme zu schließen. Sie war heute ganz anders als bei seinem ersten Besuche, viel aufgelegter zu Munterkeit und Scherz und dabei doch so herausfordernd sicher, als wollte sie ihn ihre unverletzliche Überlegenheit als verheiratete Frau deutlich fühlen lassen. Ob sie ihn mit dem schier unfehlbaren weiblichen Instinkt durchschaut und seine geheimen Wünsche erkannt hatte, war ihm zweifelhaft. Immerhin hatte sie seinen Versuch einer verführerischen Annäherung geschickt abgewehrt, ohne ihn zu demütigen und völlig zu entwaffnen, wie er sich zu seinem Troste sagte. Jetzt aber mußte er andere Saiten aufziehen und sein Liebeswerben auf eine günstigere Stunde und eine entgegenkommendere Stimmung der heiß Begehrten verschieben.

Also strich er in dem verdeckten Kampfe mit der vorläufig noch Unbesieglichen die Piratenflagge seiner allzeit angriffslustigen Keckheit und steuerte aus den hochgehenden Wogen seiner im Tiefen aufgewühlten Leidenschaft in das friedlich plätschernde Gewässer einer konventionellen Erörterung unpersönlicher Dinge. An Stelle der prickelnden, spannenden Boudoircauserie trat etwas wie ein offizielles Dinergespräch, das jedermann mit anhören konnte, der die Ohren danach spitzte. Sie unterhielten sich über das Theater und die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes, auf dem Cornelia besser Bescheid wußte, als Edwin, der zur Lektüre belletristischer und ästhetischer Literatur wenig Muße hatte und sich tagaus

tagein in Politik und Publizistik auf dem Laufenden halten mußte, ein Bereich, das ihr fremd war und sie nicht lockte. Als die Rede auch auf die Musik kam, konnte Edwin der dafür Begeisterten nicht folgen, weil es ihm zum innerlichen Erfassen und vollens zur Pflege dieser erhabenen Kunst an der dazu nötigen Veranlagung fehlte. Seine weitverzweigten Kenntnisse erstreckten sich über ganz andere, Cornelias Gesichtskreise fernliegende Gebiete, so daß die beiden eigentlich wenig gemeinsame, sich unmittelbar berührende Interessen hatten. Sie mieden jetzt die unter der Oberfläche lauernden Klippen, in deren gefährlicher Nähe sich das Gespräch vorher getummelt hatte, denn auch Cornelia hatte das dunkle Gefühl, daß etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen in der Schwebe blieb, das feststellen zu wollen sie sich wohl hütete.

Die nunmehr in ehrsamen Grenzen eingezäunte, mühsam gedrechselte Unterhaltung war indessen nicht nach Edwins Geschmack, weil sie ihn auf dem Wege zu seinem gesteckten Ziele keinen Schritt vorwärts brachte und ihm einen Zwang auferlegte, dem er sich nur widerwillig fügte. Er mußte seine sengenden Blicke dämpfen und seine Worte vorsichtig wägen, daß sie nicht von dem jetzt angeschlagenen neutralen Ton abwichen, und das behagte ihm nicht. Er zog es daher vor, seinem Besuch ein Ende zu machen, statt noch länger Cornelia mit einem erheuchelten Gleichmut gegenüberzusitzen, von dem seine Seele nichts wußte und dessen Schein zu wahren über seine Kraft ging.

Er erhob sich also und sagte beim Abschied: „Vielen, vielen Dank, gnädige Frau, für die glückliche Stunde, die Sie mir huldvoll vergönnt haben! Empfehlen Sie mich gehorsamst Ihrem Herrn Gemahl, und — darf ich einmal wiederkommen?"

„Sie werden mir stets willkommen sein, Herr von Raßkow," erwiderte sie. „Nochmals meinen Dank für den neuen Eros!"

„Kein' Ursach', gnädige Frau! ich habe ja Ihre Revanche," sprach er, die Hand auf seine Brust drückend. „Hier ruht sie und wird mich nie mehr verlassen."

„Sobald Sie aber ein Bild von Ihrer Künftigen selber erhalten, geben Sie mir, bitte, das meinige zurück," erinnerte sie ihn.

„Ja, gnädige Frau, das verspreche ich Ihnen!" sagte er mit einem eigentümlichen Lächeln, dessen Bedeutung Cornelia verborgen blieb.

Damit ging er. Draußen aber, ehe er die Treppe hinabstieg, wandte er sich um, und mit einer Kußhand zur Tür hin flüsterte er: „Dein Bild, du stolze Tugendheldin, bekommst du nicht anders wieder, als wenn du mir dich selber dafür gibst!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das liebe Weihnachtsfest stand vor der Tür und hatte überall, wo nicht Zwietracht, Sorgen und Leiden sein Kommen verdüsterten, frohe Erwartungen und ein geheimnisvolles Treiben und Tuscheln als ansagende Boten vorausgeschickt, daß sich alt und jung zu seinem Empfange rüsten solle, sobald die Glocken ertönten und der Engelsgruß erscholl: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Der Winter in seinem weißen, demantblitzenden Gewande machte sein freundlichstes Gesicht und hatte ein sonniges Lächeln für das kribblige, hastende Menschenvolk in Stadt und Land, das mit seinen umständlichen Vorbereitungen zu Christbescherungen und Julscherzen so überaus wichtig tat und sich dazu viele Tausende von Tannenbäumen, fast das einzige Grün, das er sein eigen nennen durfte, aus den Wäldern herbeiholte.

Auch in Finkenwalde hatte er seinen Einzug gehalten, trat aber nicht grimmig und feindselig auf, sondern entfaltete seine blendende Pracht weit und breit mit milder Hoheit und zauberte, wenn auch nicht so farbige, doch in ihrer Art ebenso reizvolle Bilder und Gebilde mit Flaum

und Flocken von Schnee, mit Kristallen und Nadeln von Eis hervor wie seine drei jüngeren Geschwister, Frühling, Sommer und Herbst, mit Knospen und Blüten und lockenden Früchten. Die Felder ruhten unter einer weichen, weißen Decke, aus der hie und da ein einzeln stehender Baum emporragte, dem nach Beute spähenden Falken zu einer den Umkreis beherrschenden Warte dienend. Im Forste hing ein feiner, bläulich silberner Hauch und Schimmer wie ein durchsichtiger Schleier vor den Bäumen und Sträuchern. Die Wipfel der Fichten waren gebeugt und ihre Zweige gesenkt von der Wucht des auf ihnen lastenden Schnees, der ihnen ein pyramidenförmiges Aussehen gab und sie zu wunderlichen Gestalten formte, fast bärtigen, zottigen Weihnachtsmännern vergleichbar. Auch auf den knorrigen Ästen der Eichen und Buchen war er liegengeblieben und umhüllte ihre sich mächtig schlängelnden Wurzeln am Boden sowie Klippen und Steine mit dicken Pelzen. Über Wege und Schneisen gingen die Fährten von Rehen oder die schnürende Spur eines Fuchses, dessen nachschleppende Lunte schwache, kaum wahrnehmbare Furchen hinterlassen hatte. Still war es ringsum wie in einer leeren Kirche; nur bei sinkender Dämmerung ward es in den Kronen auf kurze Zeit laut und lebendig. Scharen von Krähen kamen dann müd' und schwerfällig dahergezogen und suchten mit klatschenden Flügelschlägen hin und her flatternd ihre Schlafplätze auf, und später ließ wohl ein hungriges Käuzlein seinen melancholisch klagenden Ruf aus einem Baumloch erschallen. Dann aber war tiefes Schweigen, und goldhell blickten der Mond und die wandelnden Sterne auf den in der Winternacht träumenden Wald.

Auf dem Gutshofe von Finkenwalde waren zwischen den Wirtschaftsgebäuden, Ställen und Scheunen gangbare

Pfade geschaufelt, und der schlanken Jungmagd, die sie dahinschritt, flog wohl einmal ein wohlgezielter Schneeball nach; aber wenn sie sich umschaute, war niemand zu sehen, der ihn geworfen haben könnte. Das Storchnest auf dem Scheunendache ähnelte einem runden, aufgeschütteten Daunenbett, aber die rotbeinige Familie, der es gehörte, verschmähte es jetzt, war verreist und fing sich Heuschrecken an den warmen Gestaden des Nils.

Das winterliche Bild des Parkes glich dem des Waldes, nur daß es weitere und freiere Durchblicke zeigte auf Partien, die von Dunst und Nebelflor umsponnen, entfernter schienen als sie in Wirklichkeit waren. Das Denkmal Feodoras, dessen Maße und Umrisse der anhaftende Schnee verunstaltete, stand inmitten der entblätterten Trauerweiden wie ein von Kindern gebauter Schneemann; die Urne darauf konnte man sich als seinen Kopf vorstellen. Der große Teich war zugefroren und bildete eine glatte, durch nichts unterbrochene Fläche, an deren Rande ein hier einsam hausendes Paar Eisvögel mit seinem farbenprächtigen, blaugrün schillernden Gefieder pfeilschnell und lautlos auf und ab schwirrte.

Das Schloß hob sich auch jetzt bedeutend von seiner Umgebung ab. Auf den aus der Fassade heraustretenden Skulpturen und Reliefs, den wulstigen Gesimsen und Bögen über den mit palmettenartigen Eisblumen befrorenen Fenstern lag Schnee und schuf mit seinem glänzenden Weiß noch stärkere Gegensätze zu dem altersgrauen Gemäuer, als wenn die Sonne aus ihrer sommerlichen Mittagshöhe darauf niederschien. Die schneebedeckte Haube des Turmes mit der Wetterfahne sah aus wie der stahlblanke Helm eines riesengroßen, steinernen Rolands, der seit Jahrhunderten als treuer Vasall des Geschlechtes derer von Bürden hier die Wacht hielt.

Für die Insassen des Schlosses gab es heute mancherlei ungewöhnliche Verrichtungen, denn morgen war heiliger Abend. In der Küche wurden verschiedene Sorten Kuchen gebacken, und im Bibliothekzimmer war die Mamsell Buschberg damit beschäftigt, einen stattlichen Weihnachtsbaum mit Lichtern, Zuckerwerk, Äpfeln und Nüssen auszustaffieren. Fritz, der jüngere Diener, mußte ihr dabei helfen und die Stehleiter hinaufsteigen, um die oberen Zweige zu behängen und an der Spitze eine Goldfahne und einen wächsernen Weihnachtsengel zu befestigen.

Mit Lust und Eifer gab sie sich diesem hausmütterlichen Tun seit fünf Jahren zum ersten Male wieder hin. Sie hatte zwar alljährlich ein bescheidenes Bäumchen für die Dienerschaft aufgestellt, aber einen herrschaftlichen Weihnachtsbaum anzuputzen, ein Vorrecht, das sie unter dem verwitweten Freiherrn Augustus besessen hatte, dazu war sie seit dessen Tode nicht mehr gekommen.

Während sie an dem mächtigen Lesetische sitzend die Lichter nur eben leicht anbrannte, die Nüsse vergoldete und zierliche Figuren aus Marzipan und Schokolade auf Fäden zog, hub sie zu dem auf der Leiter Stehenden an: „Was haben wir doch für einen guten Herrn, Fritz, daß er zu Weihnachten bei uns bleibt und das Fest mit allen seinen Leuten feiert. Das ist dem Baron Clemens niemals eingefallen; dem war es im Winter viel zu langweilig hier."

„Wo war er denn immer um diese Zeit?" fragte Fritz.

„Der Himmel mag wissen, wo und mit was für'n Schlag von Menschen er das liebe Fest begangen hat!" erwiderte die Mamsell wegwerfend. „In einem frommen Stifte mit barmherzigen Schwestern gewiß nicht."

„Na, das kommt auf die Schwestern und auf die Art von Barmherzigkeit an, die sie ihm erwiesen haben," lachte Fritz.

„Jaja, da können Sie schon recht haben," sagte sie. „Aber nun sehen Sie sich unsern jetzigen gnädigen Herrn an, wie der für uns sorgt, als wären wir seine Familie. Uns allen will er eine Freude machen, uns allen auf diesem Tische hier aufbauen und bescheren. Was meinen Sie wohl, Fritz, was in den drei großen Kisten, die ihm Herr von Hüningen aus Berlin geschickt hat, alles dringesteckt hat?"

„Die hat ihm Herr von Hüningen geschickt?"

„Ja freilich! das stand auf dem Frachtbriefe. Der hat dem Herrn Baron alles besorgen und einkaufen müssen und gewiß eine schreckliche Lauferei davon gehabt. Ein charmanter Herr, dieser Herr von Hüningen! ein ganz anderer Mann als der Windbeutel, der Herr von Roßkow oder wie er heißt; der kann mir gestohlen werden."

„Wissen Sie denn, was in den Kisten war?" forschte Fritz neugierig.

„Bewahre! das weiß niemand," erwiderte sie. „Im Gartenzimmer hat sie der Herr mit Daniel ausgepackt und die unzähligen Pakete dort aufgestapelt, aber vor Daniels Augen nichts ausgewickelt, und dann hat er zugeschlossen, daß niemand hineinkann, auch Daniel nicht. Er selber kramt und wirtschaftet Tag für Tag damit herum; man hört es drinnen rascheln und knistern, und dabei pfeift er immer so vergnügt."

„So? Sie haben wohl ein bißchen gehorcht, Mamsell Buschbergen?"

„Nein! Wie können Sie so was von mir denken, Fritz!" sprach sie entrüstet. „Aber der gnädige Herr hat mich natürlich ins Vertrauen gezogen und sich bei mir so ganz unter der Hand erkundigt, was wohl dieser und jener gut brauchen könnte und sich wünschte."

„Was haben Sie denn gesagt, daß ich mir wünschte, Mamsell Buschbergen?“

„Haha! da könnte jeder kommen! das werde ich Ihnen gerade auf die Nase hängen! Vielleicht kriegen Sie eine Schnupftabaksdose oder ein Paar vergoldete Ohrringe.“

„Um Gotteswillen! das kann ich alles beides nicht brauchen,“ rief Fritz, der sich auf die oberste Leiterstufe gesetzt hatte, von oben herunter. „Schnupfen tue ich nicht, und einen Schatz habe ich nicht. Haben Sie das etwa dem Herrn geraten?“

„Pst! ausfragen lass' ich mich nicht,“ lachte sie.

Sie schafften emsig weiter, denn der Baum mußte morgen früh fix und fertig auf dem Tische stehen, weil dann der Herr das Zimmer für sich allein zum Aufbau verlangte. —

Leo war von den Vorbereitungen zur Feier seines ersten Weihnachtsfestes in Finkenwalde sehr in Anspruch genommen und hatte damit alle Hände voll zu tun. Hüningen hatte ihm ein genaues Verzeichnis sämtlicher in den Kisten enthaltenen Gegenstände gesandt, und nun mußte er, zunächst auf dem Papier, ihre Verteilung an alle die vornehmen, die damit bedacht werden sollten, und mußte Zettel mit den Namen schreiben, daß bei der Bescherung jeder gleich sah, was für ihn bestimmt war. Das erforderte reifliche Überlegung, denn es waren einschließlich der gesamten Dienerschaft über zwanzig Personen, die er hier im Schlosse beschenken wollte, und es wären noch zwei mehr gewesen, wenn nicht die beiden jüngsten Verwalter, die das Ihrige nachträglich bekommen sollten, in ihre Heimat gereist wären. Kinder waren nicht darunter, aber die Jugend war vertreten durch den Sohn des Försters, der als Einjährig-Freiwilliger im hessischen Jägerbataillon Nr. 11 in Marburg auf Urlaub hier war,

und durch die Töchter des Obergärtners, drei hübsche, wohlerzogene Mädchen von fünfzehn bis achtzehn Jahren. Den Rentmeister und die Familien des Inspektors, Försters und Obergärtners hatte er sich zum Abendessen nach der Bescherung geladen, an dem auch die Mamsell Buschberg und der eine in Finkenwalde gebliebene Verwalter teilnehmen sollten; also Tischplätze hatte er auch noch zu machen.

Alle diese kopfzerbrechenden Erwägungen und geschäftigen Kleinigkeiten kosteten ihn viel Zeit, bereiteten ihm aber auch eine wahre Freude und hatten noch das Gute, daß sie ihn zerstreuten und von den trüben Gedanken abzogen, die ihm Edwins Bericht über die Verhältnisse im Hersfeld'schen Hause erweckt hatte.

In dem vor acht Tagen empfangenen Briefe des Freundes gab ihm eine Stelle, die er wieder und wieder las, etwas zu raten auf. Das war die Mitteilung, wie Cornelia seinen ihr bestellten Gruß aufgenommen hatte. Sie lautete: ‚Rot ist sie dabei geworden, aber gefragt hat sie nicht und mit keinem Worte Auskunft über dich verlangt.' Wie sollte er das verstehen?

Cornelias Verstummen in jenem Augenblick ließ verschiedene Auslegungen zu. Es konnte ein Beweis dafür sein, daß sie nichts mehr für ihn übrig, sein Geschick keine Bedeutung mehr für sie hatte. Es konnte aber auch eine kluge Vorsicht von ihr gewesen sein, um Edwin, den ihr völlig Fremden, nicht merken zu lassen, wie sie über ihn, Leo, dachte und was sie für ihn empfand. Und dies dünkte ihn der wahrscheinlichere Beweggrund ihrer auffälligen Zurückhaltung, denn wenn er ihr völlig gleichgültig geworden wäre, hätte sie doch, schon aus Höflichkeit, ruhig und unbefangen fragen können: wie geht es ihm denn? hätte sich ohne Herzklopfen von Edwin erzählen lassen



Mamsell Buschberg hatte sich den Pelzkragen umgehängt und stolzierte, einen Spiegel im Bibliothekzimmer sehr vermissend, selbstgefällig damit herum.

(S. 312.)

können, wie er hier seine Tage verbrächte. Das aber hatte sie eben nicht gewagt, aus Furcht, durch ihr Fragen, durch das Beben ihrer Stimme und das Leuchten ihrer Augen zu zeigen, daß sie — daß sie ihn noch liebte! Und dazu das Erröten! warum war sie bei der Bestellung seines Grußes rot geworden? aus Ärger und Zorn über seine Kühnheit doch wahrhaftig nicht; nein, die Freude über sein treues Gedenken hatte ihr das Blut in die Wangen getrieben und die Lippen verschlossen. Lust und Leid kreuzten sich bei dieser Folgerung wie zwei Klingen in seiner Brust, das Glück, noch an ihre Liebe glauben zu dürfen, und der unsagbare Schmerz, sie nie im Leben besitzen zu sollen.

Wie er aber mehr und mehr darüber nachsann, kam der Zweifel als hinkender Bote nach. Edwin, dem Cornelias innere Bewegung nicht entgangen war, hatte doch sicherlich nach einer Erklärung dafür gesucht und wie der Weidmann auf der Fährte eines Wildes nachgespürt, welche Gefühle für den Freund in ihr wohnten. Und wenn er auch nur einen Funken von herzlicher Zuneigung in ihr entdeckt hätte, würde er es ihm unfehlbar gemeldet haben. Daß er keine Silbe davon geschrieben hatte, war eine schonungsvolle Rücksicht Edwins, sein Schweigen beredt genug.

Doch wie beim Spiel, wo Gewinn und Verlust gleich Flut und Ebbe wechseln, erging es Leo beim Grübeln über seine Chancen. Nur daß er ohne Partner und nicht um Goldhaufen oder blaue Scheine, sondern um Hoffnungen spielte, die ihm bald zuströmten, bald entwichen, je nachdem die Karten, will sagen die Gedanken in Kopf und Herzen umschlugen. Aber es waren unstete, haltlose Hoffnungen, die ihm weit entfernte, unvorherzusehende Zufälle als im Bereiche der Möglichkeit liegende Ereignisse

vorgaukelten und an Wünsche streiften, die er nicht in Worte kleiden mochte und deren er sich in seinem Gewissen schämen mußte. Heut aber kam er mit einem Gewinn nach Hause. In der seine Zweifel zuletzt doch wieder überwiegenden Gewißheit, daß ihn Cornelia noch liebte, hatte er sich Ruhe und den festen Vorsatz erkämpft, sich mit diesem herzerquickenden Bewußtsein begnügen zu wollen.

Er war Schlitten gefahren, und als er aus dem freien Felde und der reinen Winterluft kurz vorm Dunkelwerden ins Schloß zurückkehrte, war das Wetterglas seiner Feststimmung beträchtlich gestiegen. Mit Behagen setzte er sich in seiner weihnachtlichen Werkstatt, dem Gartenzimmer, wieder an die Arbeit, die einzige, die ihm jetzt oblag.

Nach einer Stunde, die ihm mit prüfen und wählen, aus- und wiedereinpacken der von Hüningen eingekauften Geschenke verflogen war, klopfte es. „Was gibt's?" begehrte er zu wissen.

„Besuch, gnädiger Herr!" rief Daniel durch die Tür.

„Besuch? wer ist's?" fragte Leo, unwillig über die Störung.

„Der Herr Baron möchten die Güte haben und in Ihr Zimmer kommen," gab Daniel ausweichend zur Antwort.

„Haben Sie dort Licht gemacht?"

„Zu Befehl, Herr Baron! alles hell."

„Gut, ich komme. — Wer wird's sein?" sprach er zu sich selber, während er seine Zettel und Listen ordnend zusammenlegte, „am Tage vor heiligen Abend! Hier hinten hört man's nicht, wenn vorn ein Schlitten vorfährt. Gewiß der Oberstleutnant, der hat schrecklich viel Zeit und kümmert sich nicht um Weihnachtsbaum und Bescherung. Bei der Kälte taxiere ich ihn auf einen kleinen Dämmer-

schoppen von allermindestens zwei Flaschen seines beliebtesten Château im Finkenwalder Keller."

Er erhob sich und ging nach seinem Zimmer, und als er eingetreten war, da — da stand Hüningen vor ihm.

„Hüningen! Mensch! Du?" schrie er jubelnd auf und stürzte dem Freund in die Arme. „Daran erkenn' ich meinen Pappenheimer! Und ich lasse dich hier warten, weil mir der Esel, der Daniel, nicht sagte, wer gekommen ist."

„Das hatte ich ihm verboten," lacht Hüningen.

„Aber wie geht das denn zu? Du wolltest ja das Fest bei deinen Eltern verleben, sonst hätte ich dich doch eingeladen."

„Der leidende Zustand meiner Mutter machte einen Winteraufenthalt im Süden nötig, und da sind sie nach Cannes gereist," erwiderte Hüningen. „Von dir aber wußte ich, daß du Weihnachten zu Hause bleiben würdest; na, und da bin ich nun."

„Ja, da bist du, da bist du! Hüningen," fuhr er fort, „mir schenkt hier niemand was, aber daß du dich mir aufbaust, das ist ein Weihnachtsgeschenk, — lachen und weinen wie ein Kind könnt' ich vor Freuden."

Jetzt erschien Daniel und brachte zwei Gläser Grog.

„So ist's recht, Daniel! das ist ein guter Einfall von Ihnen," sagte Leo. „Hierher, Daniel, hier vor den Kamin!"

Daniel rückte einen kleinen Tisch und zwei Sessel an das lodernde Kaminfeuer und präsentierte Zigarren. Und nun endlich kamen die beiden zum Sitzen, rührten mit den Löffeln in ihren dampfenden Gläsern und blickten sich seelenvergnügt an.

Nach einer Weile begann Leo: „Nun höre, was dir hier bevorsteht. Morgen abend beschere ich im Bibliothek-

zimmer meinen Leuten alle die schönen Dinge, die du mir in Berlin besorgt hast. Nimm meinen Dank für die große Mühe, die du dir damit gegeben hast."

„Ist gern geschehen," sprach Hüningen, „eine mir befreundete Dame hat mich bei der Auswahl mit Rat und Tat unterstützt. Habe ich deine Aufträge einigermaßen zu deiner Zufriedenheit ausgeführt?"

„Vollkommen; ich freue mich schon auf das Auftischen morgen vormittag."

„Dabei helfe ich dir."

„Gut. Dann, am ersten Feiertag, bin ich bei Ravenhorsts zum Mittagessen eingeladen."

„Ich auch," sagte Hüningen.

„Du auch? was soll das heißen?" fragte Leo, starr vor Staunen.

„Ich wäre," erklärte Hüningen, „auch ohne diese Ravenhorst'sche Einladung zu dir gekommen, aber ich wäre auch hergekommen, wenn du jetzt nicht hier gewesen wärest."

„Hüningen, — mir schwant was," lächelte Leo.

„Ich habe nämlich," fuhr der andere fort, „mit dem Freiherrn einen Briefwechsel gehabt, infolgedessen er mir erlaubt hat, bei ihm um die Hand seiner Tochter Jukunde zu werben."

„Hurra, Hüningen! ich lasse Viktoria schießen. Meinen Segen habt ihr und meinen herzlichen Glückwunsch dazu," rief Leo und streckte dem Freunde die Hand hin.

„Noch nicht, Bürden!" wehrte Hüningen ab, „übermorgen, wenn du mich Arm in Arm mit ihr siehst, eher nicht."

„Und eine Brautfete gebe ich euch; auf denselben Plätzen oben im Saale sollt ihr sitzen wie damals, wo sich eure Herzen geeint haben, ich hab's wohl gemerkt."

„Das akzeptier' ich, wenn alles gut abläuft," erwiderte Hüningen.

„Gut abläuft? sie muß dich ja nehmen. Denke doch an das Vielliebchen, das du ihr abgewonnen hast!"

„Ich hoffe, sie tut es," lächelte Hüningen still beseligt.

„Du fährst eine Stunde vor mir nach Weidenbrück, bringst alles in Ordnung, und ich komme mit dem Jagdschlitten und des Inspektors dicken Braunen nach."

„Umgekehrt, Freund! den Jagdschlitten nehme ich," entgegnete Hüningen.

„Nein, wenn du um Zukunde von Ravenhorst freien willst, mußt du nobel auftreten," entschied Leo. „Das Galageschirr wird aufgelegt mit den Federbüschen, das große Schellengeläut und die blauseidenen Schneedecken. So mußt du mit Kling und Klang vorfahren, daß es eine Art hat!"

Sie lachten beide, nickten sich zu, leerten ihre Gläser und ließen sich jeder noch eins bringen. —

Am andern Morgen, nachdem Daniel und Fritz die Menge der Packen und Päckchen aus dem Gartenzimmer in das Bibliothekzimmer geschafft hatten, machten sich die Freunde daran, die Sachen auszuwickeln und vor sich auszubreiten.

Da gab es Zigarren und Zigarrentaschen, Meerschaumspitzen und Aschenbecher, buntfarbige Bierkrüge von Majolika, für die Frauen feine Wollstoffe zu Sonntagskleidern und einfachere für die Köchin und die Mädchen im Schloß, juchtene Schreibmappen, wohlausgestattete Nähbestecke und solide Portemonnaies, Pelztoques, Gürtelschnallen und Broschen für die drei Fräulein Pfeffer, auch Bücher von Scheffel, Storm, Reuter, Ebers, Freitag und für den Einjährig-Freiwilligen Moltkes Geschichte des deutsch-französischen Krieges. Der Rentmeister be-

kam ein großes, künstlerisch modelliertes Schreibzeug aus Kayserzinn, die Mamsell Buschberg einen stattlichen Bisampelzkragen, Fritz zu seinem Troste weder eine Schnupftabaksdose noch Ohrringe, sondern eine schwere, silberne Uhrkette, Daniel aber eine goldene Tuchnadel mit einem zierlich verschlungenen Knoten, in dessen Mitte eine nicht zu kleine Perle glänzte, und Leos Kutscher ein Paar Pelzstiefel. Das waren die Hauptgeschenke, denen überall noch einige geringere beigefügt waren, und außerdem erhielt jeder zwei Päckchen Hildebrand'schen Pfefferkuchen.

Alles dies gruppierten sie auf dem Lesetische um den geschmückten Weihnachtsbaum, der so groß war, daß er beinahe bis an die Decke reichte, und auf die Plätze der männlichen wie weiblichen Dienstboten legte Leo kleine, verschlossene Kuverts, in denen Gold und Silber klingelte.

Dann musterten sie den fertigen Aufbau mit zufriedenen Blicken, und Hüningen fragte: „Wie hältst du es nun mit den Arbeitern, Knechten und Mägden?"

„O die bekommen Feldfrüchte und allerhand Lebensmittel aus Vorrats- und Rauchkammer," erwiderte Leo. „Das besorgen der Inspektor und seine Frau, die mit den Bedürfnissen der Leute Bescheid wissen."

Fast der ganze Vormittag war mit dem Anordnen hingegangen, und nun wollten sie vor Tische noch eine Schlittenfahrt in den stillen, verschneiten Wald machen. Leo gab Befehl zum Anspannen und eilte dann hinauf in die oberen Gemächer, um unter den vielen Kunstgegenständen dort nach einem passenden Angebinde für Hüningen Umschau zu halten, den er doch nicht allein leer ausgehen lassen wollte. Er fand auch ein sehr schönes und freute sich darauf, den Freund damit zu überraschen. —

Als am Abend um sieben Uhr die Beamten mit ihren

Angehörigen und die Dienerschaft des Schlosses in der Vorhalle beisammen waren, begab sich Leo in das Bibliothekzimmer, um eigenhändig mittelst eines an einem langen Stabe befestigten Wachsstocks die Lichter anzuzünden. Nach einigen Minuten hörte man ihn laut mit dem Munde das Signal „Avancieren!" blasen, worauf sich die vollzählige Schar unter Hüningens lustigem Kommando zu der ihrer harrenden Bescherung in Bewegung setzte.

Da stand nun der strahlende, blitzende Weihnachtsbaum mit seinem anheimelnd würzigen Harzgeruch und seinem prangenden Lichterglanz, der nicht nur den Raum festlich erhellte, sondern auch die Gesichter der langsam Eintretenden verklärte und ihre Gemüter mit jener kindlich frommen Rührung erfüllte, die unwillkürlich auch der empfindet, der dieses unvergleichliche Symbol deutschen Familienglücks in seinem Leben schon fünfzigmal und öfter gesehen hat.

Leo begrüßte die um ihn Versammelten mit einer kurzen Ansprache, worin er ihnen seine Freude ausdrückte, sein erstes Weihnachtsfest in Finkenwalde im Kreise seiner Nächsten feiern zu können, die treulich zu ihm gehalten und Müh' und Arbeit mit ihm geteilt hätten. Jetzt möchten sie herankommen und suchen, was jeder hier auf dem Tische als freundlich gebotene Gabe für sich bereit fände.

Nun wandelten sie um den Tisch herum und jubelten, wenn sie ihren Namen lasen und sich so über Hoffen und Erwarten beschenkt sahen. Jeder nahm das Seinige, zeigte es frohlockend den anderen, glaubte sich je nach seiner Rangstufe bevorzugt und rühmte, wie erwünscht, wie passend und gelegen ihm gerade das kam, was ihm von seinem lieben Herrn zugedacht war. Das gab nun ein bewegtes, fröhliches Durcheinander und ein munteres Plaudern und Plappern, Kichern und Lachen.

Mamsell Buschberg hatte sich den ihre rundlichen Schultern, Brust und Rücken bedeckenden Pelzkragen umgehängt, stolzierte, einen Spiegel im Bibliothekzimmer sehr vermissend, selbstgefällig damit herum, und alle mußten das weiche, glatthaarige Rauchwerk betasten und streicheln. Die jungen Mädchen probierten sich ihre Pelztoques auf und legten sich die Gürtel mit den hochmodernen Schnallen um, und Fritz hatte sich seine silberne Uhrkette angeknöpft. Kurzum, die Freude war groß, und der sie gespendet hatte, mußte ein schier endloses Danksagen und Händedrücken entgegennehmen.

Plötzlich entdeckte Hüningen halb unter den Zweigen des Weihnachtsbaumes verborgen einen gelblich weißen Gegenstand, an dem ein Zettel mit seinen Namen hing. Er holte ihn hervor und betrachtete ihn in unverhohlener Bewunderung. Es war ein prächtiger Deckelkrug, aus Elfenbein geschnitzt, ein sehr wertvolles Kunstwerk des siebzehnten Jahrhunderts. Ringsherum waren Reliefdarstellungen von Jagdszenen, und auf dem kegelförmigen Deckel stand ein Weidmann, den Spieß in der Rechten und einen Hund neben sich.

„Bürden, leichtfertiger Verschleuderer deines Erbes," rief er, „soll das wirklich für mich sein?"

„Ich hatte nichts Besseres und wußte ja nicht, daß du kommen würdest," sprach Leo fast verlegen und schüttelte die Hand des Freundes.

Gleich darauf war Hüningen aus dem Zimmer verschwunden, und als er wieder erschien, reichte er Leo ein flaches Paket in Seidenpapier und sagte: „Ich habe dir auch etwas mitgebracht, aber etwas viel Bescheideneres als das Kabinettstück, womit du mich überrascht hast. Vielleicht findest du eine Verwendung dafür."

Leo enthüllte eine länglich viereckige Schale von hell-

brauner Bronze mit schönen Goldornamenten. „Ja," rief er erfreut, „dafür weiß ich eine treffliche Verwendung. Die Schale stelle ich mir auf den Schreibtisch und tue meine Schreibutensilien hinein, Federhalter, Stifte, Messer, Zirkel und was man so tagtäglich beim Schreiben und Zeichnen braucht."

„So dacht' ich's mir," sprach Hüningen. „Dann hast du das Ding immer vor Augen und erinnerst dich vielleicht meiner manchmal."

„Du lieber Mensch! vielen, vielen Dank für dein ausgesucht feinsinniges Geschenk," erwiderte Leo.

Die Dienerschaft zog sich bald mit den empfangenen Gaben zurück, denn die Zeit des Abendessens war herangekommen, wozu im Gartenzimmer die Tafel für fünfzehn Personen gedeckt und mit Rhein- und Rotwein bestellt war. Man setzte sich nach der von Leo gemachten Tischordnung, er selbst in der Mitte und Hüningen ihm gegenüber Platz nehmend.

Das Gespräch kam anfangs zögernd, allmählich aber ziemlich lebhaft in Fluß, denn niemand brauchte vor dem leutseligen Wirte schüchtern und zurückhaltend zu sein, was dieser am wenigsten wünschte und erwartete. Nach dem ersten Gange erhob sich Rentmeister Specht und feierte in wohldurchdachter Rede den Majoratsherrn, ihm im Namen aller für das freudvolle Weihnachtsfest, das er ihnen in seiner Güte veranstaltet hatte, dankend und ihn ihrer treuen Anhänglichkeit und Ergebenheit versichernd, worauf im Chor der von ihren Stühlen Aufgestandenen ein begeistertes dreifaches Hoch erklang.

Leo richtete bald an diesen, bald an jenen der ihm entfernter Sitzenden das Wort und trank jedem seiner vier Oberbeamten freundlich zu. Auch Hüningen trug viel zur Erheiterung der Gesellschaft bei, unterhielt sich ein-

gehend mit den Frauen und stritt sich in der liebenswürdigsten Laune mit dem Förster, der ihm ungeniert einen falsch angewandten weidmännischen Ausdruck gerügt hatte. Vom Obergärtner erbat er sich für morgen einen hübschen Blumenstrauß aus den Gewächshäusern, den er bei einem Besuch in der Nachbarschaft mitnehmen wollte. Herr Pfeffer fragte mit einem eigentümlichen Lächeln, als erriete er die deutungsvolle Bestimmung und Zeichensprache des begehrten Straußes, ob es Rosen sein dürften, was Hüningen mit den Worten bejahte: „Die schönsten, die Sie haben, Herr Obergärtner!“

Zum Nachtisch wurde eine große Punschbowle aufgetragen, und nachdem die Gläser gefüllt waren, brachte Inspektor Töggen einen Trinkspruch auf die künftige Schloßherrin von Finkenwalde aus, die allerdings seines Wissens noch nicht in Sicht wäre, der er jedoch bald eine Ehrenpforte zu ihrem feierlichen Einzuge errichten zu können hoffte. Alle miteinander spendeten diesem Wunsche lauten Beifall, besonders die Frauen traten sehr entschieden dafür ein.

Leo tauschte einen raschen Blick mit Hüningen, nahm aber den Trinkspruch wohlwollend auf und erwiderte, der Herr Inspektor hätte ganz recht, daß dazu vorläufig noch keine Aussicht wäre, er müsse sich hier erst noch mehr einleben, ehe er sich eine Gefährtin zu wählen beschlösse.

„Das ist klug und lobenswert, gnädiger Herr, daß Sie sich damit nicht übereilen wollen,“ rief ihm Mamsell Buschberg zu, die während des allgemeinen Verlangens nach einer jungen Schloßherrin stumm und verlegen gesessen hatte. „Ich kann mich gar nicht darauf freuen, denn dann kriege ich doch den Laufpaß.“

„Aber Mamsell Buschberg, wie können Sie denken, daß ich mich jemals von Ihnen trennen würde!“ tröstete

Leo die fast betrübt Dreinschauende mit lächelndem Munde. „Nein, wir bleiben zusammen, so lange Sie uns nicht selber einmal davonlaufen."

„Das tue ich in meinem Leben nicht, gnädiger Herr!" gab sie, nun wieder frohgemut, zur Antwort.

„Na denn up ewig ungedeelt!" sprach Töggen, schon ein ganz klein wenig angeheitert, auf holsteinisch. „Denn bliewen Se man noch en' tietlang, Stücker dörtig Joahr hier, Mamsell Buschbergen. Uns schall't leew sin, wie sind joa ümmer good mit enanner utkoamen, un uns' Herr steiht ok nix ut, de het bie Se goode Pleg, det weet wie joa. Na denn prost, Mamsell Buschbergen!"

Alle lachten und stießen mit der guten Buschbergen kräftig an, die sich sehr geschmeichelt fühlte, daß man ihr als der hochmögenden Regentin des freiherrlichen Hauswesens so allgemein anerkennend huldigte.

Da es mittlerweile ziemlich spät geworden war, verständigten sich die Gäste mit stummen Blicken, daß es wohl Zeit zum Aufbruche wäre. Sie verabschiedeten sich also mit herzlichen Dankesworten von ihrem Herrn und machten sich, mit ihren Geschenken beladen, auf den Heimweg zu ihren um das Gehöft gelegenen Wohnungen, sich über den köstlichen Weihnachtsabend beglückt zueinander aussprechend. Unter ihren Füßen knirschte der Schnee, und über ihren Häuptern strahlte in winterlicher Pracht und Klarheit das grenzenlose Heer der Sterne.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am ersten Feiertage, als die Glocke der Dorfkirche die Gemeinde zum Gottesdienste lud, schien ihre eherne Stimme einen durchdringenderen, festlicheren Klang zu haben als an den wöchentlichen Sonntagen des Jahres, und ihre weithin schallende Stimme hatte auch einen größeren Erfolg als sonst. Die Bewohner des Dorfes, des Gutshofes und des Schlosses nahten sich in langen Reihen, um den denkwürdigsten Tag aller Christenheit auf Erden, an dem nach gläubig angenommener Überlieferung der erhabene Stifter ihrer Religion, der Verkündiger des Evangeliums der Liebe, geboren war, auch in diesem stillen Landwinkel innerhalb der kahlen, weißgetünchten Wände des kleinen Gotteshauses mit Andacht und Gebet zu heiligen.

Mit dem Schloßherrn ging sein Gast, und teils vor, teils hinter ihnen wandelten alle, die auf dem Majorat eine Behausung, ein Kämmerlein oder auch nur eine Schlafstelle hatten, denselben Weg. In der Kirche füllten sich alle Bankreihen; viele der Gekommenen fanden keine Sitzplätze mehr und drängten sich im Hintergrunde und an den Seiten des Kirchenschiffes, denn heute sah man

hier manch einen, der unter diesem Dache nicht sehr heimisch war.

Schulmeister und Kantor Zwickel drückte mit Kraft auf die Tasten der Orgel, daß sie zu dem Choral ‚Lobt Gott, ihr Christen allzugleich‘ an Gebraus hergeben mußte, was aus ihren schmächtigen Pfeifen nur herauszupressen war. Dann tat Pastor Wallmann auf der Kanzel sein Bestes, die auf seine Seelsorge angewiesenen Pfarrkinder im innersten Gemüte zu erbauen und ihnen den Bibeltext auszulegen, den er sich zum Thema seiner Weihnachtspredigt gewählt hatte. Er spann sie heute länger aus als es sonst seine Gewohnheit war, und die sie stehend anhören mußten, wünschten das Ende herbei. Als er aber nach dem Segen das letzte Amen gesprochen hatte, dauerte es noch geraume Zeit, bis sich die Kirche, die außer den besonderen Zugängen zur Patronatspriche und zur Sakristei nur mit einer einzigen Tür versehen war, von der Menge der Herzugeströmten wieder geleert hatte.

Die zwei Herren begaben sich zum Schlosse zurück, während die Dörfler ihren Wohnungen zustrebten und etliche Büdner im Kruge zu einem Weihnachtstrunk einkehrten.

Um zwölf Uhr hielt der Schlitten vor dem Schloßportal, der Hüningen zur Greite nach Weidenbrück schaffen sollte. Die Rosse, in blitzblankem Silbergeschirr, scharrten ungeduldig mit den Hufen und nickten mit den Köpfen, daß ihre in die Bürden'schen Farben, rot und blau, geteilten Federstutzen wippten und flatterten, und Christian, der schon ziemlich betagte Kutscher, saß mit seinen neuen Pelzstiefeln regungslos auf dem Bocke, die Zügel in der Linken und die Peitsche steif in der Rechten.

Leo kam mit auf die Rampe heraus, und als Hünigen eingestiegen war und Daniel ihm den sorglich eingehüllten

Rosenstrauß überreicht hatte, winkte er ihm ein stummes ‚Glück auf den Weg!‘ zu. Hüningen legte zum Gruße die Hand an den Helm und lächelte in siegesfroher Zuversicht. Dann fuhr der Schlitten mit ihm ab. Wie Hochzeitsmusik tönte das Schellengeläut, und die blauseidenen Schneedecken blähten sich gleich hoffnunggeschwellten Segeln. Leo blickte dem Freunde nach und dachte: da fliegt er nun hin zum winkenden Ziele seiner Sehnsucht, — wohl ihm!

Eine Stunde später folgte der Zurückgebliebene dem Vorausgeeilten im Jagdschlitten. Märten Preen lenkte die Braunen, und als sie im Trab waren, wandte sich der auf die Ehre, auch einmal seinen Herrn fahren zu dürfen, „bannig“ Stolze auf dem Bocke um und bedankte sich in seinem biderben Plattdeutsch für das ihm zuteil gewordene Weihnachtsgeschenk. Leo nahm das freundlich an, ließ sich jedoch auf ein längeres Geplauder mit dem ihn wiederholt in treuherziger Einfalt Anredenden nicht ein und gab ihm nur kurze, doch niemals barsch abweisende Antworten. Ihn beschäftigten allerhand Fragen der Zukunft, derer er sich aber je geflissentlicher entschlug, je näher er dem Ravenhorst'schen Herrensitze kam, wo ja eitel Jubel und Freude herrschen mußte und er nicht mit umwölkter Stirn erscheinen wollte.

Pünktlich zur festgesetzten Dinerzeit traf er in Weidenbrück ein und übersah mit einem Blicke, daß „alles gut abgelaufen“ war. Eine lebhaft bewegte Gesellschaft, in der die Greifensteins und die beiden alten, ewig jungen Trommlitzens natürlich nicht fehlten, umringte lustig plaudernd und scherzend das strahlende Brautpaar, zu dem sich Leo Bahn brechen mußte, um ihm seine herzlichen Glückwünsche darzubringen. Auch die Söhne der Weidenbrücker und Jungersdorfer waren auf Urlaub und

Ferien da, zwei Leutnants, ein Student und zwei Gymnasiasten, alles frische, muntere Gesellen, mit denen er sich gleich auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen wußte.

Hüningen war in diesem engen Familien- und Freundeskreise durchaus willkommen, denn er hatte bei seinem zweimaligen Besuch in Finkenwalde durch seine heitere Ruhe und Sicherheit und durch seine vornehme Bescheidenheit als Mensch wie als Offizier die Herzen aller gewonnen, die ihn auch nur flüchtig kennen gelernt hatten. Als Bräutigam legte er sich eine gewisse Beschränkung auf, zu der ihn eine zarte Rücksichtnahme auf Leo veranlaßte. Er war gegen seine Braut liebenswürdig und zuvorkommend, bewahrte jedoch dabei eine ihm nicht leicht werdende Gemessenheit, um dem Freunde nicht allzu deutlich ein Glück vor Augen zu führen, das dieser schmerzlich entbehrte, vielleicht nach Schicksals Rat und Schluß sein Leben lang entbehren sollte.

Leo, der Hüningens warmes, für jede edle Regung empfängliches Gemüt in all seiner Tiefe kannte, verstand dessen feinfühlige Absicht und dankte sie ihm im stillen ohne den leisesten Zwang in dieser Beziehung zu erwarten, geschweige denn zu beanspruchen.

Bei dem Verlobungsschmause, dem der auf einem Nebentische im Speisesaal brennende Weihnachtsbaum noch etwas besonders Festliches gab, hatte Leo zu seiner Rechten Philippine von Greifenstein und zur Linken Jukunde von Ravenhorst. Da beschlich ihn doch wieder ein bitteres Weh, und unwillkürlich vertauschte er im Geiste sich selbst mit Hüningen und dessen Braut mit der entfernten, ihr so ähnlichen Geliebten. Doch kämpfte er diese Wallung bald nieder und war dann fröhlich mit den Fröhlichen.

Jukunde neigte sich ihm zu und sprach: „Udo hat Sie in Finkenwalde am Tage vor heiligen Abend vollständig überrascht, wie er mir erzählte."

„Ja, der Streich ist ihm gut gelungen, und er hat mir eine unbändige Freude damit gemacht," erwiderte Leo.

„Aber Sie wußten sogleich, weshalb er gekommen war?" fragte sie mit einem schalkhaften Blick.

„Keine Ahnung, gnädiges Fräulein!" versicherte Leo.

„Herr von Bürden! Sie haben uns doch bei Ihrem Diner so scharf beobachtet. Hat Ihnen denn Udo nachher nicht gebeichtet?"

„Nicht ein Wort war aus dem Verstockten herauszubringen. Nur von dem Vielliebchen hat er mir gesagt, das Sie an ihn verloren hätten."

„Und ich hätte es ihm so leicht abgewinnen können, wenn ich gewollt hätte," sprach sie. „Aber ich war zu neugierig, was für einen Wunsch er als Gewinner äußern würde."

„Und konnten sich gar nicht denken, wie der wohl lauten würde."

„Nicht im entferntesten!" lachte Jukunde übermütig, ward aber hübsch rot dabei.

Philippine von Greifenstein fragte Leo, woher seine Bekanntschaft mit Hüningen stammte, ob sie Regimentskameraden wären.

„Das nicht," erwiderte er. „In den Hörsälen der Kriegsakademie haben wir uns gefunden und wurden schnell miteinander befreundet. Er ist ein Mensch, lauter und treu wie Gold und höchst begabt, hat die besten Aussichten, in den großen Generalstab zu kommen."

„Und dann wohnt Jukunde jahrelang mit ihm in Berlin, — die Glückliche!" sprach Philippine mit einem leisen Seufzer.

Jetzt brachte Freiherr von Greifenstein einen Trinkspruch auf das Wohl des Brautpaares aus, das darauf Arm in Arm um den Tisch herumging, um mit allen anzustoßen.

Kurz vor Beendigung des heiteren Mahles erbat sich Leo die Gunst, sämtliche Anwesende zu Ehren des Brautpaares bei sich bewirten zu dürfen, was gern angenommen und wozu ein Tag in der Mitte zwischen Weihnacht und Neujahr vereinbart wurde. Morgen, am zweiten Feiertag, sollten sie alle in Jungersdorf zu Mittag sein, wohin auch Graf Minnersleben mit den Seinigen geladen war.

„Na," sprach der Oberstleutnant schmunzelnd, „wenn das so weiter geht, werde ich nächsten Sommer wohl wieder einmal in Kissingen für meine winterlichen Sünden Buße tun müssen. Meinst du nicht, Alte?"

„Gewiß, Robert!" erwiderte Frau von Trommlitz. „Der Rakoczy ist ja dein Allheilmittel gegen die mancherlei Gebresten, die du dir eines nach dem andern von deinem Vollblutdickkopf bis zum großen Zeh allmählich anpichelst. Wenn nur die Mohrenwäsche länger vorhielte! aber davon kommst du mir immer mit einem so engelreinen Gewissen zurück, daß du dann das ganze Jahr über mit verdoppeltem Leichtsinn über die Stränge schlägst."

„Junge Leute müssen auch leben, sagt Sir John Falstaff," lachte der alte Zecher.

Die anderen lachten mit, und Frau von Ravenhorst sprach: „Damit er wenigstens heute nicht noch mehr trinkt als ihm gut ist, hebe ich die Tafel hiermit auf. Gesegnete Mahlzeit, meine Herrschaften!" —

Als Leo und Hüningen spät abends zusammen nach Hause fuhren, begann Hüningen: „Jukundens Eltern

haben mich aufgefordert, zu Ihnen nach Weidenbrück überzusiedeln, aber ich habe das dankend abgelehnt, weil ich dir in deiner Einsamkeit gern Gesellschaft leisten möchte. Ich kann ja meine Braut täglich zu Schlitten mit dir besuchen."

„Wie lange kannst du hierbleiben?" fragte Leo.

„Bis zum dritten Januar."

„Nimm die Einladung an," redete ihm Leo zu. „Du gehörst jetzt deiner Braut, nicht mir. Ich reise Silvester zu meiner Mutter nach Weimar, und obwohl die Buschbergen und Daniel auch in meiner Abwesenheit bestens für dich sorgen würden, so sollst du doch hier nicht allein sitzen, sondern dein junges Glück nach Herzenslust genießen."

„So wollen wir die Tage teilen," schlug Hüningen vor. „Bis zu der Brautfete, die du uns liebenswürdigerweise geben willst, bleibe ich hier bei dir und ziehe dann nach Weidenbrück."

„Einverstanden! ich danke dir!"

„Zu danken hast du mir nichts, ich dir aber alles," sprach Hüningen. „Wenn du nicht Majoratsherr von Finkenwalde geworden wärest, hätte ich Jukunden nie im Leben gesehen."

„Und auf welche Weise bist du hierhergekommen?" erwiderte Leo. „Nur dadurch, daß du dich als wahrer Freund aus freien Stücken erbotest, mich zu den Exequien meines verunglückten Vetters nach Finkenwalde zu begleiten, und mir in meiner schweren Pflichterfüllung beizustehen. Da wollten es deines Schicksals Sterne, daß du die hier kennen lerntest, die jetzt deine Braut ist. Siehst du, so belohnt der Himmel eine gute Tat."

„Hast recht," sagte Hüningen. „Könnt' ich dich nur auch zu deinem Glücke führen!" —

Das Mittagessen in Jungersdorf gestaltete sich ebenso angenehm und behaglich wie das in Weidenbrück, und auch die von Leo dargebotene Feier des Brautpaares im Finkenwalder Schlosse gelang zur vollen Zufriedenheit des Wirtes und der Gäste.

Dann siedelte Hüningen mit Sack und Pack nach Weidenbrück über, und Leo reiste am Silvestermorgen nach Weimar.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Tage, die Wochen, die Monde schwanden. Der Winter ging, der Frühling kam, und der Sämann schritt über den Acker und streute die Saat aus zur künftigen Ernte.

In Leos Dasein hatte sich nichts geändert, er hatte still dahingelebt, diesen und jenen Nachbarn besucht und mit dem Inspektor die Fruchtfolge beraten, d. h. sich von Herrn Töggen darüber Vortrag halten lassen und gegen dessen sachkundige Verfügungen keinen Widerspruch erhoben. Jetzt hielt er es für seine Pflicht und Schuldigkeit, bei der Frühjahrsbestellung der Felder, die nach der plan- und zeitgemäßen Verteilung der verschiedenen Getreidesorten und Futterkräuter überall in Angriff genommen wurde, bald da, bald dort gegenwärtig zu sein und sich als gewissenhaften, ordentlichen Landwirt zu zeigen. Auch im Obst- und Gemüsegarten erschien er häufig, den mannigfachen Hantierungen der Gärtner zuzuschauen, die mit Säen und Pflanzen, Beschneiden und Anbinden

beschäftigt waren. Das alles tat er, um sich über diese ihm mehr oder weniger noch fremden Kulturarbeiten zu unterrichten, denn seine Jugenderinnerungen an die Bewirtschaftung des väterlichen Gutes, um die er sich wenig gekümmert hatte, waren längst verblaßt. Jetzt aber machte es ihm die größte Freude, zu sehen, wie sich alle Hände regten, für ihn regten zum tüchtigen Gedeihen seines ausgedehnten Besitzes. Dabei sog er mit unendlichem Wohlgefühl die milde, wonnige Frühlingsluft ein und den kräftigen Erdgeruch der frisch aufgepflügten Scholle, verfolgte das Treiben und Knospen an Bäumen und Sträuchern und hörte den Liedern der Lerchen hoch im Blauen und dem munteren Geschwätz der Stare zu, die sich ihre alten Wohnungen in den zahlreich angebrachten Nistkästen wieder neu auspolsterten.

Eine ganze Woche war er in Weimar bei seiner Mutter geblieben und hatte ihr damit sieben glückliche Tage bereitet. In den Morgenstunden hatte er alle die geweihten Stätten besucht, die als nationale Heiligtümer dort gehütet werden, und so hatte ihm der Aufenthalt eine Fülle ergreifender Eindrücke und Genüsse geboten, an denen er noch lange zu zehren gedachte.

Schon gleich nach der Ankunft von seiner Mutter befragt, wie er das Weihnachtsfest verlebt hätte, erzählte er ihr von der seinen Leuten veranstalteten Bescherung und von der Verlobung Jukundens von Ravenhorst mit seinem Freunde Hüningen. Da horchte sie scharf hin, in welcher Weise er davon sprach, ob dabei der Schmerz durchklang, die nicht selber errungen zu haben, in der sie den Gegenstand seiner sehnenden Liebe vermutete. Er berichtete ihr jedoch mit Humor von der Verlobungsfeier in Weidenbrück und daß er sich aufrichtig

über diese Verbindung freue, zu deren Zustandekommen er sich schmeicheln dürfe ein wenig mitgeholfen zu haben.

Das beruhigte sie, und nun wußte sie sich mit sorgsamster Pflege des geliebten Gastes gar nicht genug zu tun, so daß er manchmal darüber lächeln mußte und sie damit neckte, wie maßlos sie ihn hier verzärtelte und verwöhnte. Da lachte sie mit schelmisch funkelnden Augen, klopfte ihn auf die Schulter und sagte: „Laß dir's nur gefallen, Lo! ich tu's aus purem Eigennutz, damit du mir bald einmal wiederkommst."

Während dieser erbaulichen und vergnüglichen Mußezeit traf, als sie sich schon ihrem Ende näherte, ein Leo von Finkenwalde nachgesandter, vom 3. Januar datierter Brief Edwins von Raßkow ein, der, mit einem Neujahrsglückwunsch beginnend, vorerst Mitteilungen über Edwins journalistische Tätigkeit und seine steigenden Erfolge enthielt. Nicht nur große, hauptstädtische Zeitungen im Reich, auch Wochen- und Monatsschriften bewürben sich um seine Mitarbeiterschaft und verlangten von ihm sozialpolitische Beiträge, schrieb Edwin. Man hätte ihn hinter seinem Pseudonym erkannt, und seinem publizistischen Einfluß verdankte er es, daß sich seine gesellschaftliche Stellung in Kassel wesentlich gehoben hätte und er dadurch auch in Berührung mit den Offizieren der Garnison gekommen wäre, die seine Artikel über militärische Dinge sehr freundlich aufgenommen hätten. Nun stünde er auf einem ganz kameradschaftlichen Fuße mit den Herren und wäre schon ein paarmal in ihrem Kasino gewesen, wo man seine Einführung mit einer Bowle gefeiert hätte.

„Im Hersfeld'schen Hause," hieß es in dem Brief dann wörtlich weiter, „verkehre ich ziemlich häufig und bilde

mir ein, stets willkommen zu sein. Das Verhältnis zwischen Mann und Frau bewegt sich in den alten Geleisen. Er ist und bleibt der arrogante Despot, als welchen ich ihn von Anfang an eingeschätzt habe, und der die schöne und liebenswürdige Frau, die er nach wie vor in schnödester Weise ignoriert, möchte ich fast sagen, gar nicht verdient. Sie ist nur der Magnet, der mich nach der Kaiserstraße zieht, denn den intimen Umgang mit dem langweiligen Aktenwurm suche ich dort wahrhaftig nicht. Wenn ich der holdseligen Frau, ihren eigenen mir zu verstehen gegebenen Wünschen gern gehorchend, einsame Stunden mit animierender Unterhaltung angenehm vertreibe, so scheint ihm das gerade recht zu sein, weil er sich dann noch weniger um sie zu kümmern braucht."

Dieser Passus erfüllte Leo mit einem tiefen Mißbehagen, indem er zwischen den Zeilen das bedrohliche Vorhandensein einer ihm vorschwebenden Gefahr zu lesen glaubte. Wie, wenn Edwins leicht entzündliches Herz an der berückenden Erscheinung Cornelias Feuer gefangen hätte und er auf den wahnwitzigen Gedanken verfiele, die von ihrem Gatten Vernachlässigte auf seine Fasson trösten zu wollen? Zwar sagte er sich, daß Edwin aus Freundschaft für ihn es hoffentlich nicht wagen würde, um die hingebende Zuneigung einer Frau zu buhlen, von der er wußte, wissen mußte, daß er, Leo, sie liebte, aber die Hindeutung auf Cornelias eigene, dem Besucher zu verstehen gegebenen Wünsche beunruhigten ihn doch in hohem Grade.

Ein seltsamer Zufall war es, daß Leo auch diesen ihn peinlich berührenden Brief Edwins wieder zu der Zeit eines Zusammenseins mit seiner Mutter empfing. Jetzt gelang es ihm jedoch besser, ihr seinen Verdruß zu verbergen als damals in Finkenwalde bei der Ankündigung

des von jenem auf ihn gezogenen Wechsels. Frau von Bürden wurde von seiner Beklemmung nichts gewahr. Ihm aber war die Freude an seinem Weimarer Aufenthalt durch Edwins unvorsichtige, Verdacht erweckende Auslassungen von Stund an verdorben. Er konnte sich von den in ihm aufgetauchten Befürchtungen nicht freimachen, und sie begleiteten ihn als zudringliche Quälgeister auf seiner Heimreise.

Da er jedoch in Finkenwalde während der nächsten drei Monate keinerlei Nachricht aus Kassel erhielt, verringerten sich seine Sorgen allmählich. Ganz aber konnte er sich ihrer doch nicht entschlagen. Dann und wann kehrten sie wieder und ängstigten ihn mit vagen Vorstellungen von zu weit gehenden Scherzen und Zutulichkeiten Edwins in seinem unbewachten Verkehr mit Cornelia, deren Widerstandskraft gegen die Versuchungen eines gefährlichen Kapers von Frauengunst er nicht bemessen konnte. Wenn er sich die Szenen ausmalte, die sich im Rausch ungezügelter Leidenschaft zwischen den beiden in verschwiegener Heimlichkeit abspielen konnten, so stieg ihm das Blut zu Kopfe. Dann verwünschte er seinen Fehlgriff, die Bekanntschaft des leichtsinnigen Freundes mit Cornelia vermittelt zu haben, und erinnerte sich der Warnung der Mamsell Buschberg, über welche er damals mit Edwin gelacht hatte.

Nach solchen vorübergehenden Anfällen hochgradiger Erregtheit und Bangigkeit kamen aber auch wieder Tage und Wochen mutvoller Fassung und Sicherheit, wo er sich der Hoffnung getröstete, von Cornelia noch geliebt zu sein und deshalb keine Sünde wider Tugend und Sitte von ihr gewärtigen zu müssen.

Was ihm die Kraft verlieh, sich von düstern Gedanken loszureißen und über niedrigen Argwohn zu erheben, war

einesteils die große Wohltäterin aller Menschen, die Arbeit, und andernteils seine helle Freude an dem lebendigen Weben und Walten der Natur. Sie wurden ihm die Befreier aus dem ihn umgarnenden Netz von Irren und Wirren.

Die Märzstürme schüttelten die Wipfel und Zweige der alten Baumriesen im Park, unter denen er sich öfter erging, von dem Gebraus, dem Wogen und Wuchten im Innersten durchschauert und dem jauchzenden, schmetternden Auferstehungsruf des Frühlings andächtig lauschend. Meistens freilich war er draußen, wo Pflug und Egge den Boden zum Nehmen und Geben bereiteten und wo mit den Körnern auch Hoffnungen auf einen tausendfältigen Ertrag ausgestreut wurden. War doch die Frucht, die er im Herbst geerntet hatte, nicht seiner Saat, sondern der seines Vorgängers im Majorat entsprossen. Jetzt aber war er der Bebauer dieses Ackers und freute sich schon darauf, das Keimen, Wachsen und Reifen beobachten zu können, das die Mühen so vieler fleißiger Menschen und Tiere hervorbringen würde.

Fröhlich trabte er in seinem Gebiet umher, um als Herr die Augen auf allem zu haben, was vom Morgen bis zum Abend dort getan und geleistet wurde. Dann erquickte ihn nachts ein gesunder Schlaf, aus dem ihn jeder neue Tag zu neuem Pflichteifer weckte.

Ach, ihm träumte nicht, welche herzerschütternde Begebenheit ihn aus diesem friedlichen Dasein aufschrecken und mit Abscheu und Entsetzen erfüllen sollte.

Als er eines Spätnachmittages Anfang April von einem Ritt durch die Felder heimkehrte, lag auf seinem Tisch ein doppeltschwerer Brief aus Kassel mit einer Aufschrift von ihm fremder Hand. Verwundert und etwas Besonderes, nur nichts Gutes erwartend öffnete er den

Umschlag und fand darin außer dem Schreiben des unbekannten Absenders noch einen zweiten, verschlossenen Brief mit der Handschrift Edwins. Diesen las er zuerst, und was er las, wirkte auf ihn wie Blitz und Donnerschlag aus heiterem Himmel.

Lieber Leo!

Wenn Dein Blick über diese Zeilen fliegt, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Ich schieße mich morgen früh mit dem Regierungsrat Hersfeld, der mich gefordert hat, und mein Sekundant ist beauftragt, Dir diesen Brief in dem Falle zu senden, daß das Duell ein schlimmes Ende für mich nimmt. Es findet der Frau wegen statt, an der ich mich schändlich vergangen habe, obwohl ich wußte, daß Du sie liebst. An Dir, meinem Helfer und Retter, bin ich zum Verräter geworden und könnte, auch wenn ich am Leben bliebe, Dir niemals wieder in die Augen sehen. Die Schuld ist mein, und mit keinem Worte wage ich, Dich um Verzeihung zu bitten. Lebewohl!

Edwin von Raßkow.

Wie betäubt saß Leo und starrte auf das in seiner Hand zitternde Blatt, das die von Edwins Neujahrsbrief ihm eingeflößten Befürchtungen in einer noch kaum faßbaren Weise wahr machte. So blieb er eine ganze Weile regungslos, bemüht, seine wild durcheinander wirbelnden Gedanken zu ordnen. Dann kam es mit heiserem Tone aus seiner keuchenden Brust: „Die Schuld ist mein, schreibt er, — nur sein? oder ... oder ist sie seine Mitschuldige, die im unwiderstehlichen Reiz der Sinne eingewilligt hat, Rod und mich mit dem Nichtswürdigen zu betrügen?“ Er sprang auf und rannte im Zimmer umher. „Die Scheidung ist unvermeidlich, — dann wird sie

frei, — ja, frei!“ lachte er bitter höhnisch auf. „Wenn sie getan hat, was ich annehmen muß, so ist an eine Verbindung zwischen ihr und mir niemals zu denken, und die Forderung läßt darauf schließen, daß etwas geschehen ist, was nur mit fließendem Blut zu sühnen war; sonst hätte es Rod nicht zu einem öffentlichen Skandal kommen lassen. Und doch, — wie schwer, wie schwer wird mir's, daran zu glauben! weit von mir weisen ins bodenlose Nichts möcht' ich den schnöden Verdacht gegen die, die mir von allen sterblichen Wesen das liebste war. O wo nehme ich Gewißheit her,“ flüsterte er, „die Gewißheit, ob sie schuldig ist oder unschuldig? — Rod fragen? an eine solche Wunde soll man nicht rühren; er würde auch die Auskunft verweigern und antworten: was geht's dich an?“

Er wandte sich wieder dem Schreibtisch zu, und da fiel sein Blick auf den andern Brief, den zu lesen er vor Schreck und Bestürzung ganz und gar vergessen hatte. Es war der Sekundant, der schrieb:

Hochgeehrter Herr Baron!

Mit diesen ergebenen Zeilen erfülle ich die traurige Pflicht, Euer Hochwohlgeboren den Tod Ihres Freundes Herrn von Rakkow zu melden. In seinem hier beiliegenden Briefe wird er Ihnen vermutlich Aufklärung über die Veranlassung des stattgehabten Duells geben, bei dem ich sein Sekundant war.

Da mir aber Herr von Rakkow gesagt hat, daß auch sein Gegner Ihr Freund und Korpsbruder ist, halte ich es für geboten, Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenst mitzuteilen, daß auch Herr Regierungsrat Hersfeld sehr schwer verwundet ist und den heutigen Tag kaum überleben wird.

Bei dem Duell ist alles in vorschriftsmäßiger Ordnung zugegangen. Die Schüsse, gleich die ersten in dem ausbedungenen dreimaligen Kugelwechsel, fielen a tempo, und beide wirkten tödlich. Herr von Raßkow, in die Brust getroffen, verschied sofort auf dem Kampfplatz. Dem Herrn Regierungsrat wurde von der Kugel die Leber durchbohrt, wie der Arzt nach nur vorläufiger Untersuchung feststellen zu können glaubte; er wurde besinnungslos nach Kassel zurückgebracht, und zur Erhaltung seines Lebens ist leider keine Hoffnung.

Indem ich Euer Hochwohlgeboren mein tiefstes Bedauern über den unglücklichen Ausgang des Zweikampfes, der Sie gleich zweier Freunde beraubte, ausdrücke, habe ich mit der ausgezeichnetsten Hochachtung die Ehre zu sein

Euer Hochwohlgeboren
ganz ergebener
Andorff,
Oberleutnant.

„Mein Gott, mein Gott! auch Rod dahin!" rief Leo tief erschüttert aus. „Die Frau verführt, den Mann getötet und die Freundschaft verraten hat der Elende, der mein Vertrauen besaß. Nun kann ich Rod nicht mehr fragen; sein Mund ist stumm, und das Grab ist verschwiegen. Ich muß hin! — will wissen, was geschehen ist; der Sekundant muß es mir sagen."

Er holte sich das Reichskursbuch herbei, um nach den Zügen zu sehen. Wenn er morgen gegen Mittag abfuhr, war er abends sieben Uhr in Kassel. Er klingelte, und als der Diener erschien, sprach er: „Ich muß morgen verreisen, Daniel; packen Sie mir den Koffer und tun Sie auch einen

schwarzen Anzug hinein und den Frack; ich reise zu einem Begräbnis."

„Zu Befehl, Herr Baron!" sagte Daniel und verschwand aus dem Zimmer, über das verstörte Aussehen seines Herrn erschrocken.

Leo warf sich mit der ganzen Wucht seines Körpers auf die Chaiselongue, hielt sich mit beiden Händen den Kopf und schloß die Augen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wieder fuhr Leo zu einem Begräbnis, aber mit wie anderen Gefühlen als im vorigen Sommer, von Hüningen begleitet, nach Finkenwalde! Jetzt saß er allein in der Ecke eines Wagenabteils und kämpfte mit den furchtbaren Zweifeln über die Schuld oder Unschuld der geliebten Frau, die er nach zwei und einem halben Jahre zum ersten Male wiedersehen sollte.

Wie der Verteidiger eines Angeklagten vor dem Schwurgericht plädierte er bei sich für Cornelias Freisprechung, suchte aus seinen Erinnerungen und Erfahrungen von der Eigenart ihres Wesens alle nur erdenklichen Zeugnisse und Bürgschaften für ihre Schuldlosigkeit hervor und fand vieles, was zu ihren Gunsten sprach, nichts, was sie unwiderleglich belastet hätte. Das stärkste Argument, auf das sich seine Verteidigung stützte, war Cornelias sittlicher Wert. Sie, die einer hochachtbaren Familie entstammte und eine sorgfältige Erziehung genossen hatte, konnte sich nimmermehr so weit vergessen haben, dem lüsternen Werben eines geschwinden Verführers nachzugeben, ihre Häuslichkeit zu entweihen, Namen und Ehre ihres Gatten zu beschimpfen. Höher aber als jede noch so

scharf ausgeklügelte Rechtfertigung hob Leos Zuversicht, sein Glaube an Cornelias niemals erstorbene oder doch wiedererstandene Liebe zu ihm, und wenn das kein Irrtum war, so schlug dieser Glaube allein schon jede Anklage nieder. Ein Rätsel freilich blieb zu lösen übrig. Warum hatte Rod den Hausfreund gefordert? infolge eines Mißverständnisses? das wäre doch wohl aufzuklären gewesen, ehe man sich mit geladenen Pistolen einander gegenüberstellte; auf einen bloßen Verdacht hin? das war dem kühlen Verstandesmenschen nicht zuzutrauen, und bei einem nur mangelhaften Schuldbeweise würde der dem Duell vorausgegangene Ehrenrat einen Zweikampf mit dreimaligem Kugelwechsel nicht genehmigt haben. Daß dies aber geschehen war, fiel bei Leos Gedankenverkettung schwer ins Gewicht und ließ ihm nicht Ruhe, Cornelias Verantwortlichkeit für das schreckliche Ereignis wiederholt und von allen Seiten auf das peinlichste zu prüfen.

In Kassel erfuhr er auf seine Erkundigung im Gasthofe, daß der Regierungsrat Hersfeld schon mittags desselben Tages, an dem das Duell stattgefunden hatte, seiner Verwundung erlegen und seine Beerdigung auf morgen vormittag elf Uhr anberaumt war. Trotz seines brennenden Verlangens, von Edwins Sekundanten Aufschluß über die Veranlassung des Zweikampfes zu erhalten, dünkte es ihn doch für heute zu spät, den Oberleutnant Andorff, den er auch schwerlich zu Hause treffen würde, noch aufzusuchen. Er sandte ihm daher seine Visitenkarte mit der schriftlichen Bitte, ihn morgen nach dem Begräbnis zu einer ihm sehr wünschenswerten Unterredung empfangen zu wollen. —

Es war ein trüber Tag, mit bewölktem, regendrohendem Himmel, an dem Roderich Hersfeld zu seiner letzten Ruhe-

stätte hinausgefahren wurde. Eine lange Reihe von Wagen folgte, besetzt mit Leidtragenden, Herren von der Regierung und anderen Behörden und mit Offizieren, denn Hersfeld war Reserveoffizier und hatte an der Feier von Kaisers Geburtstag stets in Uniform teilgenommen. Kränze bedeckten den Sarg, und viel gaffendes Volk füllte die Straßen, durch die sich der Leichenzug bewegte.

Leo hatte sich ihm nicht angeschlossen, sondern erwartete ihn am Eingange des Friedhofes, wo er sich etwas abseits hielt in banger Ungeduld, ob Cornelia mit hinauskommen würde.

Und Cornelia kam. Leo sah, wie sie dem Wagen entstieg und tief verschleiert am Arme eines ihm unbekannten Herren, dem voraufgetragenen Sarge folgend, hinter dem amtierenden Geistlichen dahinschritt. Mit aller Gewalt mußte er sich zwingen, ruhig zu scheinen, um seine Umgebung nicht merken zu lassen, was in ihm wogte und stürmte.

Nun mischte er sich in das Trauergeleit und drängte sich so nahe wie möglich an das Grab heran. Dort ertönte Gesang von einem Männerquartett, und dann sprach der Prediger. Seine Rede war würdig und ergreifend; mit feinem Takt vermied er jede verletzende Hindeutung auf den Grund dieses frühen Scheidens aus einem arbeitsvollen Leben und einer einflußreichen Stellung, das dem Verblichenen nach Gottes Rat bestimmt war.

Cornelia stand gesenkten Hauptes, aber nicht mit dem gebrochenen in sich Versunkensein einer Untröstlichen oder gar Schuldigen. Sie wußte sich hier unter der scharfen Kontrolle von Hunderten, die ihre Haltung und jede ihrer Bewegungen argwöhnisch belauerten, und kein Zittern und Beben ging durch ihre hohe Gestalt; regungslos wie eine Bildsäule verharrte sie während der Trauerfeier. Nur



Sekundenlang ruhte Blick in Blick und Hand in Hand.
(S. 337.)

einmal, in dem grauenhaften Moment, wo der in die Gruft hinabschwebende Sarg den Blicken der Nachschauenden entschwand, führte sie das Taschentuch unter den Schleier an ihre tränenden Augen. Nach dem Segensspruche stieg sie die Umwallung des Grabes hinan und streute drei Handvoll Erde auf den durch den Tod von ihr Geschiedenen dort unten.

Als sie nach Vollbringung dieses durch uralten Brauch geheiligten Opfers, die auch dem Abgehärtetsten einen kalten Schauder in die Seele gießt, den Hügel wieder herabkam, schritt Leo auf sie zu, um sie zu begrüßen. Tief erregt trat er an sie heran und bot ihr die Hand, aber die Stimme versagte ihm. Sie erkannte ihn sofort und erschrak heftig. Ihr Schleier war dicht, aber doch nicht so undurchdringlich, daß Leo nicht ihr Gesicht und ihren fest auf ihn gerichteten Blick hätte sehen können. Ihm klopfte das Herz zum Zerspringen. Er vergaß, wo er war und warum er hier war, die Gedanken schwirrten und schwankten ihm hin und her in einem Taumel von Glück über dieses seit Jahren heiß ersehnte Wiedersehen, unter wie erschütternden Umständen es auch jetzt stattfand.

Sekundenlang ruhte Blick in Blick und Hand in Hand. Doch plötzlich nahmen Cornelias Augen einen starren, fast finsteren Ausdruck an, es zuckte um ihren Mund, und rasch entzog sie ihm ihre Hand. Sie trennten sich ohne ein einziges Wort miteinander gesprochen zu haben, aber während dieses stummen Vorganges aufmerksam beobachtet von einer seitwärts stehenden Dame, die keine andere war als Fräulein Betty von Giersberg.

Nun tat auch Leo, was schon viele vor ihm getan hatten. Er ging zur offenen Gruft und warf drei Häuflein Erde auf seinen alten Korpsbruder, mit dem er einst in Jena so manche fröhliche Nacht durchjubelt und durchzecht hatte.

Vor dem Verlassen des Friedhofes ließ er sich durch einen ihm von früherher bekannten Offizier dem Oberleutnant Andorff vorstellen, der sich für die gewünschte Unterredung ganz zu seiner Verfügung hielt, worauf ihm Leo dankend versprach, in längstens einer Stunde bei ihm erscheinen zu wollen.

Danach fuhr er zum Gasthof zurück und verschloß sich in sein Zimmer. Er wollte sich nach den starken Gemütsbewegungen erst sammeln und beruhigen, ehe er zu Andorff ging. Wußte er doch nicht, was zu hören ihm dort bevorstand und ob er dazu nicht alle seine Kraft und Geistesgegenwart nötig haben würde.

Die Begegnung mit Cornelia, der Händedruck, den er mit ihr getauscht, und vor allem der Blick, mit dem sie ihn angeschaut hatte, wirkten mächtig in ihm nach. So ruhig und stolz blickt keine Schuldige, sagte er sich. Aber er hatte es wohl bemerkt, daß in ihren Zügen mit einem Male eine Veränderung vorgegangen war und etwas wie eine vor ihm zurückweichende Scheu und ein strenger Vorwurf darin gelegen hatte, für den Leo keinerlei Deutung fand. Was hatte ihm Cornelia vorzuwerfen? Daß er damals von Kassel weggegangen war, ohne ihr zu sagen: warte auf mich! wenn ich Hauptmann werde, komm' ich und hole dich? Sollte sie ihm seine Zurückhaltung als eine Unterlassungssünde anrechnen, derentwegen allein ihrer beider Verbindung fürs Leben nicht zustande gekommen war? das schien ihm nicht glaubhaft. Bei dem Abschiede, den er auf dem Friedrichsplatze von ihr genommen hatte, mußte sie ihm angesehen haben, wie unaussprechlich schwer ihm die Trennung von ihr wurde, mußte gefühlt haben, daß er in hart erkämpfter Selbstverleugnung nur aus Rücksicht auf sie schwieg, weil er ihr in seiner Mittellosigkeit keine sorgenfreie Zukunft

an seiner Seite bieten konnte. Diesen ehrlichen Beweggrund seines Verhaltens mußte sie erkannt haben. Wenn aber diese einzig mögliche, wenig wahrscheinliche Ursache einer geheimen Bitterkeit gegen ihn fortfiel, was war es dann? welches Fehles konnte ihn Cornelia in ihrem Herzen zeihen? Er sann und sann und fand nichts, wofür er einen Vorwurf verdient hätte, dessen unverkennbaren Ausdruck er in ihrem Blicke gelesen hatte. So mußte er sich denn bescheiden, bis sie ihm später selber einmal Aufschluß darüber geben würde.

Wie tief oder nicht tief ihr der jähe Tod des Gatten zu Gemüte ging, konnte er nicht ermessen. Ruhig und gefaßt, mit allen äußeren Zeichen des Schmerzes, hatte Cornelia in ernster Schönheit und Würde vor ihm gestanden und ihn zu stiller Bewunderung ihrer edlen Weiblichkeit hingerissen.

Da machte er sich getrost und mutig auf den Weg zu dem, der ihm das Rätsel des verhängnisvollen Zweikampfes lösen sollte. —

Oberleutnant Andorff empfing den bei ihm Eintretenden in höflichster Weise, und nachdem sich beide gesetzt hatten, begann Leo: „Ich komme, Herr Oberleutnant, um mir von Ihnen gütige Auskunft über die Veranlassung des Duells zu erbitten, bei dem Sie einer der Zeugen gewesen sind. Herrn von Rakkows wenige Zeilen, die Sie mir freundlichst übermittelten, haben mir keine Aufklärung gebracht, und ich bin sehr begierig auf das, was Sie mir darüber sagen können und wollen."

„Was ich davon weiß, Herr Baron, ist soviel wie nichts," erwiderte der Oberleutnant. „Das Duell ist vom Ehrenrat genehmigt worden, nachdem die Vertreter der beiden Gegner Namens ihrer Auftraggeber erklärt hatten, daß es, durch eine Beleidigung schwerster Art herbeigeführt,

unabwendbar sei und seitens des Geforderten akzeptiert würde. Den eigentlichen Tatbestand der Beleidigung haben wir nicht erfahren. Der übliche Sühneversuch auf dem Kampfplatz blieb erfolglos, und in wenigen Minuten war die Sache da draußen im Habichtswalde erledigt. Gleich die ersten Schüsse fielen, wie ich Ihnen schrieb, a tempo und wirkten beide tödlich. Eine Viertelstunde später fuhren wir zur Stadt zurück und mit uns in dem einen Wagen ein Toter, in dem andern ein Sterbender."

„Und beide waren meine Freunde," sagte Leo leise, wie mit sich selber redend.

„Ich weiß es," sprach Andorff teilnahmsvoll. „Es war eine traurige Botschaft, die ich Ihnen da senden mußte, Herr Baron."

„Hat Ihnen denn Herr von Rażkow auch privatim keine Andeutung über seinen Streit mit dem Regierungsrat gemacht?" forschte Leo nach einem kurzen Schweigen.

„Nein, er wollte nicht mit der Sprache heraus," versetzte Andorff. „Übrigens ging er unverzagt in den Kampf, und als wir in der Morgenfrühe mit ihm zu dem Stelldichein hinausfuhren, tat er einen merkwürdigen Ausspruch. Nach einer längeren Stille, in der wir ihn nicht stören wollten, äußerte er, mit einem träumerischen Blick in die Ferne schauend, er wünsche aufrichtig, daß nur einer von beiden lebend zurückkehre, auch wenn er dieser eine nicht sein sollte."

Leo nickte ein paarmal still vor sich hin und versank in Nachdenken.

Nach einer Weile fing er an: „Herr Oberleutnant, Sie werden so gut wissen wie ich, daß es sich in dem vorliegenden Falle um das Verhältnis Rażkows zur Gattin des Regierungsrats handelt. Ich möchte nun um alles in der Welt nicht, daß die Frau meines Freun-

des in einen ungerechten Verdacht käme. Wollen Sie mir anvertrauen, wie Sie die Lage der Dinge auffassen und ob Sie nicht allein Ratzkow, sondern auch die Frau für schuldig achten, Hersfelds Ehre Schimpf und Schmach angetan zu haben?"

Andorff, etwas zögernd und ohne seinen Besuch dabei anzusehen, erwiderte: „Frau Regierungsrat Hersfeld steht in einem tadellosen, unanfechtbaren Ruf und ist allgemein geachtet und beliebt. Niemand in ganz Kassel wird den kleinsten Stein auf sie werfen."

„Sie weichen mir aus, Herr Oberleutnant," sagte Leo, den die Verlegenheit des andern und sein geflissentliches Umgehen einer bestimmten Urteilsabgabe stutzig machte. „Ich bitte Sie dringend, beantworten Sie mir klipp und klar meine Frage: halten Sie selber Frau Hersfeld für schuldig oder nicht?"

„Nun denn, Herr Baron," sprach Andorff mit einem prüfenden Blick in Leos Gesicht, und wie zu einem schweren Entschlusse Atem holend, „wenn Sie mich so entschieden vor die Wahl zwischen ja und nein stellen, will ich Farbe bekennen. Bis zum Austrag des Duells hätte ich auf die Tugend der Frau geschworen. Auf dem Kampfplatz aber, als Herr von Ratzkow schon tot war, mußte ich eine Entdeckung machen, die mich meiner bis dahin festen Überzeugung beraubt hat."

„Was für eine Entdeckung? sprechen Sie, ich bitte Sie!" bestürmte Leo in höchster Erregung den ihm Gegenübersitzenden.

„Ich begehe eine grobe Indiskretion, wenn ich es tue, Herr Baron," erwiderte der gewesene Sekundant. „Aber in Anbetracht Ihrer sehr begreiflichen Parteinahme für die Gattin Ihres verstorbenen Freundes und Couleurbruders glaube ich Ihnen den Umstand, der mich zur

Änderung meiner Meinung gebracht hat, nicht vorenthalten zu dürfen. Also hören Sie!"

Wie auf die Folter gespannt saß Leo, in zitternder, furchterfüllter Erwartung dessen, was nun kommen würde.

„Abends vor dem Duell ist Herr von Raßkow in einem hiesigen Krankenhause gewesen und hat mit dem Vorsteher, der ihm Verschwiegenheit auf Ehrenwort geloben mußte, seine Aufnahme verabredet für den Fall, daß er tags darauf verwundet eingeliefert werden sollte. Er hat auch gleich einen entsprechenden Geldbetrag zur Deckung der Kosten hinterlegt und mir dies alles am letzten Abend, an dem ich ihn nicht mehr allein ließ, mitgeteilt nebst der Adresse seines Bruders, den ich bei einem für ihn tödlichen Ausgang des Duells benachrichtigen sollte. In dieses Krankenhaus haben wir, seine beiden Zeugen, ihn dann gebracht, leider nicht zu seiner Pflege und Heilung, sondern nur noch zu seiner Bestattung. Vorher aber haben wir die Taschen des Gefallenen durchsucht und ihnen alle Wertgegenstände zwecks Übergabe an seinen Bruder entnommen, seine Uhr, Schlüssel, Portemonnaie. Und dabei fanden wir in der Brusttasche seines Rockes, den er vor dem Schießen abgelegt hatte, fanden wir, Herr Baron, — die Photographie der Frau Hersfeld."

Leo fuhr wie von einem elektrischen Schlage getroffen zurück. Dann schüttelte er langsam das Haupt und sprach: „Nein, — nein, Herr Oberleutnant! Sie müssen sich geirrt haben; das ist nicht möglich."

„Wollen Sie sie sehen?"

„Ja!"

Andorff erhob sich, nahm aus einem verschlossenen Fache seines Schreibtisches Cornelias Photographie und überreichte sie Leo schweigend.

Da verstummte auch Leo, den starren Blick auf die Photographie geheftet, kalten Schweiß auf der Stirn. Es war dieselbe Aufnahme in Kabinettformat, von der ihm Rod mit seinem ersten Briefe im vorigen Sommer ein Exemplar nach Finkenwalde geschickt hatte. Sich noch an eine letzte Hoffnung klammernd, fragte er: „Kann Raßkow das Bild nicht gekauft haben?"

„Nein," erwiderte Andorff, „er hat es nicht gekauft, er hat es aus Frau Hersfelds eigener Hand. Wenden Sie es um, Herr Baron, und lesen Sie, was auf der Rückseite mit Bleistift geschrieben steht."

Leo las: ‚Von C. am 17. Dezember geschenkt erhalten.' — „Raßkows Handschrift!" murmelte er wie vernichtet angesichts dieses erdrückenden Schuldbeweises.

„Ich glaube nun nicht," fuhr Andorff fort, „daß Herr von Raßkow die Photographie aus Vergeßlichkeit in der Tasche behalten, sondern vermute, daß er sie als einen Talisman mitgenommen hat, der ihn in der bevorstehenden Gefahr beschützen sollte. Genützt hat es ihm freilich nichts."

Leo hatte kaum gehört, was der andere gesagt hatte. Er saß in dumpfem Brüten, immer noch die Photographie in der Hand. Dann fragte er mit klangloser Stimme: „Weiß sonst noch jemand von dem Funde?"

„Kein Mensch außer mir und dem zweiten Zeugen des Herrn von Raßkow," erwiderte der Oberleutnant. „Die anderen waren mitsamt dem Arzte um den Schwerverwundeten bemüht, und wir beide haben uns das Wort gegeben, zu schweigen. Sie sind nun der Dritte, der davon weiß, und Ihrer Diskretion darf ich mich wohl versichert halten."

„Ach ja!" nickte Leo mit einem bittern Zug um den Mund. Er sah die Photographie noch einmal mit gram-

vollen Augen an, legte sie dann still auf den Tisch und stand auf.

Andorff fragte: „Wollen Sie es nicht gütigst übernehmen, Herr Baron, der Witwe Ihres Freundes das Bild zuzustellen?"

„Ich? nein, Herr Oberleutnant! ich gehe nun, wie ich es mir erst vorgenommen hatte, nicht zur Frau Regierungsrat Hersfeld," erklärte Leo mit schwer verhaltenem Ingrimm.

„Dann werde ich es ihr morgen unter Kuvert zusenden, nachdem ich die Bleistiftnotiz auf der Rückseite gelöscht haben werde," sprach Andorff. „Ich werde mich als Absender nennen, aber keine Zeile dazu schreiben. Sie soll nur beruhigt sein, daß mit ihrem Bilde kein Mißbrauch getrieben wird."

„So ist's recht, so machen Sie's!" stimmte Leo zu. „Jetzt nur noch eine Frage: ist Raßkow schon beerdigt?"

„Ja, gestern abend in aller Stille vom Krankenhause aus," sprach Andorff. „Nur wenige folgten, sein Bruder, der auf meine telegraphische Benachrichtigung gekommen ist, wir, seine beiden Zeugen, und ein paar Bekannte von ihm. Schade um den hochbegabten Menschen und lustigen Kumpan! sein Schicksal hat in unsern kameradschaftlichen Kreisen allgemeine Teilnahme erregt."

„Mir war er von Jugend auf ein lieber Freund," kam es bewegt von Leos Lippen, „bis er zuletzt —." Er brach ab, reichte Andorff die Hand und sagte: „Ich danke, Ihnen, Herr Oberleutnant, danke Ihnen verbindlich und herzlich für Ihre rückhaltlosen Mitteilungen. Ich werde diesen Tag und diese Stunde nicht vergessen."

„Ich bedaure, daß ich Ihnen keine bessere Auskunft geben konnte, Herr Baron," erwiderte der Oberleutnant.

Leo verließ die Wohnung des braven Offiziers, die er mit soviel Zuversicht auf Cornelias Freisprechung aus dem Munde eines Wissenden betreten hatte, aus allen Himmeln gestürzt, innerlich zerschmettert von dem, was er dort erfahren hatte. Er begab sich nach seinem Gasthof zurück, und wie es den meisten Menschen nach großen seelischen Erschütterungen ergeht, meldete sich bei ihm das körperliche Bedürfnis nach Speise und Trank, das er mit einem bescheidenen Mittagsmahl an einem Tisch allein ohne Verzug befriedigte.

Danach hielt es ihn nicht mehr in geschlossenen Räumen; er mußte hinaus ins Freie, trotzdem es regnete. Das war ihm sogar sehr recht, da würden ihm in den Anlagen der Aue, wohin er seine Schritte lenken wollte, keine Spaziergänger begegnen, die ihn in der gesuchten Einsamkeit störten, und er wußte ja hier überall Bescheid.

Sein Weg führte ihn über den Friedrichsplatz. Da, dort drüben unter den Bäumen vor dem Museum war es, wo er von Cornelia Abschied genommen hatte. Er blieb stehen und schaute verlorenen Blickes nach der Stätte hin, aber sich ihr zu nahen vermochte er nicht; die Brücke zwischen dem Einst und dem Jetzt war abgebrochen.

Er ging durch das Auetor in den Park, und wie die Regentropfen auf seinen Schirm, so strömte eine Flut von widerwärtigen Gedanken auf ihn ein. Seine beiden Freunde hatten ihm, einer nach dem andern, die Geliebte geraubt. Der eine, Rod, unwissentlich und in allen Ehren, der andere aber mit verfluchten Verführungskünsten, gewissenlos und ehrlos. Edwins verdächtiger Neujahrsbrief war eine Lüge gewesen, denn da hatte er schon Cornelias Bild besessen und gewiß nicht bloß ihr Bild. Und er, Leo selber, hatte ihn in Hersfelds Haus geschickt, allerdings mit keinem andern Mandat als sich

über das fragliche Eheglück des Paares zu informieren und ihm darüber zu berichten. Immerhin war er aber damit, wenn auch wider Willen, der eigentliche Urheber der blutigen Tragödie geworden. Und nun Cornelia! wie hatte sie dort am Grabe des um ihretwillen in den Tod Gegangenen in ihrer Sünden Maienblüte ihm gegenübergestanden! hatte die Augen nicht niedergeschlagen vor ihm, hatte mit keiner Wimper gezuckt und ihre Hand in die seine gelegt, die Hand, mit der sie den andern geliebkost... O über die Falschheit und Verstellung, womit sie ihren Verrat noch bestreiten und leugnen wollte! Welche Gefühle mochten sie in dem Augenblick durchkreuzt haben?"

Der Regen rauschte unablässig, löschte aber nicht die Höllenglut, die in Leos Herzen tobte und seine Erinnerungen und Träume wie dürres Reisig zu Asche verbrannte. Fort damit! in alle Winde verstreut, und dann fort auch mit Lieb und Leid, mit Hoffnung und Glauben! „Ein armseliger Bettler bist du, Majoratsherr von Finkenwalde!" sprach er zu sich selber. „Das Köstlichste, was du zu besitzen wähntest, ist unwiederbringlich dahin."

Ruhelos schritt er die ihm wohlbekannten Pfade des Parkes weiter und weiter und wußte doch nicht wo und wohin. Als er einmal, den Schirm zur Seite biegend, den Blick nach oben richtete, bemerkte er an der grauen Wolkendecke eine lichte Stelle von gelblich fahlem Glanze. War es die Sonne, die mächtige Frühlingssonne, die den Dunst durchbrechen und dem sehnsüchtig ihrer harrenden Tier- und Pflanzenreich auf Erden mit einem gnädigen Lächeln sagen wollte: seid nur getrost, ich lasse euch nicht im Stich, ich bringe euch schon, wonach ihr lechzt, die Lust und Kraft zum Werden und Wachsen und fröhlichen

Gedeihen? Wollte sie auch ihm etwa mit einem goldenen Strahl die Nacht seiner Seele freundlich erhellen, um in ihm die schon eingesargte Hoffnung wieder zu erwecken, es könnte doch noch eine Möglichkeit geben, ihn aus dem jammervollen Zustande der Verzweiflung zu retten, die Möglichkeit eines Irrtums in seiner Überzeugung von Cornelias Schuld? Nein, ach nein! diese Hoffnung wäre nur ein holder Trug, flüchtiger als ein vor dem leisesten Hauch zerflatterndes Luftgebilde. Und der kurze Sonnenblick dort oben war auch schon wieder erloschen; dunkel war es am Himmel und dunkel auch in Leos Herzen.

Des ziellosen Umherirrens müde und des aufreibenden und doch vergeblichen Grübelns und Spürens nach der Wahrheit überdrüssig kehrte er endlich nach seinem Zimmer zurück, um an Hüningen zu schreiben.

Genau und ausführlich berichtete er dem treuen Freunde, dem einzigen, den er noch hatte, alles, was geschehen war, machte ihm Mitteilungen von den Briefen Edwins, von seiner Begegnung mit Cornelia und seiner Unterredung mit Andorff, deren wichtigste Einzelheiten er fast wörtlich niederschrieb. Dann fuhr er fort: „Was denkst Du nun von alledem? ist sie schuldig oder nicht? das ist jetzt eine Frage von Sein oder Nichtsein für mich, die Achse, um die sich fortan mein Leben dreht. Cornelia ist nun frei; ich könnte ihr meine Hand bieten und sie könnte einschlagen, wenn das furchtbare Wenn und Aber nicht wäre. Zum zweiten Male kommt mir auf meines Schicksals Wegen der Tod in seiner besten Geberlaune entgegen, um mir ein großes Glück zu bringen. Das erste durfte ich hinnehmen, weil mir's von Rechts wegen gebührte; wie gern ich auch das zweite, tausendmal größere, ergriffe, weißt Du; aber kannst Du mir sagen: tu's! oder tu's nicht!? Ja, wenn ich Gewißheit hätte! aber ich kann nicht viele

Jahre neben Cornelia einhergehen mit dem Tag und Nacht nagenden Wurm des Mißtrauens im Herzen. Oder soll ich mir neben der giftigen Wurzel des Zweifels auch noch einen zum Lichte drängenden, Blüten und Früchte verheißenden Keim von Hoffnung in der Brust bewahren? Du könntest mir raten: frage sie doch! Das habe ich mir schon selber gesagt, aber das wage ich nicht. Mir bangt vor Cornelias Antwort oder vor ihrem schuldbewußten Verstummen. Wenn sie aber unschuldig wäre, würde ich ihr mit einer solchen Frage eine grausame Beleidigung zufügen, und selbst wenn sie mir diese verziehe, würde sie doch niemals darüber ruhig werden, ob die letzte Spur eines Verdachtes aus meiner Seele getilgt wäre. Nein, sie darf von meinen Zweifeln nichts ahnen; selber müßte sie kommen und aus freien Stücken mir sagen oder schreiben: der Schein ist wider mich; aber mag alle Welt mich verdammen, Du wenigstens sollst wissen, daß ich unschuldig bin. Dann würde ich ihr glauben, würde ihr an den Hals fliegen und — ach! was täte ich dann und was tät' ich nicht!"

Nun weißt Du alles bis auf das eine, was ich selber nicht weiß und auch wohl nie erfahren werde." —

Es war ein langer Brief geworden, und die Dämmerung schlich durchs Fenster herein, als Leo damit zu Ende war. Aber was nun? abreisen konnte er heute nicht mehr, denn die kleine Nebenbahn, auf die er in Thüringen von der Hauptlinie umsteigen mußte, führte keine Nachtzüge. Er konnte also erst morgen früh von Kassel fort, und vor dem einsamen Abend im Gasthofe graute ihm.

Er stieg die Treppe hinab, um seine Epistel an Hüningen in den Briefkasten des Hotels zu werfen. Dort im Vestibül hing der Theaterzettel. Es war Oper, und Lohengrin wurde gegeben. Dahin ging er, um sich von

der Macht der Töne in ein sanftes Vergessen wiegen zu lassen und lauschte mit schmerzstillender Hingebung der Wagnerschen Musik. Als aber die Stelle kam, wo Lohengrin sang:

Nie sollst du mich befragen,
Noch Wissens Sorge tragen,

da klangen ihm die Worte des Gralritters wie zu ihm selber gesprochen als eindringliche Warnung, niemals Cornelia zu fragen, nie von ihr wissen zu wollen, was geschehen war, denn die Frage würde ihn auf immerdar von ihr scheiden wie Lohengrin von Elsa von Brabant.

Das Theater war erst spät aus. Gedankenvoll schritt Leo durch die nächtlichen Gassen und summte wehmütig die Melodie des Brautliedes vor sich hin.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Stadtgespräch über das großes Aufsehen erregende Duell wollte wochenlang in Kassel nicht verstummen, und Cornelias Name war in aller Munde. Die einen griffen sie an, die anderen verteidigten sie und hatten Erbarmen und Verzeihung für sie bei der Hand, weil die Rede ging, daß ihre kurze Ehe mit Hersfeld keine glückliche gewesen wäre. Niemand aber wußte, was eigentlich in der Kaiserstraße vorgefallen war. Allerhand unverbürgte, sich widersprechende Gerüchte tauchten auf, verbreiteten sich durch Hörensagen und wuchsen ins Abenteuerliche, wovon Cornelia glücklicherweise nichts erfuhr.

Ihre gefaßte, beinah' stolze Haltung bei dem Begräbnis legten ihr viele als Verstocktheit und Trotz, andere dagegen als sicherstes Zeichen eines reinen Gewissens aus, während noch andere behaupteten, sie wäre mit ihrer erkünstelten Ruhe nur darauf bedacht gewesen, den Schein der Unschuld zu wahren. Hätte sie sich aber wie von Schmerz zerrissen gebärdet, so würden sich die Umstehenden mit den Ellenbogen angestoßen und geraunt haben: Aha! die Sünderin bricht zusammen unter den Folgen ihres buhlerischen Treibens.

Die viel Umstrittene selber ließ sich nirgend sehen und war vorläufig nicht zu bewegen, ihre Wohnung zu verlassen und sich den Splitterrichtern in der Stadt zu zeigen. Als aber der Jahrestag ihrer Vermählung herankam, fuhr sie mit Betty hinaus zum Friedhof, um auf das Grab ihres Gatten einen Kranz niederzulegen. Dies war nicht unbemerkt geblieben und ward auch wieder verschieden gedeutet. Man fragte sich: war diese Kranzspende ein Sühnopfer, das die Treulose dem Toten darbrachte, oder war es eine Widmung innigen Gedenkens an den Mann, der ihr ein so behäbiges Dasein verschafft und sie zur Erbin seines Vermögens eingesetzt hatte?

Für die Sicherstellung ihrer Zukunft in dem Testament, das der Regierungsrat, wie sich bei der Eröffnung ergab, schon bald nach seiner Verheiratung errichtet hatte, war sie ihm allerdings aufrichtig dankbar und sah jetzt, da er ihr auf immer entrückt war, seine Eigenheiten und Fehler in einem anderen, milderen Lichte als früher, wo sie oft schwer unter ihnen zu leiden gehabt hatte.

Den, der ihn niedergeschossen hatte, ob er auch selber dabei gefallen war, haßte sie grimmig und hatte seinen Eros wütend zu Boden geschleudert. Aber von einer großen Sorge um ihren Ruf war sie dadurch befreit, daß ihr sein Sekundant die Photographie zugesandt hatte. Sie hoffte daher, daß er den bei Raßkow gemachten Fund vor aller Welt verschweigen würde und ihn auch nicht als ein gegen sie zeugendes Indizium betrachtete.

Allmählich fing sie an, sich öfter, um frische Luft zu schöpfen, allein oder mit Betty in den Anlagen zu ergehen, wo sie zwar mancher forschende Blick von Begegnenden streifte, den sie jedoch entweder gar nicht bemerkte oder im Bewußtsein ihrer Unschuld wie Staub vom Gewande von sich schüttelte.

Dennoch hatten die klugen Leute, die es sich nicht ausreden ließen, daß Frau Hersfeld innerlich lange nicht so ruhig wäre wie sie sich stellte, nicht unrecht. Nur schossen sie weit am Ziele vorbei, wenn sie glaubten, daß die argwöhnisch von ihnen Beobachtete auf Schritt und Tritt von Gewissensbissen verfolgt würde. Nein, das war es nicht, was ihr schlummerlose Nächte machte. Sie hatte nichts zu bereuen, hatte mit Raßkow nichts zu tun gehabt, das ihr Mann nicht hätte wissen dürfen und dessen sie sich vor Freunden und Feinden schämen müßte. Ihres Herzens Furcht und Not flossen aus einer anderen Quelle, die sie aber fest in sich verschlossen hielt und selbst ihrer Freundin Betty nicht aufdeckte.

Das war ein grausiger Verdacht, der, als sie sich kaum nach der ersten Bestürzung über den Tod ihres Gatten gefaßt hatte, wie ein Schreckgespenst vor ihr aufgestiegen war und sie seitdem zu keiner Stunde mehr verließ. —

Betty, die ihr in alter Anhänglichkeit jetzt mehr denn je Gesellschaft leistete, konnte nicht umhin, anzunehmen, daß sich Cornelia mit Raßkow sträflich vergangen hatte und nun alle Qualen der Reue litt, den Tod ihres Gatten und noch eines andern Mannes durch ihren Fehltritt verschuldet zu haben. Zugleich aber lastete auf ihr selber das vorwurfsvolle Bewußtsein einer gewissen Hilfeleistung dabei, weil sie Raßkow zu einem lebhaften Verkehr mit Cornelia stark ermuntert und ihm gesagt hatte, wie höchst willkommen ihr sein öfterer Besuch sein würde und mit welchem Entzücken Cornelia von ihm gesprochen hätte. Damit hatte sie wie eine Gelegenheitsmacherin der Verführung den Weg gebahnt und befand sich nun der Freundin gegenüber in einer schiefen und äußerst peinlichen Lage. Doch hatte sie den Eindruck, daß es nicht bloß Reue war, was Cornelia in so niedergeschlagener Stim-

mung gebannt hielt; es mußte dabei noch etwas anderes, etwas Besonderes und Geheimnisvolles mit im Spiele sein.

Lange harrte sie geduldig einer freiwilligen Mitteilung seitens der schwer Geprüften, aber nichts dergleichen erfolgte. Da versuchte sie es erst mit einem behutsamen Tasten nach dem ihr Verborgenen, fand aber die wunde Stelle der Leidenden nicht. Nun wagte sie ein paar leise Andeutungen, auf die Cornelia jedoch nicht einging, und als sie endlich mit der schüchternen Bitte herauskam, ihr doch zu sagen, was die beiden Männer so plötzlich und unversöhnlich entzweit habe und mit welchen Sorgen sie sich trage, gebot ihr Cornelia in schnell aufflammender Erregung, sie mit Fragen zu verschonen.

In den Kreisen ihrer weitverzweigten Bekanntschaften gelangte sie zu dem Ansehen einer wichtigen und interessanten Persönlichkeit, die vermöge ihrer intimen Beziehungen zu den Hersfelds in die Entwicklung und die Katastrophe des Dramas eingeweiht sein mußte und sicher die beste Auskunft darüber geben könnte, wenn sie nur wollte. Ihre Beteuerungen, daß sie nicht das geringste wisse, quittierte man ihr mit einem ungläubigen Lächeln, ärgerte sich über die hartnäckige Verschlossenheit der sonst so Geschwätzigen und vermutete nun erst recht Dinge mit so prickelndem Hautgout, daß sie von jungfräulichen Lippen gar nicht zu erzählen wären.

Aber Betty, die jedem Verhör möglichst auszuweichen suchte und sich dadurch das Mißfallen ihrer sämtlichen Kaffee-, Tee- und Spazierschwestern zuzog, litt selber unter dem Mangel an Vertrauen bei Cornelia. In dem bedrückenden Gefühl ihrer Mitschuld wagte sie nicht, es als ein Freundschaftsrecht zu beanspruchen, mußte sich also darein ergeben, bis einmal die Stunde schlug, die der

standhaft Schweigenden die Zunge löste. Und diese Stunde kam eher, als Betty dachte.

Eines Nachmittags, als sie die Einsame zu einem Gang in den Stadtpark abholen wollte, fand sie diese mit rotgeweinten Augen und erhielt auf ihre Aufforderung, mitzukommen, nur ein stumm ablehnendes Kopfschütteln zur Antwort.

„Es ist eine köstliche Luft draußen, alles grünt und blüht. Der Gang wird dir gut tun; komm nur mit!" redete ihr Betty zu.

„Ich kann nicht!" stöhnte Cornelia.

„Du kannst nicht? dann bleibe ich bei dir. Ich sehe, du hast geweint; was ist's mit dir? setze dich zu mir, sprich dich aus!" bat die jetzt auf ein offenes Geständnis Hoffende, legte Hut und Umhang ab und zog die nicht Widerstrebende zu sich auf den Divan.

„Ja, — ich halt's nicht mehr aus, — es muß mir von der Seele herunter, sonst erstick' ich daran," schluchzte Cornelia und preßte ihr Tuch an die Augen.

Betty streichelte ihr die Wange. „Also fang' an! oder soll ich fragen?"

„Nein, laß mich alles dir sagen, was ich zu sagen habe," sprach Cornelia mit noch zuckendem Munde. „Vor allem eins, — ich bin unschuldig, Betty! ich schwör' es dir bei Gott dem Allwissenden!"

„Ich glaube es dir," erwiderte Betty fast feierlich, im Herzen froh, durch diese Erklärung von jeder Verantwortlichkeit ihrerseits befreit zu werden. Aber nun wollte sie auch das Eisen schmieden, weil es warm war, und knüpfte schnell an: „Was ist denn geschehen?"

Cornelia berichtete nun, bald stockend, bald sich überhastend: „An jenem unseligen Tage hat mich Raßkow, nachdem er in seinen Reden immer leidenschaftlicher und

verwegener geworden, plötzlich gewaltsam überfallen und in wilder Gier umschlungen, um mich zu küssen. Ich konnte mich seiner nicht erwehren und wollte schon um Hilfe rufen, als mein Mann ins Zimmer trat, was aber der Rasende nicht hörte, bis ihn Rod packte und von mir wegriß. Schurke! hinaus! schrie er und wies nach der Tür. Der andere entwich, dabei ein Wort zischend, das wie ‚gemacht' oder ‚erreicht' klang. — So hat mich Rod in den Armen des Elenden gefunden. Einen Augenblick stand er bleich und zitternd, sagte nichts, fragte nichts und stürmte dann wutschnaubend hinaus. — Das alles hatte sich in wenigen Minuten abgespielt. Dann, als ich nach dem empörenden Vorfall zur Besinnung gekommen war, eilte ich meinem Manne nach, um ihm Aufklärung zu geben, fand aber seine Tür verschlossen, und auf mein Klopfen und wiederholtes, dringendes Bitten, zu öffnen und mich anzuhören, erfolgte keine Antwort. Da gab ich die fruchtlosen Versuche, mich mit Rod zu verständigen, vorläufig auf, zog mich in mein Zimmer zurück und — habe ihn lebend nicht wiedergesehen."

„Hast ihn lebend nicht wiedergesehen?"

„Nein; er muß bald darauf das Haus, unbemerkt von mir, verlassen haben, denn etwas später fand ich sein Zimmer unverschlossen und leer. Erst in der Nacht hörte ich ihn zurückkehren, sah ihn auch am Morgen nicht mehr und weiß nun nicht einmal, ob er mich für schuldig gehalten hat oder nicht."

„Er wird es sicher nicht getan haben," tröstete sie Betty.

„Das wolle Gott! ich habe mir Raßkow gegenüber nicht das mindeste vergeben, habe auch nicht im geringsten mit ihm kokettiert, niemals. Er kam oft, und wir

haben fröhlich und harmlos miteinander geplaudert; ich dachte mir nichts Unrechtes dabei und vertraute ihm, weil — weil er mir so gut empfohlen war," schloß sie mit einem bitteren Ton.

„Hat er durch sein gewandtes, einschmeichelndes Wesen nicht doch vielleicht, ohne daß du dir dessen bewußt wurdest, einen stillen Winkel deines Herzens erobert?" fragte Betty.

„Nein, das hat er nicht, das ist unmöglich," erwiderte Cornelia bestimmt und fügte errötend hinzu: „Denn — dir will ich's bekennen, Betty! — hier innen wohnt das Bild eines andern."

Betty blickte schnell auf. „Bürden?"

„Ja, Bürden!"

„Ich sah euch auf dem Friedhofe beisammenstehen. Ihr sprachet kein Wort miteinander, aber der Blick, mit dem ihr euch festhieltet, währte lange."

Cornelia schwieg; ihre Brust war in heftigster Bewegung.

„Hat er dich besucht?" fuhr Betty fort.

„Nein, er ist nicht gekommen," erwiderte Cornelia und starrte finster vor sich hin.

„Cornelia, glaubst du, daß Bürden dich liebt?"

„Ich weiß es, daß er mich liebt, wie er weiß, daß ich ihn liebe, ihn zu lieben niemals aufgehört habe," schoß es heiß aus Cornelias Herzen heraus.

„Nun, dann ist ja alles schön und gut. Nehmt euch und werdet glücklich!" rief Betty wahrhaft erfreut.

Cornelia schüttelte langsam das Haupt und sagte, wie im Traume sprechend: „Ich kann nie die Seine werden."

„Warum denn nicht? Du kannst doch als völlig unabhängige Frau nach Ablauf des Trauerjahres frei über dich verfügen. Was steht denn eurem Glück im Wege?"

„Der Schatten Rod steht zwischen uns."

„Was soll das heißen? Du sprichst in Rätseln."

Da faßte Cornelia mit raschem Griffe Bettys Hand, die lässig neben ihr auf dem Divan ruhte, und ihre Stimme sank zu einem Flüstern herab, als sie bebend hervorstieß: „Betty, Rod — Rod ist gemordet!"

„Jetzt glaube ich, du redest irr," sprach Betty entsetzt. „Rod ist in einem Duell gefallen, bei dem alles ehrlich und in Ordnung zugegangen ist; ich kenne genau die äußeren Umstände und" —

„Aber nicht die inneren," fiel Cornelia ihr jach ins Wort. „Ich bin fest überzeugt, Bürden hat seinen Freund Raßkow abgeschickt mit dem Auftrage, zum Schein ein Liebesverhältnis mit mir anzuspinnen, Rods Eifersucht und schwärzesten Verdacht zu erregen und so zwischen mir und Rod die Scheidung herbeizuführen, selbst um den Preis des Lebens des einen oder des andern. Mag mir das Herz darüber brechen, aber ich kann dem nicht mit Leib und Seele angehören, der den Tod meines Gatten gewollt und herbeigeführt hat."

„Cornelia, wie kommst du nur zu diesem haarsträubenden Gedanken?" rief Betty schaudernd aus.

„Auf dem geradesten Wege," erwiderte Cornelia. „Raßkow hat mir wiederholt auf das Arrangement einer Scheidung immer deutlicher hinweisende Anspielungen gemacht. Ich könnte mit Leichtigkeit mein Leben anders gestalten wenn ich wollte; corriger la fortune höre ich ihn noch sagen. Bürden fühlte sich trostlos einsam und unglücklich, dächte viel an mich, spräche mit glühender Verehrung von mir; ich sollte doch Mitleid mit ihm haben Wenn er, Raßkow, ihm helfen könnte, würde er alles. aber auch alles für ihn tun, was jener von ihm verlangte; er ginge für Bürden durchs Feuer, ginge in den Tod

für ihn. Erinnerst du dich, daß er an dem Abend, wo er mit dir bei uns zu Gaste war, sagte, er schulde Bürden unermeßlichen Dank? Nun, den hat er damit abtragen wollen, daß er alles daran setzte, mich für seinen Wohltäter von Rod zu befreien, — wahrlich, eine bewunderungswürdige Dankbarkeit!"

„Ist dir das alles erst jetzt eingefallen?" nahm Betty wieder das Wort, „nicht schon damals, als Raßkow dir wiederholt, wie du sagst, solche verfänglichen Anspielungen machte?"

„Damals hatte ich kein Arg daraus, hielt es für leere Redensarten und Aufschneidereien," erwiderte Cornelia.

„Und ferner, meinst du nicht, daß Raßkow selbst in dich verliebt war?"

Cornelia zuckte die Achseln. „Kann sein," sprach sie. „Unser zwangloser Umgang mag sein Begehr nach meinem Besitz geweckt und gereizt haben, daß er treulos gegen seinen Freund wurde, für den er bei mir wirken und werben sollte und dessen Liebe zu mir er kannte. Als er nun merkte, daß er für sich selber bei mir nichts erreichen konnte, handelte er nur noch als tributpflichtiger Sachwalter seines Herrn und Meisters. Wer weiß, aus welcher schlimmen Lage, wo vielleicht Leben und Ehre für ihn auf dem Spiele stand, ihn Bürden gerettet hat! Das mußte er wettmachen, koste es, was es wolle, und es ist ihm gelungen; daher das freche Wort bei seinem Abgange, das ich nicht genau verstanden habe. Da ihm aber die Ehestörung auf galante Manier nicht glückte, hat er sie auf brutale Weise in Szene gesetzt, hat sich bei seinem gewalttätigen Angriff auf mich von Rod überraschen, absichtlich überraschen lassen. Sein Überfall erfolgte ausgerechnet zu der Zeit, wo Rod pünktlich aus dem Amt nach Hause zu kommen pflegte. Er wollte er-

tappt sein, wollte mich vor Rod kompromittieren, hoffend, daß es dann zur Scheidung kommen würde. Nun, der Intrigant hat seinen Lohn dahin."

Betty hatte ganz still gesessen und mit atemloser Spannung an Cornelias Lippen gehangen. Jetzt sagte sie: „Mir schwindelt vor solcher Infamie, wenn deine Auffassung der Dinge nicht ein Hirngespinst deiner überreizten Nerven ist, was ich beinahe glauben möchte. Überlege dir doch! das alles soll auf Bürdens Anordnung und Befehl geschehen sein? er war doch Rods Freund und Korpsbruder."

„Was fragt lodernde Liebe nach Freundschaft und Brüderschaft!" rief Cornelia. „Ein Mann, der liebt, holt sich die Geliebte aus Himmel oder Hölle heraus. Siehst du's nun ein, daß Rods blutiger Schatten drohend zwischen mir und Bürden steht?"

Die Hörerin überlief es eiskalt. Aufs tiefste bewegt sprach sie: „Aber sage mir nur, wie hätte dann Bürden am Grabe Rods dir in die Augen sehen können?"

„Er hat's gekonnt!" entgegnete Cornelia herb und nachdrücklich. „Mein Blick drang in seinen, um seiner Seele auf den Grund zu schauen, denn damals zweifelte ich noch. Er hielt ihn aus, den fragenden Blick. Wäre er am Tage danach zu mir gekommen, hätte ich ihn zur Rede gestellt; aber das hat er nicht gewagt, und nun zweifle ich nicht mehr."

„Und einen Menschen, dem du so Fürchterliches ins Gewissen schiebst, den kannst du noch lieben, Cornelia?" warf ihr Betty vor.

„Ich muß!" schrie Cornelia schmerzüberwältigt auf. „Das ist ja das Grausame in meinem Schicksal, daß ich ihn trotz alledem noch liebe und mein Leben lang lieben muß! O es ist furchtbar, es ist zum Wahnsinnigwerden!"

jammerte sie und brach in ein krampfartiges Wimmern und Weinen aus.

Betty nahm sie wie ein Kind und ließ sie in ihren Armen sich ausweinen.

Als sie nur ab und zu noch leise schluchzte, sprach Betty mit weichem Ton: „Cornelia, soll ich, um deine Zweifel zu lösen, an ihn schreiben und ihn fragen, ob das alles mit seinem Wissen und Willen geschehen ist?"

„Nein, das sollst du nicht!" schrak Cornelia empor. „Meine Zweifel löst kein geschriebenes Wort; nur aus seinem Munde kann ich es hören, nur in seinen Augen es lesen, ob er an Rods Tode schuldig ist oder nicht."

Ein Weilchen saß sie ermattet, erschöpft von der gewaltigen Erregung, in die sie die leidenschaftlich vorgebrachten Offenbarungen versetzt hatten. Dann sprang sie plötzlich auf und sagte entschlossen: „Jetzt komm! jetzt wollen wir noch laufen, bis es dunkelt, ich brauche Luft! Aber laß uns nicht mehr von dem reden, was ich dir Schicksalschweres in die Seele geschüttet habe; es ist genug, wenn du mir schweigend beistehen willst, mein Weh zu tragen."

Sie gingen hinaus in den Stadtpark und wandelten dort still nebeneinander her, denn keine von beiden konnte sich von ihren Gedanken über die eben besprochenen tragischen Erlebnisse freimachen.

Betty hatte es mit Cornelia stets gut gemeint, war stets bemüht gewesen, der früh Verwaisten zu einem erreichbaren Lebensglücke zu verhelfen, war aber mit zwei darauf hinzielenden Versuchen kläglich gescheitert, denn weder der Cornelia aufgeredete Gatte noch der von Betty protegierte Hausfreund hatte das Herz der jungen Frau zu gewinnen vermocht, von deren Liebe zu Bürden sie ja bis heute nichts gewußt hatte. Nun aber sann sie

schon darüber nach, wie sie die zwei sich heimlich Liebenden zu einem glücklichen Paare vereinigen könnte. Das einzige Mittel dazu war die Erbringung des unumstößlichen Beweises von Bürdens Unschuld an Hersfelds Tode. Betty glaubte an seine Unschuld; Cornelia den Beweis dafür zu liefern sollte ihre nächste Aufgabe sein, und hier in dem dämmerigen Parke, an der Seite der tief Gebeugten, gänzlich Verzagenden begann die geschäftige Vermittlerin ihre zweckdienlichen Pläne zu schmieden, hoffend, daß ihr bei diesem viel Geschick und Scharfsinn erfordernden Liebeswerke nicht irgendwelche überraschende Ereignisse zuvorkämen, die sie um den Ruhm eines obsiegenden Erfolges bringen könnten."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

In dem großen Obst- und Gemüsegarten von Finkenwalde war eine von blühendem Geißblatt überrankte Laube mit Bänken an ihren inneren Seiten und einem festen Tisch in der Mitte. Sie erhob sich auf einer mäßigen Aufschüttung des Bodens, zu der man auf einem sanft ansteigenden Wege gelangte, und ihren Vordergrund bildete eine freundliche Anlage, deren saubere Instandhaltung Herr Pfeffer dauernd überwachte. Der Rasen war stets kurz geschoren, rein von allem Unkraut und so sammetdicht und saftig grün, wie er im Parke nicht schöner zu finden war. Auf seiner in gefälligen Formen abgerundeten Fläche, nahe ihrem Rande, waren farbenprächtige Blumenbeete und ein paar stattliche Gruppen von Ziersträuchern und Blattpflanzen, so daß man von der kleinen Anhöhe aus eines das Auge erquickenden und erfreuenden Anblickes genoß.

Es hatte auch einen sehr triftigen Grund, warum der Herr Obergärtner hier einen Schmuckplatz angelegt hatte und ihm eine so achtsame Pflege angedeihen ließ. Die Laube diente nämlich zum beliebten Stelldichein für die

Gutsbeamten und ihre Frauen, die sich dort nach Feierabend zu einem gemütlichen Schwatz vereinigten. Die Männer rauchten ihre Pfeife, brachten sich auch wohl einen Krug Bier mit, beredeten sachverständig die Angelegenheiten ihrer Verwaltungszweige und politisierten auch flott drauf los, soweit sie das amtliche Kreisblatt mit Nachrichten über den Gang der Weltgeschichte versorgte. Dabei machte der Rentmeister gern den Wortführer, weil er sich die Hallesche Zeitung hielt, aus der er seine Belehrungen schöpfte. Die Frauen aber sprachen von häuslichen Dingen, von ihren Kindern oder den herrschaftlichen Damen aus der Umgegend, wenn sie welche von ihnen gesehen hatten, und berichteten, was diese oder jene „angehabt" hätte, ihre Musterung selbst auf die Kleidung der gefallsüchtigen Kammerjungfern erstreckend.

Nicht immer, aber doch meistens erschienen die Mitglieder dieser geschlossenen Gesellschaft vollzählig, und selten fehlte die Mamsell Buschberg, die eine sehr geachtete Stellung darin einnahm und deren Urteil als das einer in Fragen des Geschmacks und der vornehmen Lebensart Wohlbewanderten maßgebend waren. Zuweilen, wenn der Schloßherr einmal abends nicht zu Hause war oder für seine geringen Anforderungen an persönliche Bedienung Fritz vollkommen ausreichte, stellte sich auch Daniel ein und war als der älteste und am längsten in Finkenwalde Hausende stets gern gesehen, zumal er noch aus den Jahren des Freiherrn Augustus mancherlei zu erzählen wußte.

So saßen sie auch heut, an einem Samstagabend in der Übergangszeit des Frühlings in den Sommer, beieinander und labten nach des Tages Arbeit Herz und Sinne an dem tausendfältigen Grünen und Blühen rings

um sie her. Flieder, Levkojen, Narzissen und Nelken mit dem Geißblatt um die Wette, und durch das Gezweig der Bäume und Sträucher blitzten die rötlichen Strahlen der blinkenden Sonne. Im Innern der Laube war es angenehm kühl; ein leiser Lufthauch strich mit kaum vernehmbarem Wispern durch die Ranken und fächelte schmeichlerisch Stirn und Wangen der gemächlich Rastenden. Zu den Füßen des Försters lagen seine beiden Teckel, dem Anschein nach schlafend und doch gewiß auf jedes Wort horchend, das hier unter dem Blätterdach laut wurde. Aber nichts Heiteres und Erfreuliches bekamen sie zu hören; es lastete ein Druck auf den Gemütern der einträchtig Versammelten, und ihr Gespräch glich mehr einer ernsten Beratung als einem harmlosen Geplauder.

Was heute zum ersten Male hier verhandelt wurde, hatte jeder einzelne schon lange im stillen mit sich herumgetragen, von einer respektvollen Scheu zurückgehalten, sich unverhohlen darüber auszulassen. Heut aber kam es zur Aussprache, und der Obergärtner war es, der dazu den Anstoß gab.

Als Daniel in die Laube trat, fragte Specht: „Ist der Herr ausgefahren, Daniel?"

„Nein, Herr Rentmeister, der Herr Baron sitzt auf der Veranda, raucht und hat eine Flasche Wein vor sich stehen, die er aber kaum anrührt," lautete der Bescheid.

Da schlug Pfeffer mit der Hand auf den Tisch und rief: „Nun sagt mir nur um alles in der Welt, was ist das jetzt mit unserem Herrn? ist euch denn nicht sein verstörtes Wesen aufgefallen?"

„Ei freilich! jawohl! gewiß! seit Monaten schon!" klang es von allen Seiten wie aus einem Munde. Und

nun war der Bann gebrochen. Jeder hatte etwas Besonderes anzugeben nach den Beobachtungen, die er an seinem unbegreiflich veränderten Brotherrn gemacht hatte, aber alle stimmten darin überein, daß etwas Außergewöhnliches mit ihm los sein müßte, wenn er nicht gar etwa krank wäre.

Inspektor Töggen, der mehr als die anderen mit Leo zu tun hatte, fing mit seinen Bemerkungen an und behauptete, daß die Stimmung des Barons nicht alle Tage die gleiche wäre. Manchmal zeigte er einen übertriebenen Eifer, entwickelte eine rastlose Tätigkeit und mutete sich die größten Anstrengungen zu, solche auch von den Leuten fordernd. Dann wäre er streng und barsch im Befehlen und kurz angebunden im Antworten. Ein andermal schiene er gegen alle Maßregeln und Anordnungen gleichgültig, als ginge ihn die ganze Wirtschaft nichts an. Er, Töggen, wüßte gar nicht, was er aus dem sonst so wohlwollenden, nie launenhaften Herrn machen sollte.

„Am Weidwerk hat er auch keine Freude mehr," klagte Heideklang. „Wer weiß wie lange ist er nicht auf der Pirsch gewesen, und wenn ich ihn frage, nur um nichts ohne seine Genehmigung zu tun, wo und wieviel ich im Forste schlagen lassen soll, so erhalte ich den knappen Bescheid: das müssen Sie besser wissen als ich, Herr Förster! Früher beriet er dergleichen mit mir und ließ sich über die schlagfähigen Bestände von mir Vortrag halten; dazu kommt es jetzt nie mehr."

„Wenn er reitet," nahm der Inspektor wieder das Wort, „so ist's entweder im trägsten Schritt, als überließe er wissen- und willenlos dem Pferde die Zügel und den Weg, oder er jagt in wildester Karriere dahin, daß der Staub hinter ihm aufwirbelt."

Frau Heideklang fragte: „Herr Rentmeister, durch Ihre Hände geht ja alles; hat der Herr Baron Schwierigkeiten in Geldsachen?"

Der alte Junggesell schüttelte den Kopf und erwiderte: „I Gott bewahre! an Geld fehlt's nicht, und er braucht ja für sich selber blutwenig. Ich kriege ihn überhaupt höchst selten zu Gesicht, denn um das Rechnungswesen bekümmert er sich nicht mehr."

„Ich sehe ihn auch nur noch von weiten," sprach der Obergärtner. „Wenn ich meinen Inspizierungsgang durch den Park mache, sitzt er oft bei dem Felsenmal unter der alten Buche in tiefen Gedanken und rührt und regt sich nicht. Ich wage mich schon gar nicht mehr in die Gegend dort hin."

„Wie ist er denn zu Hause im Schlosse, Daniel?" fragte die Frau des Inspektors.

„Ernst und in sich gekehrt und noch schweigsamer als früher, aber nie unfreundlich," gab Daniel zur Antwort. „Ich glaube der Herr Baron ist melancholisch geworden; es frißt ihm was am Herzen."

„Der Meinung bin ich auch," fiel Mamsell Buschberg ein, „und ich habe da so meine eigenen Ansichten drüber. Wißt ihr, wo sich der gnädige Herr die Melancholie, wie Daniel ganz richtig sagt, hergeholt hat? von seiner Reise zu dem Begräbnis. Wen er nur da begraben haben mag, daß er's sich so schwer zu Herzen nimmt und sich gar nicht drüber trösten kann!"

„Nun, doch wohl einen guten Freund, vielleicht einen Jugendgenossen oder einen früheren Regimentskameraden," sprach der Förster.

„Oder am Ende noch etwas Lieberes," meinte Frau Töggen.

„Wenn wir ihm doch helfen könnten, über seinen Gram hinwegzukommen!" sagte die Förstersfrau.

„Einem, der sein Liebstes verloren hat, kann niemand helfen," sprach leise vor sich hin der Rentmeister, der auch freudlos und einsam durchs Leben ging.

Damit fand das Gespräch über Leos unerklärlichen Gemütszustand seinen Abschluß. Aber die um ihren verehrten und geliebten Herrn Besorgten blieben noch beisammen, unterhielten sich von anderen Dingen oder überließen sich still dem zauberischen Walten der auf leisen Sittichen heranschwebenden Frühsommernacht. Im Gebüsch erhob eine Nachtigall ihren schmelzenden Gesang, und am dunkelnden Himmel stand mit leuchtendem Glanze der schöne Abendstern. —

Was die treuen Menschen dort in der Laube so teilnahmsvoll besprochen hatten, beruhte auf Wahrheit. Leo war der Spielball seiner unaufhörlichen Zweifel über Cornelias Schuld oder Unschuld. Wieder und wieder rief er sich alles, was er in Kassel erlebt, gesehen und gehört hatte, ins Gedächtnis zurück und kam doch mit seinem hirnzermarternden Grübeln über den einen Punkt, um den es sich drehte, nicht hinweg. Das Zünglein an der Wage seiner Untersuchungen schwankte. In der einen Schale lagen sein fester Glaube an Cornelias sittlichen Halt und die Erinnerung an ihr würdevolles Benehmen auf dem Friedhof, in der anderen dagegen die Auslieferung ihrer Photographie und Rods scharfe Pistolenforderung, in der ersten also von Täuschungen nicht ausgeschlossene Reflexionen, in der zweiten aber unbestreitbare Tatsachen, und die Schale mit diesen sank, weil sie die schwereren Verdachtsgründe trug.

Um sich aus seiner tiefen Niedergeschlagenheit aufzuraffen, stürzte er sich in ein solches Übermaß von meist

unnötiger, ihm gar nicht zukommender Arbeit, daß sie ihn aufs äußerste anstrengte. Manchmal setzte er sich abends an den Flügel und spielte sich Stücke aus den besten Werken älterer Meister; doch das dauerte nie lange; die Töne rauschten an ihm vorüber und lösten nicht den Druck auf seiner Seele. Ein paarmal rief er den Tröster der Einsamen und Traurigen, den Sorgenbrecher Wein zu Hilfe, um sich Vergessenheit zu trinken. Vergeblich; die stärksten Geister, die im Rebensafte spukten, blieben machtlos gegen sein Leid. Da ließ er ab von dem zu häufigen Gebrauch dieses gefährlichen Mittels.

Nachts floh ihn der Schlaf, und es litt ihn nicht auf dem Lager. Beim Morgengrauen erhob er sich und ging in den Wald, um zu jagen. Aber seine Sinne waren zum Suchen und Lauschen zu abgespannt; er schoß nichts. Was er auch anstellte, sich Ruhe zu schaffen, — nichts verfing. In seinen verzweifelten Stunden, im bittersten Groll gegen das Schicksal konnte er doch in seinem Herzen die Liebe nicht ertöten, die Sehnsucht nicht zum Schweigen bringen.

Während des ihm langsam dahinschleichenden Sommers erhielt er öfter nachbarliche Einladungen, die er aber meistens ausschlug, weil ihm die Geselligkeit keine Freude mehr machte. Nur zu den Trommlitzens fuhr er zuweilen, auch ungebeten, weil er sich bei den behäbigen Alten, die ihn stets herzlich willkommen hießen, am wohlsten fühlte.

Auch die Einladungen der Familie von Ravenhorst mochte er nicht ablehnen und war gern bei ihr zu Gaste. Dort sah er Jukunden, Hüningens glückliche Braut, und oft ruhte sein Blick auf ihren anmutigen Zügen, aber mit ganz anderen Gedanken als vor etwa einem Jahre. Ach,

daß er die, der sie so ähnlich sah, nicht auch als Braut zum Altar führen konnte!

Als er einmal von Weidenbrück in schwüler Sommernacht durch das reifende, mannshohe Korn nach Hause fuhr und, im offenen Wagen bequem zurückgelehnt, sich seine Zukunft ausmalte, wie sie mutatis mutandis ganz anders sein könnte als sie zu werden drohte, sah er eine helle Sternschnuppe fallen. Was man sich in dem Augenblicke gedacht und gewünscht hat, soll nach dem Volksglauben in Erfüllung gehen. Er aber hatte soeben gedacht: wenn du doch alle unbesiegbaren Zweifel als einen dein Lebensschiff überladenden Ballast über Bord werfen und, dem Drange deines Herzens folgend, bedingungslos an Cornelias Unschuld glauben könntest! Dann freitest du sie und würdest in ihrem Besitze dein höchstes Glück auf Erden finden. Diesen Gedanken nahm er mit sich ins Schloß, ging mit ihm zu Bett und konnte, ihn mit sonnigen Hoffnungen vergoldend, vor seinem funkelnden Glanze lange nicht einschlafen.

Am andern Morgen aber war auch dieser berückende Traum verstoben und in nichts zerflossen. In Leos Kopf war es öd und dumpf, in Brust und Gliedern lag es ihm schwer wie Gewitterluft. Beim Frühstück wollte ihm nichts munden; der Kaffee dünkte ihn matt, die Butter nicht frisch, die Zigarre nicht aromatisch genug, und die Hand, die sonst mit eiserner Festigkeit den Drilling beim Zielen an die Wange drückte, zitterte beim Eingießen mit dem Sahnentöpfchen. Die Fliegen, die ihn umschwirrten, ärgerten ihn; er war nicht gesund und nicht krank, aber unzufrieden mit sich und der ganzen Welt.

Eines Abends überraschten ihn die beiden Trommlitz mit ihrem Besuch, über den er hoch erfreut war. Mamsell

Buschberg mußte zum Abendbrot leisten, was sie vermochte, und kam auch durchaus nicht in Verlegenheit; der Tisch, an dem sie nachher auf der Veranda saßen, war gut bestellt. Die Trommlitzens brachten mit ihrem lebhaften Wesen in jeden Kreis, ob er groß oder klein war, etwas ungemein Erfrischendes, und auch hier herrschte unter den dreien bald eine sich ganz von selbst gebende Fröhlichkeit.

'Als aber der Oberstleutnant bei der zweiten Flasche Lafite war, strich er sich unternehmend seinen großen Schnurrbart zurecht, räusperte sich und hub an: „Hören Sie, mein lieber Bürden, ich muß Ihnen mal mit einer Sache auf den Leib rücken, die mich Ihretwegen sehr beunruhigt. Ich spioniere schon seit Monaten an Ihnen herum und kann nicht klug werden aus Ihnen, aber grad herausgesagt, Sie gefallen mir nicht."

„Oh," machte Leo verdutzt, dem alten Kriegsknecht gespannt und ein wenig verlegen in das hochrote Gesicht schauend.

„Ja!" fuhr der unverfroren Aufrichtige fort, „bei Ihnen ist irgend etwas nicht in Ordnung, Sie sind auf dem besten Wege, ein Hypochonder zu werden. Schon lange habe ich das beobachtet und nicht dahinter kommen können, wo Sie der Schuh drückt. Jetzt endlich meine ich es erwischt zu haben, woran es liegt, — an dem erbärmlichen Einsiedlerleben, das Sie hier in Finkenwalde führen. Sie sind nun ein volles Jahr hier und immer noch unbeweibt; das geht so nicht weiter. Sie müssen sich eine Frau nehmen und das eine lustige, die Ihnen die Grillen austreibt. Heiraten Sie doch in Gottes Namen die blonde Toska, mit der werden Sie wahrhaftig nicht betrogen!"

Leo brach in ein schallendes Lachen aus. Frau von

Trommlitz faltete mit komisch bestürzter Gebärde die Hände und sagte nur: „Aber Robert!"

„Es ist mein voller Ernst," trumpfte der Oberstleutnant auf. „Das Mädel ist körperlich und geistig kerngesund, muß nur ein bißchen an die Kandare genommen werden, und dazu sind Sie der rechte Mann. Die dumme Geschichte mit der Radlerei werden Sie ihr doch wohl nicht nachtragen, und der verrückten — wollte sagen der verehrten Frau Schwiegermutter werde ich einen zarten Wink geben, sich möglichst selten hier blicken zu lassen, weil das Ihr eheliches Glück keineswegs erhöhen würde. Was sagen Sie dazu?"

„Nein sage ich dazu, Herr Oberstleutnant!" erwiderte Leo mit gutem Humor, aber doch in sehr bestimmtem Tone. „Ich bleibe ledig, ich bin ein Weiberfeind."

„Sie ein Weiberfeind?" prustete der Alte los, „das glaube Ihnen der Deibel, Bürden! ich nicht."

„Ich auch nicht," stimmte seine Gattin munter ein. „Aber mein Mann hat recht, daß mit Ihnen etwas nicht in Ordnung ist, lieber Freund. Sie sind überanstrengt, haben Ihren Nerven zuviel zugemutet, und dem muß Einhalt geboten werden. Sie bedürfen dringend einer Luftveränderung und sollten schleunigst eine längere Vergnügungsreise unternehmen."

„Nerven, hm!" brummte Trommlitz, „auch möglich; aber das kommt davon, daß Sie hier so einsam hocken, sich placken und schinden und keine Erholung und Zerstreuung haben. Sie müssen einmal ausspannen, müssen mal heraus aus der Schanze und dem rastlosen Frondienst."

„Ich kann mich jetzt nicht freimachen; nächstens beginnt die Ernte, da muß ich hier auf meinem Posten sein," wandte Leo ein.

„Ach was Ernte! die Gesundheit geht vor," kollerte der Alte. „Ihr braver Töggen wird auch in Ihrer Abwesenheit keinen Halm auf dem Felde verfaulen lassen, und Regen oder Sonnenschein können Sie auch nicht machen. Sie brauchen ja auch nicht gleich jetzt zu reisen; Anfang oder Mitte August ist auch noch Zeit."

„Wo soll ich denn hin?" fragte Leo.

„An die See, baden, Ozon schlucken; das ist die beste Kur für mißhandelte Nerven," rief der Oberstleutnant. „Als ich Anno einundsiebzig, damals Premierleutnant, aus dem Kriege kam, war ich mit meinen Nerven dermaßen herunter, daß ich keine Tür klappen hören konnte, ohne vor Schreck zusammenzufahren. Da schickten sie mich nach Sylt, und als ich dort vier Wochen lang gebadet und mich gründlich vom Winde hatte zausen lassen, war ich ein anderer Mensch, wie neugeboren, wie neugeboren, sag' ich Ihnen."

„Ja, das möchte auch ich Ihnen empfehlen," sagte Frau von Trommlitz.

„Sylt ist das einzig Richtige für Sie," entschied der Oberstleutnant. „Da stippen Sie Ihren Heldenleib jeden Tag in die brausende Salzflut der Nordsee, frühstücken danach kräftig, rennen wie ein Strandläufer über Schlick und Sand am Meere, und dann — na, dann kommen Sie wieder und heiraten die Toska."

„Die Nordsee will ich mir gefallen lassen, aber die Toska nicht," erklärte Leo.

„Nein, nein, die wollen wir Ihnen nicht aufschwatzen," fiel Frau von Trommlitz besänftigend ein. „Mein Vater pflegte zu sagen, zu drei Dingen solle man keinem Manne zureden, zu einer Frau, einem Arzte und einem Pferde.

Aber eine Frau muß her, lieber Bürden! Suchen Sie so lange, bis Sie eine finden, die Sie wahrhaft lieben können, und dann greifen Sie tapfer zu. Wollen Sie mir versprechen, das zu tun?"

Leo blickte seine mütterliche Freundin nachdenklich an. Sollte er die beiden prächtigen Menschen hier zu Schiedsrichtern in seinem Zweifelskampfe machen? die Wahl seines Tuns oder Lassens in die Hand dieser klugen, hochherzigen Frau legen? Frauen empfinden in solchen Dingen tiefer und feiner, treffen das Rechte sicherer als Männer, und dem Rate dieser Erfahrenen durfte er vertrauen und folgen. Schon war er drauf und dran, sein Geheimnis zu enthüllen, als ihm Trommlitz das Glas entgegenhielt, mit den Worten: „Stoßen Sie mit uns an, Bürden, daß Sie, ehe dieses Jahr zu Ende geht, einen schlichten Goldreif am Finger tragen!"

Leo, durch sein Vorhaben, alles zu gestehen, mächtig ergriffen, stieß mit dem Oberstleutnant so kräftig an, daß sein Glas klirrend zerbrach. Ein böses Omen, ein trauriges Symbol seines Lebens! wie das Glas so lag sein Glück in Scherben vor ihm und konnte so wenig gekittet und geflickt werden wie jenes. „Da haben Sie's!" sagte er, „ich soll nichts versprechen. Der Mensch denkt, und Gott lenkt."

Auch die beiden Alten waren von dem grellen Mißklang betroffen und schwiegen.

Daniel, dem Leo geklingelt hatte, sah mit einem Blick auf den Tisch, was geschehen war, und stellte ein anderes Glas hin. Aber es war schon spät, und der Oberstleutnant ersuchte ihn, anspannen zu lassen. „Nehmen Sie mir alten Schnauzbart nichts übel; ich meine es gut mit Ihnen," sprach er beim Verlassen der Veranda.

Leo drückte ihm die Hand, küßte die seiner Gemahlin und bat um baldige Wiederholung ihres lieben Besuches.

Als er sie an den Wagen geleitet hatte und sie fort waren, ging er zur Veranda zurück, setzte sich noch einmal und trank die Flasche, die noch halb gefüllt vor ihm stand, langsam aus. Dann erhob er sich und murmelte trübselig: „Glück und Glas, wie bald bricht das!"

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Ereignisse, die dem Geschick Cornelias eine unerwartete Wendung gegeben hatten, waren äußerlich ohne Einfluß auf die Existenzbedingungen der plötzlich Vereinsamten geblieben. Innerlich aber war ein Wandel mit ihr vorgegangen. Aus Fesseln befreit, an deren gewaltsame Sprengung sie nie gedacht hatte, fühlte sie Hoffnungen und Wünsche in sich erwachen, von deren Erfüllung sie wie von einem Himmel auf Erden träumte. Nur daß die Verwirklichung dieses elysischen Traumes unübersteigliche Schranken wehrten, die niederzulegen so wenig in ihrer Macht stand, wie sie Geschehenes ungeschehen machen konnte. Das waren die bohrenden Zweifel über ihres Gatten Tod und die aufrührerischen Fragen, die sich daran knüpften und auf die sie keine Antwort hatte.

Aber mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft und Besonnenheit barg sie ihr in die Zukunft schauendes Sehnen und ihre die Gegenwart verkümmernde Hoffnungslosigkeit unter der starren Eisdecke einer durch nichts aus dem Gleichgewicht kommenden äußeren Ruhe, zuweilen auch unter der lächelnden Maske eines von ihren Bekannten für echt genommenen, langsam aufsprießenden Frohsinnes.

Das Schwarz der Witwentrauer kleidete sie vortrefflich. Sie hatte es stets verstanden, sich gut anzuziehen, und hielt auch jetzt darauf, zumal sie sich, mehr als drei Monate nach dem Hinscheiden Hersfelds, auf Bettys Drängen dazu entschloß, dann und wann einer Einladung zu einer befreundeten Familie Folge zu leisten. Es machte sich ihr das Bedürfnis geltend, ab und zu wieder mit ihr wohlwollenden Leuten zu reden, und es kam ihr darauf an, zu zeigen, daß für sie kein Grund vorlag, einen ihr zusagenden, nicht zu geräuschvollen Verkehr zu scheuen und zu meiden. Daher empfand sie auch dieses Wiederheranziehen ihrer Person in die Kreise, mit denen sie früher Umgang gepflogen hatte, als eine große Genugtuung, eine Art Ehrenerklärung, durch die der vielgescholtenen Frau ihre Unschuld förmlich attestiert wurde und für die sie den dabei mit gutem Beispiel Vorangehenden herzlich dankbar war.

Eine bittere Erfahrung aber sollte ihr nicht erspart bleiben. Sie hatte in der diskreten Zusendung ihrer Photographie durch den Oberleutnant Andorff eine zarte Rücksichtsnahme auf sie gesehen, und diese Auffassung war ja auch eine dem Sachverhalt entsprechende. Wenn sie aber der Meinung gewesen war, er hätte ihr damit zugleich andeuten wollen, daß er die Auffindung ihres Bildes in Ratzkows Besitz durchaus nicht als einen Schuldbeweis gegen sie betrachtete, so mußte sie nun zu ihrem Schrecken inne werden, daß sie sich mit dieser Annahme getäuscht hatte. — Er begegnete ihr einmal auf dem Bürgersteig einer belebten Straße und ging mit einem so auffällig kalten Gruß an ihr vorbei, daß sie nicht in Zweifel darüber sein konnte, was er von ihr dachte. So oft sie früher den gewandten Offizier in Gesellschaft getroffen hatte, war er stets äußerst zuvorkommend gegen sie gewesen, hatte

ihr sogar, in erlaubten Grenzen, munter den Hof gemacht. Und nun dieser verletzend nachlässige Gruß, dieser fast verächtliche Blick! Da wußte sie genau: dieser Mann hielt sie der ehelichen Untreue für schuldig, und wenn er seine Entdeckung ausplauderte, so war Cornelia gebrandmarkt und geächtet. Wer würde ihr dann glauben, wenn sie erzählte, auf welche hinterlistige Weise sich Raßkow das Bild von ihr erschwindelt hatte? Bis jetzt schien der ehrliche Finder geschwiegen zu haben, und sie konnte noch von Glück sagen, daß die Photographie wenigstens in die Hände eines anständigen, ehrenwerten Mannes gefallen war und nicht in die eines beliebigen, skandalsüchtigen Menschen, der das Geheimnis dem allgemeinen Stadtklatsch preisgegeben hätte. Eine würgende Angst aber bemächtigte sich ihrer bei dem Gedanken, daß Leo von dem Funde Kenntnis erhalten haben könnte und sie nun in seinen Augen eine Gesunkene und Verlorene wäre. Es lag sehr nahe, daß er bei dem Sekundanten Raßkows nach der Veranlassung des Zweikampfes geforscht hatte, und dann war es nur noch ein Schritt bis zu der Eröffnung Andorffs, welcher Aufschluß ihm darüber geworden war.

Wie sehr bereute sie da, Raßkow das Bild gegeben zu haben! denn diese nicht abzuleugnende Tatsache war das einzige belastende Moment, das man als Beweis eines sträflichen Umganges mit dem Hausfreunde gegen sie vorbringen konnte. Eine Frau schenkt einem Manne nicht heimlich ihr Bild, wenn er nicht schon ein Stück von ihrem Herzen besitzt und sich nicht auch noch anderer Gunst von ihr zu erfreuen gehabt hat. Sie hatte es dem darum Bittenden allerdings nicht geschenkt, sondern nur geliehen, durch eine Lüge von ihm dazu bewogen. An ihre von jenem ihr vorgespiegelte Ähnlichkeit mit einer

andern glaubte sie längst nicht mehr und begriff nicht, wie sie so kurzsichtig gewesen sein konnte, das frivole Spiel nicht zu durchschauen, das der unverschämte Mensch mit ihr getrieben hatte, um in den Besitz ihres Porträts zu gelangen und sich an dessen Anblick mit gierigen Sinnen weiden zu können.

Was wäre geschehen, wenn in dem Duell bloß Raßkow und nicht auch Rod gefallen wäre? Hätte dieser dann den Scheidungsprozeß gegen sie angestrengt, weil er sie in den Armen des andern überrascht hatte und sich von ihr betrogen wähnte? Dann würden die Sekundanten Raßkows gerichtlich vernommen worden sein, was sie von dessen Verhältnis zu der Verklagten wüßten, und Andorff hätte bekunden müssen, daß er ihr Bild bei jenem gefunden hatte. Raßkow aber hätte, weil er tot war, sie nicht durch ein unter zugeschobenem Eide abgelegtes Geständnis, auf welchem Wege er in den Besitz gekommen war, vor Schimpf und Schande bewahren können. Was hätte dann aus ihr werden sollen, wenn sie ihren heiligsten Versicherungen entgegen von Rechts wegen schuldig gesprochen wäre? —

So reihte sich in Cornelias ruhelosem Erwägen des Vergangenen wie des Künftigen eine brennende Frage an die andere und als erste und letzte die wichtigste von allen: was dachte Bürden von ihr? warum ließ er nichts von sich hören?

Sein Wunsch, ihre Ehe mit Rod gelöst zu sehen, war erfüllt, und diese Lösung war nicht nur sein Wunsch, sondern auch sein Werk gewesen, zu dem er den zu allem willfährigen, ihm blind gehorchenden Raßkow angestiftet und gedungen hatte. Er also war es, von dem der Anschlag auf die Beseitigung Rods herrührte, und der andere war des Mörders Spießgeselle. Zwar sagte sie sich:

er hat es aus Liebe getan, und wie mußte er sie lieben, wenn er das auf sein Gewissen nahm, den Freund aus dem Wege zu räumen oder räumen zu lassen, nur um zu ihr zu gelangen! Lag darin bei allem Furchtbaren und Verdammenswerten nicht ein großer Zug von alles vor sich niederwerfender Liebeskraft und zugleich ein fast versöhnendes Element?

Was war nun der Grund, daß er der seinetwegen zur Witwe Gewordenen fernblieb und schwieg? sein Schuldbewußtsein oder sein Verdacht gegen sie in bezug auf Rahkow? Beide Motive, welches auch das richtige sein mochte, waren gleich schrecklich für Cornelia. Sie hielt Bürden und Bürden hielt vielleicht sie für schuldig, und keiner wagte, dem andern seine Schuld vorzuwerfen oder ihm die eigene Unschuld kundzutun, weil jedem vor der Antwort des andern graute und keiner den Mut hatte, lieber wissen als zweifeln zu wollen. Das war die bergeshohe Schranke, die sie auf immerdar voneinander trennte.

War nun ihr Verdacht gegen Bürden ebenso stark begründet wie der seinige gegen sie? Gewiß! noch stärker. Rahkows Benehmen von seinem ersten Besuch bei ihr bis zum letzten wies zu deutlich darauf hin, daß er seine schändlichen Intrigen nach Bürdens Vorschrift gesponnen hatte. Dabei war er dann selbst in eine begehrliche Leidenschaft zu ihr verfallen, die gewiß nicht in seinem Programm und noch viel weniger in dem seines Auftraggebers gestanden hatte. Aber ob diese Leidenschaft nun eine wahrhaft empfundene oder nur eine erheuchelte gewesen war, ihre Folgen blieben dieselben, von den beiden Verbündeten geplanten, nur daß sie durch Rahkows Ungestüm unversehens schnell herbeigeführt waren.

Aber auch Cornelia hatte sich wegen ihres Verhaltens gegen Raßkow Vorwürfe zu machen. Sie war, immer nur den aufrichtigen Freund Bürdens in ihm sehend, zu rückhaltlos und zutraulich gegen ihn gewesen, hatte ihn zu tiefe Blicke in ihr unbefriedigtes Herz und die unerquicklichen Verhältnisse ihres ehelichen Lebens tun lassen. Das mochte er als ein Entgegenkommen, als eine Aufmunterung betrachtet haben, ihr näherzutreten, als ob sie die Wünsche, mit denen er sich im geheimen trug, auch ihrerseits hegte und deren Erfüllung keinen unbesieglichen Widerstand bereiten würde. Die Schamröte stieg ihr ins Gesicht, wenn sie bedachte, wieviel sie sich vielleicht, nach seiner Auffassung ihres Benehmens, ihm gegenüber vergeben und daß sie damit seinen kecken Angriff auf ihre Frauenehre selbst verschuldet hatte.

Nun saß sie trostlos in ihrem Erkerstübchen, bald von einem dumpfen, unablässig bohrenden Schmerz über ihr verfehltes Leben niedergedrückt, bald in knirschendem Zorn gegen den martervollen Zwang ihrer Lage sich aufbäumend. Und das mit einem Herzen, randvoll von heißem Durst nach Liebe, nach wahrer, reiner Liebe, wie sie sie dem einen entgegenbringen könnte und möchte, wenn er so frei von Schuld wäre wie sie. O wie wollte sie sich dann jauchzend in seine Arme stürzen, ihre Lippen auf seine pressen, vor Seligkeit und Wonnen unter dem Hauch seiner Liebe vergehen! Aber wird sie ihn jemals wiedersehen? er kam nicht zu ihr, sie konnte nicht ihn aufsuchen, war dazu verdammt, ihre Jahre zu vertrauern, machtlos, wehrlos gegen das Unheil, das ein widerwärtiges Geschick ohne Erbarmen über sie verhängt hatte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Westerland auf Sylt, WNW 5. Bedeckter Himmel, ziehende Wolken, am Strande donnernde Brandung, draußen auf der dunkelgrünen See bald da, bald dort weiß aufschäumende, breite Wogenkämme. Möven mit klagendem, gackerndem, wie Lachen klingendem Ruf schweben über dem Wasser und den Dünen, werden vom Winde geworfen, kämpfen gegen ihn an, als stünden sie still in der Luft, schießen pfeilschnell herab, streichen dicht über den Wellen, erheben sich wieder, frei und sicher in ihrem Elemente.

Am Strande und auf den langen, holzgezimmerten Wandelbahnen bewegt sich hin und her die Menge der Kurgäste. Zu beiden Seiten der mittleren Dünentreppe eine weit gestreckte Reihe von Zelten aus Segeltuch, unzählige Strandkörbe mit ihren Nummern, bunt beflaggte Festungen, aus Sand gebaut, an denen die anspringenden Wellen nagen und rütteln, sie erstürmen und zerstören. Große und kleine Leute schaufeln daran, jauchzen und fliehen, wenn sie vor dem quirlenden, sprühenden Naß weichen müssen, und arbeiten dann wieder an ihren Schanzen, als könnten sie dem Anprall der Wogen einen

Damm entgegenstellen, den doch eine einzige mit spielender Kraft über den Haufen wirft.

Im Freien, auf der überdachten, aber vorn offenen Galerie einer der erhöhten Erfrischungsbuden am Strande saß Leo und schaute still vergnügt auf das Treiben da unten, spähte hinaus auf die See und konnte sich an dem Fluten und Rollen, dem Brechen und Stürzen der Wellen nicht sattsehen. Erst ein paar Tage war er hier, hatte sich ein Zimmer in einem Logierhause gemietet, um, der allgemeinen Wirtstafel abhold, unabhängig in der Wahl seiner Mahlzeiten zu sein, und hatte heute sein erstes Bad genommen, das ihn köstlich erquickt hatte. Wie hatte ihm danach das Frühstück hier an dem kleinen Tische geschmeckt, und wie sog er die salzgetränkte Luft, die ihm der Wind über die Nordsee her ins Gesicht blies, mit vollen durstigen Zügen ein! Dazu das mächtige Brausen und Rauschen, das ihm melodisch zu Ohren klang, ihn einschläferte und in sorgenlose Träume wiegte.

Er konnte sich von dem Platze nicht trennen, auf dem er sich einem so wohligen Müßigsein ergab, wie er es seit Jahren nicht genossen hatte, und blieb in träge hindämmerndem Schwelgen über eine Stunde lang auf seinem Stuhle sitzen. Die beiden alten Trommlitz hatten recht getan, ihn hierher zu komplimentieren. Sylt war etwas ganz anderes als Finkenwalde und etwas Neues für Leo, denn er hatte die See noch nie mit Augen geschaut als auf Abbildungen, die nicht Klang noch Leben hatten, während hier alles in beständiger, hörbarer Bewegung war, das Meer und die Luft, der rieselnde Sand und der schwankende, bläulich schillernde Strandhafer auf den Dünen, die flatternden Fähnlein und die raschelnden Gewänder der Frauen und Mädchen. Eichen und Buchen freilich spendeten hier keinen Schatten, denn

Bäume ließ der Sturm unmittelbar an der friesischen Westküste nicht aufkommen, aber auch ohne grünbelaubte Wipfel redete hier die Natur in ihrer Einfachheit und Großartigkeit eine Sprache, die jeder verstand, der einen offenen Blick und ein empfängliches Gemüt hatte.

Auf Leo wirkte dieses Wehen und Wogen in der wohltätigsten Weise. Seine Nerven beruhigten sich, sein Appetit wuchs von Tag zu Tage, und die Freude am Dasein hielt wieder ihren Einzug in seine aufatmende Brust. Vergangenes, das, was er in den letzten vier Monaten durchgemacht und durchgekämpft hatte, war für ihn wie ein ausgelesenes Buch, das er nie wieder aufschlagen wollte. Hier, vor dem tosenden Seegang, in dem sausenden Winde fand er den Frieden, der ihn zu Hause geflohen hatte.

Wie er noch so saß und eigentlich an gar nichts dachte, bemerkte er auf dem Nebentische die in einem Einband gesammelten Fremdenlisten und langte sie sich, um sie halb aus Neugier, halb zum Zeitvertreib und zugleich mit dem Wunsche zu durchblättern, dabei auf keinen Kurgast zu stoßen, dessen Umgang er sich Anstands halber nicht hätte entziehen können.

Er fing mit der zuletzt erschienenen Nummer an und sah die Listen von hinten nach vorn flüchtig durch ohne darin einen ihm bekannten Menschen zu begegnen. Auf einmal aber stutzte er und stierte wie gebannt auf eine Zeile, die er zweimal lesen mußte, ehe er seinen Augen traute. Denn da stand gedruckt: ‚Frau Regierungsrat Hersfeld, geb. v. Giersberg aus Kassel‘.

Wäre aus dem Wogen da vor ihm eine leibhaftige Meernixe aufgetaucht, hätte er bei deren Anblick nicht erstaunter und verwirrter sein können als beim Lesen dieses Namens. Ihm war, als drehte sich der ganze Horizont

im Kreise um ihn herum. Cornelia hier in Westerland! das war vorläufig alles, was er fassen und begreifen konnte. Wie ging das zu? war es reiner Zufall, daß sie sich zu gleicher Zeit mit ihm hier befand? oder wartete sie hier auf ihn? nein, nein! sie lief ihm nicht nach; wie sollte sie auch erfahren haben, daß er hier baden wollte! Sein nächster Gedanke war, schnell abzureisen, morgen schon, wenn es heute nicht mehr ging. Noch konnte sie nicht wissen, daß er hier war, denn seit seiner Ankunft war keine neue Fremdenliste erschienen. Ein Glück war's, daß er von ihrer Anwesenheit früher Kenntnis erhalten hatte als sie von der seinigen, denn in welche Verlegenheit wäre er geraten, wenn er völlig unvorbereitet ihr plötzlich gegenübergestanden hätte!

Er wollte sie nicht wiedersehen und die überaus peinliche Begegnung auch ihr ersparen. Jedoch —, er las den Namen in der Liste noch einmal, den lieben, teuren Namen Cornelia und sprach ihn halblaut aus; ach, er klang ihm so süß, so schmeichelnd und berückend. Und der Zufall, fast ein Wunder zu nennen, kam ihm hier so dienstwillig entgegen, wie es vielleicht nie, nie wieder geschah. Sollte er ihn nicht mit festem Griff beim Schopfe fassen, um sich in seinen Zweifeln endlich Klarheit zu verschaffen, Klarheit um jeden Preis? So waren nun Ruh und Frieden wieder dahin, und der Kampf begann aufs neue; wie würde er enden?

Leo erhob sich, ging an den Strand hinab und wanderte gen Norden, weit über das Herrenbad hinaus, um in ungestörtem Alleinsein zu einem Entschlusse zu kommen, was er tun oder lassen sollte.

Da draußen schritt er langsam durch den Sand dicht am Wasser, der steigenden Flut nicht achtend, deren schnell heraufsprudelnde, sich fächerartig ausbreitende



Leo wich entsetzt einen Schritt zurück und starrte Cornelia wie geistesabwesend an.
(S. 393.)

Ergüsse öfter seine Füße schaumkräuselnd umspülten und überschwemmten. Manchmal blieb er stehen und schaute auf das Meer hinaus, von dem sein nach innen gekehrter Blick doch nichts sah. Aber er glaubte Stimmen daraus zu hören, die ihn lockten, und solche die ihn warnten, hierzubleiben und eine Entscheidung herbeizuführen. Gab es kein Orakel hier? Käme ein Seeadler geflogen oder ein Delphin mit seiner hohen Rückenflosse nahe dem Ufer vorübergerudert, so wollte er sich das als Zeichen und Wink nehmen, die Aussprache mit Cornelia zu wagen. Aber nichts war zu sehen, nichts als der öde Strand und die ‚greuliche Salzflut‘. Da erscholl aus der Luft das schrille Lachen einer Möve. Leo blickte zu ihr auf, die gerade über ihm schwebte, und sagte: „Die lacht dich Hans Träumer aus, lacht über deine Unschlüssigkeit und Torheit, daß ein Zufall bestimmen soll, ob du den andern ausnutzen willst oder nicht.“ Ein kurzes Besinnen noch, dann stieß er seinen Stock tief in den Sand hinein, als machte er einen Punkt hinter sein Schwanken und rief: „Ja, ich will! und nun kehrt und auf die Suche!“

Auf dem Rückwege erwog er, wie er das Wiedersehen mit Cornelia ins Werk setzen sollte. In der Kurliste war ihre Wohnung angegeben. Sollte er sich zu einem Besuche bei ihr anmelden? nein! Wenn er ihr schriebe und sie um ein Stelldichein an einem unbelauschten Orte der Insel bäte, würde sie ja wohl kommen, aber das gefiel ihm auch nicht. Er wollte sie vollständig überraschen; sie sollte nicht Zeit haben, sich ihre Antworten vorher auszudenken und zurechtzulegen; wie aus dem Boden gestiegen wollte er plötzlich vor ihr stehen. Leicht war es nicht, sich unbemerkt an sie heranzupirschen auf dem breiten Strande oder auf der baum- und strauchlosen Heide, wo eine menschliche Gestalt schon von weitem zu

sehen war. Ja, wenn er sie einmal mitten in den Dünen allein träfe, wo Kuppen und Schluchten miteinander wechselten, die zwei einzelne Personen den Blicken der Tausende entzogen! Zunächst mußte er sie im Schwarm der Badegäste ausfindig machen und aufpassen, welche Wege sie zu wandeln pflegte. Das war nicht schwer; hier trugen nur sehr wenige Damen Schwarz, von denen Cornelia durch ihren stattlichen Wuchs wohl zu unterscheiden war. Viel schwieriger war es, zu verhüten, daß sie nicht zuerst ihn sah, und gar nicht hindern konnte er, daß sie vielleicht in der nächsten Kurliste seinen Namen las. Jetzt mußte er nach Hause, um sich zum Mittagessen umzuziehen, das er in Borgs vornehmer Weinhalle an einem der durch niedrige Holzwände voneinander getrennten Tische allein einnahm. Er stahl sich förmlich dahin, auf Schritt und Tritt achtgebend und um jede Straßenecke lugend, daß ihn Cornelia nicht erwischte.

Nachmittags war am sogenannten neutralen Strande in der Nähe der Haupttreppe das lebhafteste Treiben. Da spielte die Kurkapelle, deren Weisen aber vom Meeresrauschen, einer viel schöneren Musik, laut übertönt wurden. Da bewegte sich die ganze Badegesellschaft lustig durcheinander; da wurde geschwatzt, gelacht und geflirtet, alle Zelte und Strandkörbe waren besetzt, und Kinder und Erwachsene tummelten sich im Sande. Leo hatte sich auf einer benachbarten Düne gelagert, so daß nur sein Kopf über den Rand hervorsah und er das Gewimmel dort unten durch seinen Feldstecher, den er mitgenommen hatte, genau beobachten konnte. Lange Zeit blieb er hier auf der Lauer, begab sich dann vorsichtig hinab und ging langsam am Strande entlang nach Süden zu, jede dunkel gekleidete Dame, die ihm nach- oder entgegenkam, schon von fern scharf musternd. Cornelia entdeckte

er nicht. Sie mochte wohl ebensowenig wie er geneigt sein, hier Bekanntschaften anzuknüpfen, und wählte vielleicht die weite, stille Heide, die jetzt, Mitte August, schon hier und dort in purpurner Blüte stand, zu ihren Spaziergängen in der Richtung nach Wenningstedt, Keitum oder Rantum. Die Heide mit den einzeln in ihr aufragenden Hügeln der Hünengräber machte, namentlich bei bewölktem Himmel, einen poetischen, aber melancholischen Eindruck und bot einem menschenscheuen Wanderer, der sich absondern wollte, die sicherste Zuflucht. Man sah dort nichts weiter als ein paar Dörfer, die Windmühle bei Munkmarsch, die alte Kirche von Keitum und den Kampener Leuchtturm. Den Blick auf die See verwehrte die graugrüne, in gewellter Linie sich lang hinstreckende Dünenkette, aber das Wattenmeer zwischen der Insel und dem Festlande war fast überall sichtbar, und auf ihm zeigten sich auch wohl einige weiß herleuchtende Segel.

Am nächsten Tage frühstückte Leo in einer der südlich gelegenen Buden, an der alle Damen vorüber mußten, die zum Bade gingen oder davon zurückkamen und nicht den Dünenübergang am Damenstrande benutzten. Da saß er im Innern der Halle an einem Fenster, wo er nicht so leicht bemerkt werden konnte wie draußen auf der Galerie, und wartete auch wieder umsonst auf die eine, die wiederzusehen ihn von Stunde zu Stunde dringender verlangte. Ihn ergriff eine unbezwingliche Sehnsucht nach der ihm bis jetzt hier Unsichtbaren, aber doch jedenfalls Erreichbaren, die er, ob auch mit wundem Herzen, unentwegt noch immer liebte. Fort und fort schwebte sie vor ihm, wie sie in Kassel an Rods Grabe mit ihm gestanden und ihn mit dem rätselhaften Blicke angeschaut hatte, nach dessen Bedeutung er sie nun hier am Gestade

des ruhelos wogenden Meeres, das auch Geheimnisse in seiner Tiefe barg, endlich befragen wollte. Wenn er sie nur erst gefunden und sie unter vier Augen, ohne die Möglichkeit, ihm zu entrinnen, gestellt hätte! Dann wollte er auch die andere Frage tun, an deren leisester Beantwortung das Glück seines Lebens wie an einem seidenen Faden hing. —

Zwischen dem Dorfe Westerland und den Dünen ist abseits des Fremdenverkehrs ein kleiner, von einem Erdwall umgrenzter Friedhof, über dessen Eingang als Inschrift die Worte zu lesen sind ‚Heimstätte der Heimatlosen'. Dort werden die armen Seefahrer mit prunklosen, aber gottesfürchtigen Ehren bestattet, die vielleicht weit von hier auf hoher See ums Leben gekommen und von den Wellen an den Sylter Strand gespült sind. Auf jedem Grabe, mit keinem Kranz und keiner Blume geschmückt, steht ein schlichtes, schwarzes Holzkreuz mit Angabe des Tages, an dem der Schiffbrüchige hier gelandet ist, denn niemand weiß, welches Namens und welches Stammes er gewesen ist.

Von diesem den stillen Betrachter ans Herz greifenden Orte hat man einen alle Wege zum Strande beherrschenden Rundblick, und hier faßte Leo heute nachmittag Posto, um nach Cornelia auszuspähen. Über die Umwallung konnte er hinwegschauen, aber sie deckte ihn vollständig, sobald er sich ein wenig bückte.

Lange mußte er hier harren, und es war fünf Uhr vorüber, als er endlich die Geliebte kommen sah. Schon mit bloßem Auge erkannte er sie, überzeugte sich aber noch durch seinen Feldstecher, daß er nicht irrte. Sie ging langsam und blickte nicht auf, schritt aber nicht dem bohlenbelegten Stege zu, der über die Dünen führte, sondern blieb diesseits auf der Heide und wandelte süd-

wärts. Er ließ sie eine gute Strecke voraus und folgte ihr dann, den räumlichen Abstand zwischen ihr und sich nur ganz allmählich vermindernd, um sie erst außerhalb des Bereiches einer möglichen Beobachtung einzuholen.

Das Herz schlug ihm bis an den Hals. Nach fast drei Jahren sollte er das erste Wort wieder mit ihr sprechen, und es konnte auch das letzte werden, das er mit ihr zu wechseln hatte. Aber jetzt wollte er Gewißheit haben, entweder Scheiden und Meiden ohne Wiedersehen oder einen Bund fürs Leben, getreu bis in den Tod.

Immer näher kam er ihr, denn er hatte in seiner großen Erregung unbewußt seine Schritte mehr und mehr beschleunigt. Der weiche Heideboden dämpfte den Schall seiner Tritte, so daß Cornelia sie nicht hörte. Jetzt aber — sie mußte wohl ein schweres Atmen hinter sich vernommen haben — wandte sie sich um. Ein einzelner Herr, und sonst weit und breit kein Mensch zu sehen! Aber sie fürchtete sich nicht und blieb stehen, um den Fremden, der gerade auf sie zukam, an sich vorbeizulassen. Sechs Schritte vor ihr zog er den Hut.

„— Herr von Bürden!!" rief Cornelia aufs höchste überrascht. „Sind Sie es wirklich?"

Wer von beiden dem andern zuerst die Hand geboten hatte, wußten sie selber nicht.

„Ja, ich bin es, gnädige Frau! — ich bin Ihnen hierher gefolgt, — verzeihen Sie!" stotterte er, angesichts der Geliebten unsicher und befangen. „Am Strand und auf der Heide habe ich Sie schon gesucht —"

„Sie wußten, daß ich hier bin?" unterbrach sie ihn lebhaft.

„Seit gestern weiß ich's, las Ihren Namen in der Kurliste," versetzte er, den Sinn ihrer Frage nicht erfassend.

„Ah so!“ Ein flüchtiger Ausdruck von Enttäuschung glitt über ihr Antlitz, was Leo nicht bemerkte.

„Darf ich Sie ein Stück begleiten?“ sprach er immer noch beklommen.

Ein stummes Nicken und eine leichte Handbewegung Cornelias deuteten ihm Gewährung.

Sie gingen miteinander in derselben Richtung weiter, beide schweigend, beide ganz und gar in Anspruch genommen von dem Widerstreit ihrer Liebe und ihrer Zweifel, der in dieser Stunde, hier in der Einsamkeit der Sylter Heide zum Austrag kommen mußte. Sie konnten es nicht mehr bändigen, was in ihnen rang und drängte; es mußte zu Tage, mochte daraus werden, was wollte. Wer aber sollte damit anfangen, die Pforte seines Herzens zu öffnen und dem Sturm der Gefühle freien Lauf zu lassen? Das durfte nur vorsichtig und allmählich geschehen.

Cornelia war es, die einleitend so gelassen wie möglich begann: „Seit wann sind Sie hier?“

„Seit vier Tagen erst,“ erwiderte er. „Und Sie?“

„Über drei Wochen schon.“

„Gefällt es Ihnen hier?“

„Außerordentlich; man lebt wieder auf in diesem Leib und Seele stärkenden Anhauch der See.“

„Hatten Sie das so nötig?“ fragte er, „Ihrem Äußern nach nicht.“

„Das Äußere verrät nicht immer den Zustand des Innern,“ gab sie ihm zur Antwort. „Nach Erschütterungen, wie sie mich heimgesucht haben, bedarf man einer Erholung.“

„Das kann ich mir denken,“ sagte er mit einem Stich ins Ironische, der ihr jedoch entging.

„Sie sind wohl nicht zur Kur hier,“ meinte sie, seine gesundheitstrotzende Gestalt betrachtend.

„Doch! auch ich suche Heilung von etwas, das mehr Leid als Leiden ist," erwiderte er.

Mehr Leid als Leiden? dachte Cornelia. Sprach das die Reue, die an seinem Herzen fraß? Wollte er ein Geständnis ablegen? O dabei wollte sie ihm helfen!

„Es war ein trauriger Anlaß, als wir uns das letztemal sprachen," fing sie nach kurzem Sinnen wieder an.

„Wir sprachen uns nicht, wir sahen uns nur."

„Ganz recht. Die Lippen waren uns beiden verschlossen bei diesem Wiedersehen nach so schrecklichen Vorgängen.

Leo war von ihren Worten betroffen. Sie wagte es, auf die Vorgänge hinzudeuten, die dieses Wiedersehen veranlaßt hatten.

„Ich hatte nicht erwartet, Ihnen an jenem Tage zu begegnen," fügte sie, durch sein Schweigen darauf gereizt, herausfordernd hinzu.

„Nicht? aber es war doch selbstverständlich, daß ich kam, dem Toten das letzte Geleit zu geben. — Rod war mein Freund."

„War er das wirklich? und — waren Sie auch sein Freund?" fragte sie mit dem forschenden Blick, den er von Kassel her an ihr kannte.

„Ein halbes Menschenalter lang," erwiderte er nachdrücklich. „Sollte Rod das Ihnen nie gesagt haben?"

„Gesagt hat er mir das allerdings, und er wenigstens schien es auch zu glauben," bemerkte sie spitz.

„Er wenigstens? Sie scheinen es also nicht zu glauben."

„Je nun, — ich weiß nicht; es gab da zwei Tote zu begraben, und der andere stand Ihnen wohl näher, war Ihnen ergebener, gefügiger."

Was sie für sonderbare Wendungen brauchte! wo hinaus wollte sie mit diesen verdächtigen Reden? „Des andern

wegen wäre ich nicht gekommen," warf er ärgerlich dazwischen.

„Warum nicht? hat er auch Sie beleidigt?"

„Gnädige Frau! — so können Sie fragen?"

„Ja! so frage ich," erwiderte sie herb. „Hat jener andere nicht getan, was Sie wünschten und wollten?"

Leo schüttelte das Haupt. „Ich verstehe Sie nicht."

Noch nicht? Wollte er sie nicht verstehen? sich doch aufs Leugnen legen? In ihren Zügen spiegelte sich ein heftiger innerer Kampf, ehe sie, ihn fest anblickend, sprach: „Herr von Bürden, soll die Frau dem Mann auf dem Wege zur Wahrheit vorangehen? Bei unsern alten Erinnerungen beschwöre ich Sie: lassen Sie uns beide offen und ehrlich gegeneinander sein! es muß endlich einmal klar werden zwischen uns."

„An mir soll's nicht liegen, wenn es das nicht wird," gab er ihr kühl zurück.

„Gut! dann sagen Sie mir: mit welchem Auftrage haben Sie Raßkow zu uns ins Haus geschickt?"

„Mit dem, zu ergründen, ob Sie mit ihrem Gatten glücklich wären oder nicht."

„Mit keinem andern?"

„Nein! wenn er sich eines andern gerühmt hat, so hat er gelogen," erwiderte Leo kurz und bündig.

„Gerühmt hat er sich keines, aber —." Sie stockte noch einmal, denn es ward ihr schwer, ihm die furchtbare Schuld, die er doch nur aus Liebe zu ihr auf sich geladen hatte, ins Gesicht zu schleudern.

In scharfer Spannung standen die beiden sich gegenüber. Sie, die schöne, stolze Frau, mächtig erregt, mit blitzenden Augen zum Angriff bereit, und er, der hochgewachsene, in sich gefestete Mann, mit ruhigem Ernst den Stoß erwartend ohne zu ahnen, wohin dieser zielen

würde. Da galt kein Rückzug und kein Zaudern mehr. Wuchtig kam die Anklage aus Cornelias Munde: „Ich habe die Überzeugung, Raßkow hat sich für Sie geopfert, weil er Ihnen verpflichtet war, ich weiß nicht wofür. Er war von Ihnen abgesandt, meine Ehe mit Rod zu trennen, auf jede Weise, mit allen Mitteln, kein einziges, hören Sie? kein einziges ausgenommen!“

Leo wich entsetzt einen Schritt zurück und starrte Cornelia wie geistesabwesend an. Erst nach einer Weile fand er schwer atmend die Worte: „Sie halten mich für den Anstifter von Rods Tode?“

„Rund herausgesagt: ja!“

Er griff sich an die Stirn, um sich zu vergewissern, ob er wachte oder träumte. „Das also war es, was Sie mir mit Ihrem vorwurfsvollen Blick an seinem Grabe sagen wollten,“ sprach er bitter und fuhr, sich gewaltsam beherrschend, fort: „Mit diesem Verdachte gegen mich im Herzen muß Ihnen meine Gesellschaft mehr als peinlich, ganz unerträglich sein. Da ist es wohl besser, wir kürzen dieses unvermutete Wiedersehen ab und scheiden hier voneinander. Aber das will ich Ihnen doch noch sagen,“ fügte er mit erhobener Stimme hinzu: „mit der Absicht, Ihre Ehe zu stören, mit dem Wunsche, meinen Freund Rod unter die Erde zu bringen, habe ich nichts zu schaffen. So! jetzt wissen Sie die Wahrheit! und nun — leben Sie wohl!“

Er lüpfte den Hut und wandte sich zum Gehen. Da machte Cornelia eine rasche Bewegung, als wollte sie ihn halten. Verwundert hemmte er den Schritt und wartete, was sie ihm noch zu sagen haben könnte. Sie stand, marmorbleich, die Hand auf den stürmenden Busen gepreßt, im Blick unsägliche Angst. Ihre Lippen bewegten sich, aber lautlos.

Endlich brachte sie, mit Tränen kämpfend, mühsam heraus: „Und so sollen wir voneinander scheiden?"

Er sah sie ernst nachdenklich, schweigend an.

„Das kann unmöglich Ihr letztes Wort gewesen sein," flüsterte sie fassungslos.

„Ich wüßte wohl noch eines, —"

„O sprechen Sie es aus!" flehte sie mit einem Tone, der ihr aus innerster Seele kam.

Sinnend ruhten Leos Augen auf der Zitternden, sich kaum noch aufrecht Haltenden. Er überlegte, ob die, die streng und gebieterisch Rechenschaft über eine vermeintliche schwere Missetat von ihm gefordert hatte, selber ein gebrochenes Schwert haben könnte und ob er die verhängnisvolle Frage, die ihn so lange schon quälte, jetzt noch stellen sollte oder nicht. Doch entschloß er sich, es zu tun, denn keine künftige Stunde würde ihm dazu schlagen wie die gegenwärtige.

„Nun denn," hub er zögernd an, „wollen Sie auch mir eine Frage gestatten?"

„Soviel Sie wollen!" rief sie in freudiger Hoffnung.

„Warum hat Rod den andern gefordert?"

Zum zweitenmal enttäuscht senkte Cornelia verstummend das Haupt.

Leo durchzuckte es: also schuldig! schuldig! — Aber sie sollte es offen bekennen. Dringend, fast drohend wiederholte er: „Warum hat Rod den andern gefordert?"

„Weil er mich in Raßkows Armen fand, der mich küssen wollte," stammelte sie beschämt.

„Wollte? nur wollte?"

„Ja, glauben Sie, ich hätte es mir gefallen lassen?" begehrte sie nun trotzig auf.

„Er hat Sie *nicht* geküßt?"

„Mein Gott! — nein!“ stöhnte sie.

„Niemals?“

„Herr von Bürden! was soll das heißen?“ sprach sie empört, jetzt flammende Glut auf den Wangen.

Leo schwieg.

„Antwort, Herr von Bürden! Was soll dieses Niemals bedeuten?“

Plötzlich schrak sie schaudernd in sich zusammen. „Oh! — ich verstehe!“ hauchte sie geknickt, und die Hände vor dem bebenden Munde faltend, den an ihr Zweifelnden jammervoll anblickend, fuhr sie fort: „Das? das können Sie, Sie von mir denken? Bürden! womit habe ich das verdient? Wenn Sie das von mir glauben, dann allerdings, dann müssen wir scheiden voneinander, scheiden auf — auf Nimmerwieder ...“ Lautes Weinen erstickte ihre Stimme; sie verhüllte ihr Antlitz und wankte wie von einem Schwindel befallen, so daß Leo hinzusprang und sie in seinen Armen auffing.

Nach einem völligen Sichgehenlassen in ihrem Schmerze hob sie langsam ihr tränenbenetztes Gesicht zu ihm empor und schluchzte: „Bürden, das war grausam. Was haben wir beide Schändliches uns angetan, ich Ihnen und Sie mir! Wollen wir's vergessen? ich kann's, denn ich bin so rein und frei von Schuld wie Sie.“

Durch Leos Mark und Bein ging ein Schüttern, durch sein Herz ein Strom berauschenden Glückes, aber noch war er sprachlos. Immer näher, immer fester zog er die Geliebte an sich; dann brach es übermächtig aus ihm hervor: „Cornelia! Cornelia! so halt' ich dich, und nie wieder lass' ich dich! denn ich liebe dich, wie ich weiß, daß du mich liebst, seit wir uns kennen. Und nun bist du mein, Cornelia! nichts anderes mehr kann uns scheiden als der Tod.

„Ja, dein! endlich dein, mein Leo!“ rief sie und umschlang ihn, strahlend von hingebungsvoller, beseligender Liebe.

Sein Mund brannte auf ihrem; immer wieder und wieder küßte er sie und sie ihn. —

Hand in Hand wandelten sie weiter.

Bald fing Cornelia an: „Nun höre auch meine Rechtfertigung.“

„O Liebste, du bedarfst keiner Rechtfertigung mir gegenüber,“ wehrte er ab. „Ich glaube dir, das sei dir genug.“

„Nein, nein! Du sollst alles wissen; höre mich an!“ bat sie. „Andorff hat dir von dem Funde meines Bildes gesagt, nicht wahr?“

Er nickte und sie berichtete ihm, mit welcher List sich Raßkow die Photographie von ihr erbettelt hatte.

Leo war entrüstet und rief: „Und das alles hat er noch dazu von mir! In meiner Nachbarschaft wohnt eine junge Dame, die dir merkwürdig ähnlich sieht; das habe ich ihm erzählt, und das hat er gegen dich ausgebeutet.“

„Wie heißt sie?“ fragte Cornelia.

„Jukunde von Ravenhorst, und er hat sie nie gesehen; du wirst sie ja kennen lernen. Jetzt ist sie die Braut meines besten Freundes, aber diese Ähnlichkeit mit dir hat mir zu schaffen gemacht. Ich sah immer nur dich in ihr, und da wuchs mir die Sehnsucht über den Kopf, und —“

„Und da hast du dich in sie verliebt, gesteh's nur!“ lächelte Cornelia.

„Ein wenig, ganz wenig und auch nur kaum eine Woche lang,“ gestand er kleinlaut. „Und sie reitet so gut; das mußt du nun auch lernen,“ fügte er gleich wieder lustig hinzu.

„Muß ich? ist das eine Bedingung deiner Liebe?" lachte sie nun hell heraus.

„Unweigerlich! o wie wollen wir zusammen Seite an Seite durch die Felder preschen!"

„Durch deine Felder!" sprach sie mit einem stolzen und doch innigen Blick.

„Nun auch die deinen!" frohlockte er. „Das stille Schloß soll lebendig werden, wenn du erst als gebietende Herrin darin schaltest und waltest. Der Park soll dich umrauschen und beschatten, und zu deinen Füßen sollen tausend Blumen sprießen. Du mußt bald kommen und dir's ansehen, wo du künftig hausen wirst. O doch! keine Widerrede! In Begleitung meiner Mutter natürlich und nicht als meine öffentlich Verlobte; mit der Hochzeit müssen wir ja noch warten. Auf der Rückreise von hier besuche ich meine liebe Alte in Weimar und mache alles mit ihr ab. Wie wird sie sich freuen, daß ich ihr den Wunsch endlich erfülle und mir ein liebes Weib nehme!"

„So! also deiner Mutter zu Gefallen nimmst du mich," neckte Cornelia.

Da umschlang er sie behende und küßte sie. „Wenn du so dummes Zeug schwatzt, versiegle ich dir den Spottmund," lachte er übermütig. „Aber höre weiter! Wenn du dort bist, werde ich dich zu deinem Denkmal führen, das ich dir an meinem Lieblingsplatz im Park errichtet habe."

„Du hast mir schon ein Denkmal gesetzt?"

„Ja! aus Felsblöcken hoch aufgetürmt, und einer hat eine glatt geschliffene Fläche, auf der dein Name, nur dein Name stehen soll. Bis jetzt durfte ich ihn ja noch nicht einmeißeln lassen, aber nun wird es geschehen. Goldblinkend soll das ‚Cornelia' in Sonnen- und Mondenschein durch Busch und Bäume schimmern."

„Eine abenteuerliche Idee!" sagte sie nachdenklich. „Wie konntest du denn wissen und ahnen —"

Er ließ sie nicht ausreden; seine Lippen waren rascher als ihre.

Da lehnte sie sich, beide Hände auf seinen Schultern, in seinen haltenden Armen zurück und fragte schelmisch: „Wußtest du wirklich nicht, daß ich hier auf Sylt war?"

„Nein, wahrhaftig nicht!"

„Wärest du mir nachgekommen, wenn du es gewußt hättest?"

„Ja, auf Flügeln der Sehnsucht!"

„Ich dir auch!" jubelte Cornelia und schmiegte sich an seine Brust.

So tändelten und kosten die zwei in der Schule des Lebens Gereiften wie ein junges Brautpaar, das sich vor Glückes Überschwang nicht zu lassen weiß. Ihre Zweifel waren besiegt, die Liebe triumphierte.

Alle die Qualen, die Leo Cornelias wegen erduldet hatte, lagen nun weit hinter ihm in verdämmernder Ferne, und die zwei Toten, einst seine Freunde, über die schuldlos hinwegschreitend er in den Besitz der Geliebten gelangte, schwanden vor dem alles verklärenden Glanz der Wirklichkeit wie wesenlose Schatten dahin. Sein Vertrauen zu Cornelia, das auch in seinem heftigsten Schwanken ihr Verteidiger gewesen war, hatte recht behalten, seine nie ganz aufgegebene Hoffnung sich herrlich erfüllt. Eine wunderbare Schicksalsfügung hatte ihm die Holde, Schöne, Heißbegehrte doch noch in die Arme gelegt und ihn zum reichsten aller Sterblichen gemacht. In dem seligen Bewußtsein ihrer Liebe, das ihn auf den Gipfel seiner Wünsche hob, fand er nun die innere Freiheit, nach der er von Jugend auf gestrebt hatte. Nun war er alles unruhvollen Trachtens ledig, besaß alles,

was sich Menschen von des Himmels Gunst und Gnade erflehen dürfen, und sein Leben bekam einen Inhalt, dem er sich fortan im Hochgefühl seiner Kraft und seines von nichts mehr abhängigen Willens freudig widmen konnte. Morgen wollte er Hüningen sein märchenhaftes Glück verkünden, und auch Andorff mußte er mitteilen, welche Bewandtnis der Vorfall mit Cornelias Bilde hatte, damit sie vor Raßkows Sekundanten wieder in makelloser Reinheit dastand.

Ähnliches wie Leo ging auch Cornelia durch die Seele. Auch sie war von all ihrer Angst und Not erlöst und ihre jahrelange Sehnsucht endlich gestillt. Ihren schrecklichen Verdacht gegen den, dem sie sich jetzt treulich zu eigen gab, bat sie ihm im stillen demütig ab und wollte das mit der zärtlichsten Liebe wett und ihn so wunschlos glücklich machen, wie er es zu werden im vollsten Maße verdiente. Der Tote stand nun nicht mehr als mahnender Rachegeist zwischen ihnen, denn keiner der beiden Lebenden hatte ihm sein frühes Grab bereitet. Sie konnten sich reinen Herzens die Hände reichen, und den Geliebten zum Gatten zu bekommen, das war eine Zukunft, die Cornelia nicht mit dem Lose der gefeiertsten Königin vertauschen möchte. Was würde Betty sagen, wenn sie der Freundin morgen ihre Verlobung mit Leo meldete? —

Sie traten den Rückweg an und wählten den kürzesten. Der Abend sank. Nur leise hörten sie jenseits der Dünen das Rauschen der Brandung. Am Himmel schwebten rosig beleuchtete Wolken, und die braune Heide sah jetzt noch dunkler aus; da drüben aber im Osten flimmerte im Scheine der zu Rüste gehenden Sonne das friedliche Wattenmeer. —

In Westerland sagte Leo: „Ich möchte meiner Mutter die frohe Botschaft noch senden. Sobald dies geschehen,

komme ich und hole dich von deiner Wohnung ab. Wir bleiben doch heut abend zusammen, Cornelia?"

„Gewiß, mein Leo!" erwiderte sie. „Die paar Tage die ich noch hier sein kann, bleiben wir immer zusammen."

Er eilte zum Postamt und telegraphierte seiner Mutter: Heute habe ich die künftige Trägerin des Goldschmucks der Feodora gefunden. Brief folgt.

Julius Wolffs Sämtliche Werke

(Vollständig in zwei Serien)

Inhaltsbeschreibung der ersten Serie

Romane = 8 Bände

Geheftet 24 Mark, elegant gebunden 32 Mark

Einzelne Bände werden nicht abgegeben.

Der Raubgraf. Eine Geschichte aus dem Harzgau nennt Julius Wolff anspruchslos seinen Roman aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts; und gerade dieses Werk bietet ganz besondere Reize. Als gründlicher Kenner seiner Heimat, des Harzes, war er wohl der berufenste Übermittler seiner Geschichte. In den prächtigen Untergrund des an Naturschönheiten reichen Harzgaus hat er markige Gestalten gestellt, charakteristische Figuren, bei denen auch der Humor nicht zu kurz kommt, und einen Liebesroman in die Erzählung verwebt, der sich in scharfen Konflikten bewegt. Die Sprache ist stellenweise hoch poetisch, durchgehend aber fesselnd.

Der Sülfmeister. Eine alte Stadtgeschichte. Julius Wolff hat für diesen Roman, der in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts spielt, als Schauplatz der Handlung die alte ehrwürdige Stadt Lüneburg ausersehen, in der ein heftiger Kampf der Bürgerschaft und der Prälaten gegen den Rat entbrannte wegen der vom Rat unrechtmäßig einbehaltenen Einkünfte aus der berühmten Salzquelle, die er zur Deckung unbedacht entstandener Schulden verwenden wollte. Der Böttchermeister Gotthold Henneberg, genannt der Sülfmeister, steht im Mittelpunkt der Handlung, eine historisch verbürgte, charakterfeste Gestalt; das Leben in seinem Hause und in seiner Familie, wie auch dasjenige anderer Handwerker, mit ihren Sitten und Gebräuchen nimmt breiten Raum ein, Schilderungen der herrlichen Lüneburger Heide und der hochinteressanten Stadt mit ihren alten Baulichkeiten sind besonders liebevoll dargestellt. Alfred Buhemann schreibt in seiner Besprechung: „Der Sülfmeister ist

eine kulturhistorische Dichtung ersten Ranges insofern, als sie das mittelalterliche Treiben der Zünfte und Handwerker selbst bis ins kleinste mit fast photographischer Treue abspiegelt."

Der Sachsenspiegel. Eine Geschichte aus der Hohenstaufenzeit. In diesem hat Julius Wolff wiederum den heimatlichen Boden betreten und damit einen seiner besten Romane getroffen in mustergültiger Sprache. Es handelt sich um das berühmte Gesetzbuch, das im dreizehnten Jahrhundert vor Ritter Eyke von Rey auf Schloß Falkenstein niedergeschrieben wurde, von dem noch heute Spuren im BGB. vorhanden sind. Die Personen sind zum größten Teile historisch und urkundlich beglaubigt. Die Anfeindungen, die das hochbedeutende Gesetzbuch von seiten des Klerus zu bestehen hatte, und eine tiefeingreifende Liebesgeschichte, die zu dramatischen Verwicklungen führt, bilden die Haupthandlung, der jedoch auch heitere Szenen beigegeben sind.

Das Recht der Hagestolze. Eine Heiratsgeschichte, ist durchweg heiteren Inhalts. Das romantische Neckartal, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts zur Zeit der unausgesetzten Fehden, ist der Schauplatz dieses Romanes. Ein seltsamer Abschnitt des deutschen Erbrechts jener Zeit, genannt das Recht der Hagestolze, gibt das Motiv zu dieser lustigen Geschichte. Mitgliedern der Rittergeschlechter, die auf den zahlreichen Burgen dort hausten, deren berühmtestes der Landschaden von Steinach war, und der stolzen Herrin der schön gelegenen Minenburg bei Neckargartach, sind die Hauptrollen der Heiratsgeschichte zugeteilt, die sich durch anmutige heitere Episoden auszeichnet.

Die Hohkönigsburg. Eine Fehdegeschichte versetzt uns in den sagenumwobenen Wasgau mit seinen Wäldern und Burgen. Der wechselvolle Gang einer ritterlichen Fehde um den Besitz der Hohkönigsburg, der größten gewaltigen Burg im Elsaß, spielt zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als das alte Hohenstaufenschloß nach seiner Zerstörung wieder herrlich aufgebaut war und Gegenstand erbitterten Streites zwischen den mächtigsten Adelsgeschlechtern wurde. Eine anmutige Liebesgeschichte, mannigfaltige Abenteuer spielen hinein, ein Pfeifertag, wie er damals in der Gegend alle Jahre gefeiert wurde, mit seiner Festfeier, Trinkgelage und Gerichtssitzung, bildet das farbenbunte und fröhliche Mittelstück, wie den Angelpunkt der Handlung. Karl Frenzel sagt davon in der Nationalzeitung: „Das alles weiß Julius Wolff mit frischer Anschaulichkeit und anmutendem Humor zu schildern und in seine Fabel geschickt mit dem Zuständlichen zu verbinden."

Das schwarze Weib. Roman aus der Zeit des Bauernkrieges. Wieder ist es ein markantes Bild aus der deutschen Vergangenheit, das Julius Wolff in bekannter Meisterschaft vorführt. Die Schicksale einer heldenmütigen Freiheitskämpferin, deren Leben wenig bekannt, doch urkundlich nachweisbar ist und dem die Geschichte den wohlverdienten Lorbeer versagt hat. Sie schließt sich denen an, die äußerlich ihresgleichen sind, um ihren ganzen Haß an den herzlosen Bedrückern des Volkes auszulassen. Sie wird mit Florian Geyer die Seele des Bundschuh. Die abenteuerlichen Erlebnisse und die seelischen Kämpfe der Heldin bilden den Hauptinhalt des Romans, der in großen Zügen und fesselnden Schilderungen ein eingerahmtes Bild von der furchtbaren Revolution des sechzehnten Jahrhunderts entrollt.

Das Wildfangrecht. Eine pfälzische Geschichte. Ein altes Regal des Kaisers, schon unter König Wenzel erwähnt, gibt Julius Wolff das Motiv zu seiner sich im siebzehnten Jahrhundert im Städtchen Wachenheim begebenden Geschichte. Das Wildfangrecht hat einst zu ernsten Streitigkeiten zwischen dem Pfalzgrafen Carl Ludwig bei Rhein und seinen Nachbarn geführt, namentlich dem Erzbischof von Mainz, und es vermochte die davon Betroffenen in die bösesten Situationen zu bringen. Von Sonnenschein und Weinduft umhaucht bilden Liebesleid und Liebesglück den Inhalt der lebendigen, auf dem Hintergrunde des pfälzischen Winzerlebens sich abspielenden Geschichte. Sie gewährt uns Einblick in das häusliche Leben der Wachenheimer und die mühevolle und dabei fröhliche Arbeit der Winzer, in das vergnügte Treiben in den Spinnstuben; alle Gestalten treten plastisch in die Erscheinung. Prof. Dr. Fritze schreibt darüber in der Weserzeitung: „Diese neueste Schöpfung stellt der Frische des dreiundsiebzigjährigen Verfassers ein rühmliches Zeugnis aus und erweckt die erfreulichen Hoffnungen auf weitere Gaben seiner als unerschöpflich erscheinenden dichterischen Gestaltungskraft."

Zweifel der Liebe. Roman aus der Gegenwart. Im vorliegenden Roman verläßt Julius Wolff das von ihm mit Vorliebe und großer Begabung gepflegte Gebiet der Romantik. Eine feinsinnige Studie bietet er in diesem Werke. Sie führt uns tiefempfundene Seelenstimmungen des Helden vor, eines jungen Offiziers, der zu ehrenhaft ist, um der Angebeteten seines Herzens seine Liebe zu gestehen, da er nicht die Mittel besitzt, um ein armes Mädchen zu heiraten. Das ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Die daraus folgenden Verwicklungen sind geschickt geschürzt und gut gelöst. Gleich die Einführung des jungen Offiziers in seine Junggesellenwohnung, das Leben auf den Straßen, wie die anderen Gestalten sind mit guter

Beobachtung gezeichnet, und leibhaftig ist jede, von den anderen sich abhebend, vor uns hingestellt. Im „Deutschen Offiziersblatt“ schloß die Besprechung mit den Worten: Nicht nur die gleiche Handlung und die klare Schilderung der Charaktere, auch die schöne, vornehme Sprache machen das Lesen dieses Buches zum Genuß. Karl Frenzel, der berühmte Kritiker, schreibt in der Nationalzeitung zu Julius Wolffs 70. Geburtstage: „Der Ton bist Du, wie der Farbenmeister. Kein Wunder darum, daß Maler und Musikanten aus Deiner Dichtung Born vergnüglich schöpfen. Gibt's in der Menschlichkeit doch nichts so Hohes und nichts so Kleines, das Du nicht besungen. Gewähren Himmel und Erde uns doch kein seltnes Schauspiel, das Du nicht gemalt.“

Inhaltsbeschreibung der zweiten Serie

Epen und Gedichte · 10 Bände

Geheftet 30 Mark, elegant gebunden 40 Mark

Einzelne Bände werden nicht abgegeben.

Der Rattenfänger von Hameln / Singuf Den Rattenfänger von Hameln nennt Joseph von Lauff in seiner Biographie im 1. Bande der Sämtlichen Werke „einen Schuß ins Schwarze“. Das Vorwort „Allen lieben Spielleut“ erklärt nicht nur die Person des Rattenfängers, wie sie sich Wolff gedacht hat, sondern gibt auch die Gesichtspunkte an, unter denen die Dichtung entstanden ist. Von der Sage gibt nur eine alte Gedenktafel Kunde aus dem 13. Jahrhundert. Felix Dahn schreibt: „Unter den Lebenden wüßte er nur einen, mit welchem er Julius Wolffs Namen nach dieser Leistung zusammenstelle – das sei sein teurer Freund Joseph Victor Scheffel. Kein anderer möge sich in dieser Arbeit mit ihm messen.“ Die Stadt Hameln machte Julius Wolff i. J. 1884 zu ihrem Ehrenbürger. „Singuf“ sind Lieder und Gedichte, die der Dichter im Anschluß an den „Rattenfänger“ schrieb, weil ihn diese Gestalt noch lange nicht losließ, sondern ihm immer neue Anregung brachte. Alfred Ruhemann schreibt in seiner Besprechung: „Es finden sich in dieser Sammlung Kabinettstücke, die mit allen Reizen der Wolffschen Muse ausgestattet sind.“

Der wilde Jäger / Der fliegende Holländer. Der wilde Jäger brachte dem Dichter neue Lorbeeren, erwarb immer neue Verehrer und übt noch heute seine Anziehungskraft, wie zu Anfang. Albert Träger schreibt in der Garten-

laube: „Der wilde Jäger, eine Waidmannsmär, beginnt mit einer Schilderung des erwachenden Frühlings im Bodetal, die zu dem Schönsten gehört, was unsere Literatur an beschreibender Poesie besitzt." Dieser herrliche Sang brachte dem Dichter mancherlei Ehrungen seiner Vaterstadt ein. Quedlinburg benannte eine Straße nach ihm und machte ihn zum Ehrenbürger. „**Der fliegende Holländer.**" Eine Seemannssage. Mit dramatischer Kraft, mit Shakespearischer Verve wirft uns der Dichter gleichsam mitten in die Handlung hinein und reißt uns mit sich fort an den stärksten Fesseln seiner Dichtung; er erzählt uns die dramatischen Vorgänge, durch die der Held der Sage aus dem Menschlichen ins Übernatürliche, Geisterhafte übergeht und zum ruhelosen Segeln verdammt wird. Großartige Bilder des Meeres, das Leben an Bord und die Vorgänge auf Sylt geben der Dichtung besonderen Reiz. Ernst v. Wiecki schreibt darüber: „Julius Wolffs ‚Fliegender Holländer' ist die schönste und anschaulichste Darstellung dieser Seemannssage in deutscher Sprache."

Der Tannhäuser.

Ein Minnesang aus der Zeit der Hohenstaufen. Alfred Ruhemann sagt in seiner Besprechung: „Julius Wolff schrieb das größte, bedeutendste Werk, was bisher seiner Feder entflossen ist, sein Epos ‚**Tannhäuser**'; – es ist ein Meisterwerk an Empfindung und Form, ein Phantasiestück unverfälschter mittelalterlicher Sangesweise. Die Beichte Tannhäusers vor Innozenz erreicht eine geradezu phänomenale Höhe. Besonders hervorzuheben ist noch der Gesang ‚Minneschweig'. Was Wolff hier geleistet, entzieht sich jeder Beurteilung; die Worte, die ihm an dieser Stelle in einfacher Schöne aus dem Herzen dringen, sind von geradezu überwältigender Wirkung. Auf unzählige Arten bereits ist das Nibelungenlied und sein unbekannter Erzeuger gefeiert worden, nirgends aber ergreifender, vollkommener und des Originals würdiger als im ‚Minneschweig'. Albert Träger schreibt in der Gartenlaube: „Wie wunderbar diese versinkende Welt gewesen, welch unverwelkliche Blüten auf ihrer Höhe sie getrieben, deren berauschender Duft die spätesten Geschlechter noch entzücken und berauschen wird, das hat so stimmungsvoll und überzeugend kein andrer uns noch gezeigt, wie Julius Wolff in seinem Tannhäuser."

Lurlei / Der Eulenspiegel.

Lurlei. Eine Romanze. Das herrliche Rheinstromgebiet ist Schauplatz der Handlung. Karl Frenzel sagt in der National-Ztg.: „Wer sich nur einen Hauch und Zug der alten Burschenherrlichkeit bewahrt hat, dem muß bei diesen Tönen das Herz aufgehen." Joseph von Lauff schreibt: „Julius Wolffs Dichtung ‚Lurlei' wird leben, solange noch vom Lurlenberge die Akkorde des verwunschenen Weibes ertönen."

Ernst v. Wiecki sagt in seinen kritischen Essays: „Solange die deutsche Eulenspiegel im Herzen des deutschen Volkes Widerhall findet, wird Julius Wolffs Epos einen bedeutenden Rang in unserer Literatur einnehmen. Konzeption, Sprache, Stil und die eingeflochtene Lyrik stempeln die Dichtung zu einem Werk von bleibender Bedeutung."

„**Der Eulenspiegel.**" Ein Schelmenlied. Unserm Dichter ist Eulenspiegel der Inbegriff, die Verkörperung deutschen Volkshumors, und Karl Frenzel schreibt in der Nation.-Ztg.: „Schon jetzt gesellt sich Julius Wolff ebenbürtig unsern besten humoristischen Dichtern zu", – und – „die beiden Standreden des Till gegen die Sozialdemokraten und die frommen Heuchler gehören zu dem Besten und Schlagendsten, was über die Roten und die Schwarzen im römischen wie im lutherischen Lager gesagt werden kann." Dr. L. v. Donop schreibt in der Augsburger Allgem. Ztg.: „Wir stellen getrost dies Werk als ein ebenbürtiges den Leistungen Victor Scheffels und Bodenstedts Mirza Schaffy zur Seite."

„Renata."

Eine Dichtung. Julius Wolff hat das Aufblühen der Renaissance im Kunstgewerbe, zur Zeit der Reformation, in der interessanten alten Bischof- und Goldschmiedestadt Hildesheim in dieser Dichtung zur Darstellung gebracht, und des Goldschmiedemeisters schöne Tochter Renata (die Wiedergeborene) ist die Trägerin des Gedankens. Karl Frenzel schreibt in der Nationalzeitung: „Jede neue Kunst wirkt wie ein Zauber auf die Menschen", und weiter: „Das Ganze erfreut und heimelt an, den Künstler fordert es gleichsam zu Illustrationen dieser bewegten Szenen und Gruppen heraus. An Sinnigkeit des Gedankens in seiner feinen Durchführung und Geschlossenheit der Fabel ist „Renata" dem „Wilden Jäger" und „Rattenfänger von Hameln" ebenbürtig. In Hildesheim zeigt man auf dem Rathause den „Maigrafenbecher", und hat dem Dichter ein würdiges Denkmal gesetzt an einem von der Stadt dazu erwählten hervorragend ehrenvollen Platz.

Die Pappenheimer / Aus dem Felde.

Die Pappenheimer. Ein Reiterlied. Diese Dichtung spielt in den interessantesten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und gibt ein Bild echten Reiterlebens eines Pappenheimschen Kürassierregiments, mit heiteren und tragischen Ereignissen. Wie ein roter Faden zieht sich die köstliche Liebesgeschichte des jungen Gefreiten Hellmut durch die ganze Dichtung. Ernst v. Wiecki schreibt: „Es sei daran erinnert, daß der Dichter dieses Reiterliedes den Vorzug gehabt hat, Anno 70/71 für König und Vaterland ins Feld ziehen zu dürfen; auf das Selbsterlebte ist wohl in erster Linie die Frische, Lebendigkeit und Anschaulichkeit zurückzuführen, die das Lied so vorteilhaft auszeichnet." Karl Frenzel

schreibt in der Nationalzeitung: „Mehr als ein Kapitel liest sich wie eine Erzählung zu Wallensteins Lager." „**Aus dem Felde.**" Joseph von Lauff nennt diese Sammlung Jul. Wolffs „erste dichterische Tat". Ferdinand Freiligrath und Hoffmann von Fallersleben lobten „die Anschaulichkeit und Frische, mit der diese Gedichte im Kriege in Feindesland geschrieben sind, es sind eigne Erlebnisse". Das Lied: „Herrlich auferstanden" und „Die Fahne der 61 er" sind Gemeingut des Volkes geworden.

Der Landsknecht von Cochem.

Ein Gang von der Mosel. Joseph von Lauff schreibt: „Golden sind die Moseltröpfchen, und golden sind auch die Saiten gewesen, die Julius Wolff zu ihrem Preise erklingen ließ. Sie und die Mosel gehören nun einmal zusammen und sind nicht mehr voneinander zu trennen." Ernst v. Wiecki schreibt: „Was die Dichtung auszeichnet, ist die kühne Verbindung von feuchtfröhlichem Humor und tiefem Ernst. Dazu kommen die prächtigen Landschaftsbilder des lieblichen Moseltales, die den Schauplatz der Handlung charakterisieren; gerade im Schildern der Landschaft ist der Dichter des ‚Wilden Jäger' ein Meister." Im Jahre 1907 hatte man in Rißbach ein Blumenfest gefeiert, was ganz nach der Dichtung Wolffs veranstaltet war, wozu er auch hinreißte; und zu gleicher Zeit fand in Amerika ein ebensolches statt, von dem die Beteiligten Julius Wolff Photographien zuschickten mit begeisterten Zuschriften.

Assalide.

Dichtung aus der Zeit der provenzalischen Troubadours. Der Dichter entrollt uns ein farbenprächtiges Bild voll Poesie und Romantik von dem damaligen ritterlichen Leben mit seinen stolzen mutigen Erscheinungen und seinen heiteren, leichten Sitten. Auch der Humor kommt zu Worte und beim Saitenspiel der Sänger ertönen eine Menge der köstlichsten Lieder. Ernst v. Wiecki schreibt: „Gerade dies Epos ist eines der schönsten von Wolff, das sich dem Tannhäuser, Rattenfänger und Lurlei würdig anreiht. Die Eleganz der Sprache, die geschickte Komposition, der Reichtum an echt lyrischen Liedern und die geniale Behandlung des uralten Themas der Liebe Lust und Leid sichern der Dichtung einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur."

Der fahrende Schüler.

Der Dichter führt uns mitten hinein in das bewegliche Leben der fahrenden Scholaren des 15. Jahrhunderts; er gibt uns eine klare Vorstellung von übermütigem Treiben und entwirft vor unseren Augen den Schicksalsgang seines Helden spannend und interessant. Karl Frenzel schreibt darüber in der Nationalzeitung: „Wie der Landsknecht von Cochem ist der ‚fahrende Schüler' ein Bild deutschen Lebens in treuherziger Holzschnitt-

manier. Die schlimmen Seiten des Vagantentums, die innere und äußere Roheit dieses Treibens, der beständige Kampf um die Notdurft des Lebens werden uns nicht verschwiegen, aber ein Lichtblick humoristischer Laune verklärt sie." Die Verehrung des Dichters Walter von der Vogelweide kommt besonders zum Ausdruck.

Schauspiele / Nachlaß

Zum Nachlaß werden Sprüche, die Wolff im Jahre 1886 für sein eignes Heim niedergeschrieben hat und noch einige andere, ausgewählt werden; ebenfalls einige Trinksprüche und andere Dichtungen; auch Prologe und Festspiele usw. „Kambyses" zeigt den großen Perserkönig auf der Höhe seiner Macht und am Ende seines Lebens. „Junggesellensteuer" behandelt einen modernen Stoff: die freie Liebe, die, sobald eine wahre Liebe eintritt, in Nichts zerfällt; nebenbei wird humoristisch für Einführung der Junggesellensteuer plädiert. Das Stück ist am Berliner Residenztheater an 46 Abenden mit vortrefflicher Besetzung gegeben. Frau Lewinsky-Precheisen gastierte mit der Rolle, nachdem sie in Kassel damit einen schönen Erfolg hatte. München, Dresden, Leipzig und andere Städte kamen nach. Das Schauspiel „Drohende Wolken" behandelt auch einen seinerzeit modernen Stoff und wurde in Hannover, Weimar usw. gegeben. „Der Fiskus" war in Berlin an der Hofbühne angenommen, wurde aber vom Dichter zurückgezogen.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig